



<36606302500013

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 1.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Die Parteien und die Kritik.

Ein Vorwort

von

Oswald Marbach.

Als ich dieses Journal im Jahre 1844 nur auf die eigenen geistigen und pecuniären Kräfte gestützt unternahm, gab ich ihm den bescheidenen Titel: Literatur- und Kunstbericht. Seitdem hat dasselbe sowohl an Umfang als an zusammenwirkenden Kräften so bedeutend gewonnen, daß ich wage ihm den bedeutsameren Titel zu geben, welchen es heut zum erstenmal an der Stirne trägt.

Zum Gedeihen der Leipziger Revue ist es von der größten Wichtigkeit, daß ihre Aufgabe auf das bestimmteste ausgesprochen sei, damit das Publikum wisse, was es zu erwarten und zu verlangen berechtigt sei, und damit die Mitarbeiter diese Aufgabe als die ihre anerkennend ohne im Einzelnen von der Redaction überwacht und bevormundet zu werden frei zur Herstellung eines organischen Ganzen zusammenwirken können.

> Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
> Die noch die Mutter aller Siege war! —
> Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
> Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Dieses Wort des Dichters hat gezündet, weil die Welt des Zündstoffes voll war; ein Funke, ein Blitz und die Explosion erfolgte. So sind wir in den lebhaften Parteikampf dieser Tage gerathen. Der Kampf der Principien, um die es sich handelt, ist älter, aber er ist zum Parteikampfe geworden, seitdem nicht bloß mit Principien und um Principien gekämpft wird, sondern seitdem es sich um die Consequenzen dieser Principien um ihre Verwirklichung handelt. Der Parteikampf ist nicht ein Streit um die Wahrheit, sondern um die Verwirklichung dessen, was als wahr nun einmal angenommen ist. Dabei kommt es nicht darauf an, ob man die Wahrheit als Frucht der Erkenntniß oder als ein Gegebenes und Angenommenes — als ein Vorurtheil besitzt. Die Begeisterung, die Treue für die angenommene Wahrheit, das ist es, worauf es im Parteikampf ankommt: die Gesinnungstüchtigkeit. Jeder Partei kommt die Gesinnungstüchtigkeit der anderen Partei als Dickköpfigkeit, Bornirtheit, Eigensinn, wohl gar als niederträchtige Absicht vor, und jede Partei verdächtigt demgemäß die Gesinnung der anderen. Das bringt in einen Kampf, den man offen und ehrlich haben will, Gehässigkeit und Verbitterung, das macht nicht selten aus einem ehrenwerthen Ringen um die Sache einen schmählichen Hader um die Persönlichkeit. Die bittersten Erfahrungen hat aber jede Partei in ihrem eigenen Innern zu machen. Da man es als Pflicht ausgesprochen hat, daß Jedermann Partei ergreifen solle, auch der welcher die Wahrheit nicht zu suchen und zu finden, sondern sie nur auf Autorität eines dunklen Dranges anzunehmen vermöge, so ist eine nothwendige Folge, daß die einzelnen Mitglieder jeder Partei ihre Wahrheit mit allen Mitteln zu verwirklichen streben, die ihnen zu Gebote stehen. Dem kleinlichen Menschen stehen nur kleinliche, dem schofeln nur schofle, dem schlechten nur schlechte Mittel zu Gebote, — zur Partei gehören alle, die ihre Wahrheit bekennen, auch die kleinlichen, die schofeln und die schlechten. Die Einigkeit des Bekenntnisses und die Gesinnungstüchtigkeit schützen nicht vor der Wahl widersprechender und schlechter Mittel; das ist der Verdruß der Partei.

Aber die Gehässigkeit und Verdrießlichkeit des Parteikampfes darf uns nicht ungerecht gegen den Parteikampf selbst machen. Wo Kampf ist, da ist Leben; wo Leben, da Zukunft. Um die großen Vorzüge der Gegenwart zu würdigen muß man sich der Vergangenheit erinnern, jener nächsten Vergangenheit, in die unsere Jugend fiel. Mit welchem Ingrimm, mit welcher Verachtung war damals jeder für die Idee begeisterte Mensch gegen die große Menge erfüllt, welche in einer langweiligen Lethargie dahindufelte, aus der kein Schrei des Entsetzens, kein Jubelruf der Begeisterung sie zu erwecken vermochte. Nur faule Seelen können die gute alte Zeit preisen, welche nicht kalt und nicht warm war, die Zeit der Romantik und der Sentimentalität, in welcher man für den wirklichen Jammer der eigenen Nichtsnutzigkeit kein Gefühl hatte, in der es dagegen Mode war, daß jeder Mensch von Erziehung sich seinen kleinen Privatjammer zurechte machte, mit welchem er kokettirte und sich und seine Umgebungen malträtirte. Neben diesem Privatjammer hielten sich die schönen Seelen eine Privatreligion und eine Privatphilosophie, ja einen Privatstaat, während Kirche, Wissenschaft und Staat in ihrem öffentlichen Dasein mit einer äußerlichen Anerkennung abgefunden, im Grunde aber gänzlich ignorirt oder gar verachtet wurden. Aus diesem Chinesenthum ist das deutsche Volk Dank dem Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken von Regierenden, Literaten und Fana-

ikern aufgerüttelt worden. Erst stritt man nur wie zum Spaße, aber die Männer der Gegenwart kamen zur Macht und der Kampf ist immer ernster, immer leidenschaftlicher geworden, nun ward man sich der Gegensätze bewußt, die Parteien formirten sich, in immer breiteren Kreisen pflanzte sich die Bewegung fort, in immer tiefre Tiefen drang sie ein, und gegenwärtig ist eher ein Weltbrand als eine Weltvermoderung zu befürchten. Der Geist schreitet durch die Geschichte der Völker, Heil dem Volke, das das Dröhnen seiner Tritte vernimmt, das den Boden unter seinen Füßen beben fühlt und mit ihm erbebt bis ins innerste Mark, solches Volk ist ein erwähltes, berufen zur Arbeit am Werke der Ewigkeit, während die glücklichen Völker, welche ungestört schlummern, keine Leidenschaft für die Idee kennen, nach der Weise der Väter recht und schlecht dahin vegetiren, bei denen eine Liebschaft das höchste der Gefühle ist, in der Geschichte keinen Namen, im Organismus des Geistes keine Stelle haben.

Vor dem Weltbrande braucht uns nicht bange zu sein — nur die Feigen sind die Todten. Ein Volk welches des Geistes voll ist, welches berufen und erwählt ist zur Arbeit an der Geschichte, ist unverwüstlich. Wie heftig auch die Geister auf einander platzen, wie erbittert die Parteien auch gegen einander streiten, sie zerstören doch nicht, sondern sie bauen; indem sie sich die Köpfe an einander zerschellen, springt aus den gebrochenen die Göttin geharnischt hervor: die Zukunft so groß und gewaltig, so schön und glorreich, wie sie keiner gedacht, ja wie sie keiner gewollt hat und wie sie doch nun da ist zu Aller Beseligung.

Das ist mehr als Hoffnung; das ist Gewißheit, und diese Gewißheit ist die Berechtigung der Kritik, ihr Princip und ihr Zweck.

Mitten in den Parteien mit ihren hochtönenden Redensarten und ihren erbärmlichen Thaten, ihren Gehässigkeiten, ihrer bornirten Gesinnungstüchtigkeit steht die Kritik, das heißt die Philosophie, denn diese zwei sind identisch. Soll auch sie Partei ergreifen? Sie hat es freilich gethan, aber ist dadurch sich selber untreu geworden. Und die Folge dieser Untreue gegen sich selbst war der innere Verfall derselben. Die Philosophie vertheilte sich an die verschiedenen Parteien und diese freuten sich nicht wenig in ihr eine Artillerie gefunden zu haben, deren sie zum Fernkampfe wie zum Centralangriffe bedurfte. Ein kleiner Theil der Philosophen, welchem der Inhalt mehr galt als die Form, wendete sich den conservativen Parteien zu. Der beiweitem größere Theil seinem Ursprunge, dem Ursprunge alles Denkens, aller Bewegung treu bleibend gab der Form den Vorzug vor dem Inhalt und schwur zur Fahne der radicalen Parteien. Auch das oberflächlichste und seichteste Raisonnement hat mit der Philosophie doch das Prinzip gemein, das Prinzip der Selbstbestimmung, des Denkens.

Aber die Philosophie hat sich im Dienste der Parteien sehr schlecht befunden. Die wohlfeile Freude der Entdeckung einer linken und rechten Seite an ihr selbst, ist ihr sehr theuer zu stehen gekommen. Sie ist in Verachtung gekommen, denn jede Partei pocht auf Gesinnungstüchtigkeit und jede Partei fühlt sehr wohl, daß die Philosophie im Grunde die Gesinnungstüchtigkeit als Bornirtheit verachte. Jede Partei fürchtet in der ihr alliirten Philosophie einen hochmüthigen Verräther am Herzen zu wärmen — und hat nicht Unrecht.

Um aber das Maß der Schande der Philosophie voll zu machen, hat sich auch ein philosophischer Freibeuterhaufen etablirt, welcher keck durch die Lager aller Parteien schwärmt, und seine Lust daran hat überall Verwirrung anzurichten. Der Uebermuth ist seine Gesinnung und die Verwirrung sein Zweck. Diese moderne Sophistik giebt sich dabei den Schein die freie, von allen Parteien unabhängige Philosophie zu sein, mit der sie doch nichts gemein hat als die scharfe Waffe der Dialektik, die sie ihr über Nacht gestohlen hat.

Wo aber ist die wahre Philosophie geblieben? Jene drei Richtungen in ihr, von denen die eine bei den Conservativen, die zweite bei den Radicalen Satellitendienste thut, die dritte auf eigne Faust freibeutert, sind die drei Momente der Philosophie, in welche sie sich aufgelöst hat, aus denen sie sich wieder zusammenfassen muß um zu sich selbst zu kommen: Inhalt, Form und dialektische Vermittlung beider zueinander.

Alle conservativen Parteien in Kunst, Wissenschaft und Leben halten fest am Ueberlieferten, das ist die Fülle des Geistes wie sie in aller Vergangenheit dagewesen. Daß diese Fülle der Geist ist, wissen freilich die wenigsten unter den Parteimännern, aber alle kennen sie doch als überlieferte Fülle im Gegensatze gegen die leere Form der Zukunft, für welche ihre Gegner streiten. Die Philosophie ist es, welche das Bewußtsein erzeugt, daß es der Eine ewige Inhalt, der Geist ist, welcher von jeher bei den Menschen gewesen ist, also die Wahrheit der Geschichte und die Wirklichkeit der Welt ist. Die Philosophie ist also conservativ. Der Philosoph ist der Conservativste unter den Conservativen. Er erkennt die Geschichte und die Gegenwart nach ihren historischen Grundlagen nicht bloß an, läßt sie gelten, sondern er beweist sie in ihrer Nothwendigkeit. Damit wird er den Conservativen selbst unbequem. Diese lassen sich gern gefallen, daß Herr von X Minister geworden, weil er etwa dem regierenden Herrn früher als Kuppler gedient — so etwas sind sie erbärmlich genug als geschichtliches Motiv anzuerkennen, — der unbequeme Philosoph kommt und macht der ganzen pikanten Klätscherei und servilen Niederträchtigkeit damit ein Ende, daß er den regierenden Herrn mitsammt seinem Minister als eine Frucht der Vergangenheit wider Willen ihrer selbst, als ein Gewordenes, das selbst mit innerstem Widerstreben nichts vermag gegen seine historische Mission, demonstrirt. Die Partei findet den Philosophen lächerlich, unbequem, ja beleidigend; das viel gepriesene historische Recht wird im Munde des Philosophen zur Injurie.

Alle radicalen Parteien halten fest am Rechte der Selbstbestimmung, am ewigen Rechte des Geistes nur um seiner selbst willen zu existiren. Das dem Geiste Gemäße ist seine Ver-

nunft, sein Wille, seine That, in Summa die Freiheit. Die von sich selbst wissende und sich selbst vollbringende Vernunft ist die Philosophie. Es ist klar, daß der Philosoph der Radicalste unter den Radicalen ist. Der Geist beruhigt sich in keiner seiner Formen; es ist sein Leben, seine Lust immer neue Formen sich selbst zu geben; die ihn in einer veralteten Form seines Daseins festhalten wollen, begehen ein Unrecht und zugleich eine Lächerlichkeit. Jenes wissen die Radicalen, aber nicht Dieses. In die jedesmalige Gegenwart ragt das Veraltete aus der Vergangenheit herein, das Neue aus der Zukunft. Da nun die meisten Menschen ihr Tagewerk abspinnen wie der Seiler und rückwärts auf ihr Grab zugehen, so hat es für sie den Schein als übe stets in der Welt die Partei, welche das Alte und Veraltete vertritt, die Herrschaft aus, während die Partei, welche das Neue vertheidigt, in der Opposition stehe. Der Philosoph weiß, daß dieses ganz eben so eine Täuschung ist, wie jene, nach welcher die Sonne um die Erde herum läuft. Er sieht nur Menschen, von denen einige Vorwärts schreien und kopfüber rückwärts rennen, andere Rückwärts als Losungswort einander zu raunen und dabei vom Sturme der Zeit wider Willen vorwärts getrieben werden — und noch einige wenige, welche gelassen und schweigend den ganzen Reichthum der Vergangenheit in die Zukunft tragen. Der Philosoph steht in der Opposition nur zum Scheine, denn er ringt nicht, sondern feiert lächelnd den Sieg jeder Partei als seinen Sieg, als den Sieg des Geistes, der in jeder seiner Phasen ganz bei sich selbst ist. Den Haß der Partei theilt er nicht, weil er ihre Furcht nicht theilt. Und so wird er auch den Radicalen durch seine Siegesgewißheit, seine Apathie, lächerlich, widerwärtig, ja verächtlich als ein übermüthiger Besserwisser.

Aber der Philosoph hat weder die gemeine Aufgabe, die Klätschereien der Conservativen in den Ernst der Geschichte zu übersetzen, noch hat er die alberne Rolle eines mit suffisantem Lächeln der Ereiferung der Parteien zuschauenden Besserwissers zu spielen. Seine Arbeit ist eben so wichtig als schwierig, und der Philosoph wählt die Hanswurstjacke nur dann zur Uniform, wenn seine Zeit zu klein ist um die Größe seines Thuns würdigen zu können. Die Vermittelung der Phasen des Geistes im Bewußtsein ist seine Arbeit. Nicht laufen die Menschen wie Hunde neben ihrem Herrn, neben dem Geiste, welcher die Geschichte macht, hin, sondern sie sind selbst Geist im Geiste, wohlberechtigte Glieder am ganzen Organismus, Reben am Weinstocke. Nun denn der Philosoph ist der Nerv, welcher das Haupt mit den Gliedern vermittelt, er ist der Träger des Wissens jeglicher Generation von ihrer geschichtlichen That. Er vermittelt die verschiedenen Formen des Geistes, indem er alle aus ihrem Inhalt ableitet und auf ihren Inhalt zurückführt und so ist er es auch, welcher die Zukunft als freie That des Geistes in seiner Allseitigkeit zu Stande bringt.

Kehren wir nun zurück zu der Frage: **soll auch die Philosophie Partei ergreifen?** Sie kann es nicht einmal, wenn sie auch wollte, weil keine Partei als solche sich auf die Dauer mit ihr vertragen kann, weil sie an jeder Partei zum Verräther werden muß. Im Dienste der Parteien muß sie sich nothwendig in ihre Momente auflösen, d. h. sich selbst aufgeben. Jede Partei hat Recht und jede Unrecht. Das Recht der einen ist das Unrecht der andern. Die Wahrheit liegt **nicht** in der Mitte zwischen den Parteien, nicht **außerhalb** der Parteien, sondern wirklich **in ihnen**, aber jede Partei kennt die Eine Wahrheit nur nach Einer ihrer unendlich vielen Seiten, Ansichten, und erst der hat ein volles Wissen von der Wahrheit, der es mit allen Parteien hält um alle Ansichten kennen zu lernen, und der alle Ansichten unter einander zu vermitteln, aus einander zu rechtfertigen versteht, um endlich das Recht und das Unrecht aller Parteien gleichzeitig in seiner vollendeten Einheit zu erschauen — und diese Einheit ist die Zukunft, das unwillkührliche Resultat des Parteikampfes.

Man kann also auch sagen: allerdings soll die Philosophie Partei ergreifen, soll alle Parteien ergreifen; aber sich selbst soll sie von keiner ergreifen lassen. Sie soll die Parteien beherrschen, ja sie erzeugen, aber nicht selbst ihnen dienstbar werden.

Die haben ein durchaus falsches Spiel getrieben, die im Namen der Philosophie in den Parteikampf traten, und mit der Autorität der Philosophie und mit der Schärfe der Dialektik für Eine Partei stritten nur um die andere zu Grunde zu richten, während sie doch die ergriffene Partei selbst mißachteten. Indeß war auch dieses **falsche Spiel**, diese **Selbstvernichtung der Philosophie** durch die Intrigue eine geschichtliche Nothwendigkeit. Sie wurde das Ferment, welches den Gährungsproceß der Gegenwart hervorgerufen hat, welches Leben in die todten Massen gebracht hat.

Aber nun es geschehen, was an der Zeit war, nun ist es auch Zeit, daß sich die Philosophie wieder sammele und zu sich selbst komme. Um ihrer selbst willen muß sie gerettet werden aus der Verachtung und Befeindung, welcher sie bei allen Parteien anheimgefallen, weil diese dahinter gekommen sind, daß sie es war, welche die Verwirrung angerichtet hat, denn Verwirrung ist der Gährungsproceß für alle, welche unmittelbar von ihm ergriffen sind. Um der Parteien selbst willen muß sich die Philosophie wieder sammeln und das falsche Spiel als unwürdig aufgeben. Denn obschon jede Partei die Wahrheit nur in der Form des Vorurtheils besitzt, so verliert sie doch alle Kraft des Widerstandes und das Feuer des Angriffs, wenn sie nicht mehr an die Möglichkeit einer selbstbewußten Rechtfertigung der Wahrheit glaubt, wenn sie die Achtung vor der Philosophie verloren hat.

Die **Unparteilichkeit** der Kritik muß endlich eine Wahrheit werden. Zwar nicht so, als stehe die Kritik im Namen der Philosophie, oder vielmehr die Philosophie unter dem Namen der Kritik **außerhalb** des Parteikampfes und reiche dem jedesmaligen Sieger die Palme. O nein, mitten im Kampfe ist die Stellung der Kritik, überall soll sie streiten rechts und links, ja recht eigentlich mit sich selbst, nämlich als das Bewußtsein des Rechtes, welches aus sich selbst die Widersprüche

hervorbringt um sie durch sich selbst zu vermitteln. Die Unparteilichkeit der Kritik ist ihre Allparteilichkeit, so erst ist sie eine Wahrheit.

In dieser Stellung treibt die Kritik ein sophistisches Spiel nur dann, wenn sie — wie auch geschehen — sich begnügt vom Standpunkte jeder Partei aus die Gegenpartei zu ruiniren ohne der siegenden Partei das Bewußtsein ihres Rechtes zu geben. Thut sie aber dieß, dann bringt sie nicht Verwirrung, sondern Bewußtsein in den Kampf, bewirkt die gegenseitige Achtung der Parteien, macht ihren Kampf ehrenhaft, reinigt die guten Zwecke von den schlechten Mitteln, und ist so auch ein Kampfrichter, aber kein übermüthiger und kein ungerechter, sondern als die Stimme des Gewissens einer jeden Partei.

Auch in dieser Stellung im Kampfe kann die Philosophie als Kritik ihrem Schicksale, allseitiger Verkennung, nicht entgehen, man wird ihr immer vorwerfen, daß sie auch auf der Seite der Gegner kämpfe, aber man wird sie um ihrer Ehrlichkeit und um ihrer Wahrhaftigkeit willen achten. Diese Achtung ist ihr Lohn, ihre Entschädigung; den höchsten Lohn aber findet sie in der Selbstachtung, deren sie gewiß ist so lange sie das Bewußtsein der Wahrhaftigkeit hat.

Die Identität der Philosophie und der Kritik ist längst zur Anerkennung gekommen, aber noch nie hat sich die Kritik die Stellung im Leben der Gegenwart gegeben, welche aus dieser Identität folgt. Sie hat es noch nie als ihre Aufgabe erkannt, die Parteien dialektisch hervorzubringen und dialektisch aufzuheben. Entweder hat sie vergeblich nach einem Standpunkte außerhalb des Kampfes, also des Lebens gesucht, oder sie hat einseitig Partei ergriffen und ist also ungerecht geworden, oder endlich sie hat sich begnügt mit der dialektischen Verkehrung des Rechts der Parteien in's Unrecht, ist also in Sophistik ausgeartet. Die Leipziger Revue soll den Versuch machen die Kritik in ihrer Wahrheit zu verwirklichen. Jetzt kann nur angegeben werden, was sie zu thun hat; wie sie ihre Aufgabe erfüllen wird, das wird abhängen von der Beschaffenheit der Kräfte, welche sich der Leipziger Revue anschließen. In dieser Beziehung kann ich selbst jetzt nur hoffen und wünschen.

Daß die Gegenwart der Kritik dringend bedürftig ist, zeigt sich auf die unmittelbarste Weise. Auf allen Gebieten des Geistes ist die Besonnenheit, das freie Urtheil in der Gesinnungstüchtigkeit untergegangen. Ich habe vorhin die Vorzüge der Gegenwart vor der nächsten Vergangenheit anerkannt; aber ihre Nachtheile springen ebenfalls in die Augen. Auf allen Gebieten des Geistes ist die jämmerlichste Mittelmäßigkeit zu Worte und zu Einfluß gekommen. Elende Versmacher spielen die Rolle der Poeten dieser Zeit und die Nationalliteratur verflacht sich in seichtes armseliges Literatenthum, hohle Redensarten werden mit der Prätension weltbewegender Gedanken vorgetragen, kleinliche und bissige Anekdotenkrämer, die nichts können als den Abraum der Jahrhunderte durchschnüffeln, berühmen sich als Geschichtsforscher, Mistfabrikanten als Naturforscher, die Gedankenlosigkeit agirt als Reformator und die Brutalität als Retter der Religion, auf der Tribune des Staats- und Volksredners macht die Unwissenheit sich breit und das höchste der Gefühle, zu dem die Demagogen der Neuzeit sich erheben, ist ein thörichter Patriotismus ohne Berechtigung, welcher der kurzsichtigen Pfiffigkeit in die Hände arbeitet, die der fortschreitenden Bewegung in Gesellschaft und Staat entgegenzutreten wagt. Die untergeordnetsten, längst überwundenen Bildungsstufen haben sich unter diesen Umständen wieder auf die Oberfläche des Lebens emporgehoben und behaben sich wie Factoren der Zukunft. Sie sind's auch, aber nur an der Stelle, welche ihnen die Kritik anzuweisen hat. Ohne Baumeister kommt kein Bau zu Stande, wie fleißig die Handlanger auch Material herbeischleppen mögen. Der Geist redet aus den Bauleuten mit tausend Zungen; soll aber keine babylonische Verwirrung entstehen, so darf auch der nicht fehlen, welcher alle Zungen versteht. Und dieser, welcher nicht fehlen darf, ist die Philosophie, ist die Kritik.

Alle diese excentrischen Bewegungen der Gegenwart sind zu beherrschen vom einzig wahren Mittelpunkte aus, welchen die Philosophie darbietet. Die Arbeit der Concentration ist die Aufgabe der Kritik. Die sie am meisten verachten, sind ihrer am meisten bedürftig. Es wird der Tag kommen, wo sie dieß einsehen werden, wo sie begreifen werden, daß die Philosophie freilich das Schwert ist, welches der Welt die tiefsten Wunden schlägt, aber auch das Schwert, welches allein diese Wunden zu heilen vermag. Aber diesen Tag dürfen wir nicht abwarten. Wir sind es der heiligen Sache der Menschheit schuldig, allem Widerspruche zum Trotz das Banner zu ergreifen, das uns zu tragen geziemt, Wir sage ich, die wir ergriffen sind von der Begeisterung für die Idee, die wir wissen, welche Berechtigung die Gegensätze dieser Zeit haben, und welches ihr endliches Recht ist, die wir die Zungen verstehen, welche geredet werden von den Leuten aller Parteien, und die wir aus der Vergangenheit die Gegenwart und aus dieser die Zukunft zu verstehen gelernt haben. Mögen sie uns schelten, mögen sie uns verachten, wir wollen ihnen gerecht werden, denn wir wissen ja, daß sie auch uns gerecht werden endlich, wenn auch wider Wissen und Willen.

Es bleibt mir noch übrig einiges über die äußeren Mittel zu sagen, durch welche die Leipziger Revue ihre Aufgabe zu lösen unternehmen wird. Ich halte es für eine Pflicht gegen das Publikum auch ihm zu sagen, wie ich die Aufgabe des Journals meinen Mitarbeitern gegenüber dargestellt habe, um die Thätigkeit derselben an der Revue zu specificiren. In dem Circular, welches ich an meine Herren Mitarbeiter erlassen, sagte ich in dieser Beziehung Folgendes.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben vom Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 2.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Die Parteien und die Kritik.

(Schluß.)

„Die Zeitschrift hat sich zur Aufgabe gestellt:

1. Bei Gelegenheit der Kritik literarischer und artistischer Novitäten alle interessanten Fragen in Wissenschaft, Kunst und Leben der Gegenwart vom Standpunkte des philosophisch-gebildeten Bewußtseins klar, eindringlich und besonnen zu besprechen.
2. Zur Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben dadurch beizutragen, daß die Resultate wissenschaftlicher Forschung dem gebildeten Publikum vor Augen geführt, erläutert und auf das Leben angewendet werden.
3. Die Philosophie und die Wissenschaft überhaupt wieder als das zu Ehren zu bringen, was sie ist, nämlich als einzigen Rettungsanker in den Gefahren des Denkens, ja als nothwendigen, unvermeidlichen Durchgangspunkt der Menschheit zu jeder neuen Phase ihres Daseins.
4. Achtung und Beachtung des historischen Zusammenhanges menschlicher Entwickelung zu verbreiten.
5. Der Schriftstellerei der Lohnscribenten vernichtend entgegen zu treten und den Kunstcharakter der Literatur, echte wissenschaftliche und künstlerische Bildung wieder zu Ehren zu bringen.
6. Durch alles dieß zu einer besonnenen Entwickelung der so vielfach verwirrten Gegenwart beizutragen.

Das Journal will den Fortschritt, nicht den scheinbaren, sondern den wirklichen, unwiderstehlichen Fortschritt durch **gründliche Bildung** und **besonnenen Willen**. Es soll hierzu nicht bloß durch Negation des Verkehrten und Veralteten, sondern hauptsächlich durch Position des Vernünftigen und sich als Resultat historischer Entwickelung berechtigt darstellenden Neuen wirken."

Das Publikum möge nun unsere Leistungen mit dem Ernste prüfen, mit welchem wir sie darbringen. Ich habe nur noch auszusprechen, daß ich die äußere Verantwortlichkeit für den ganzen Inhalt der Revue übernehme, nicht aber die wissenschaftliche Verantwortlichkeit für die einzelnen Leistungen. Ich werde mich bemühen Männer von reifem Geiste und gründlicher Bildung zu Mitarbeitern zu gewinnen, und bin überzeugt solche schon gegenwärtig gewonnen zu haben. Solchen Männern aber gebührt ein freies Wort, eine bevormundende Redaction wäre ihrer unwürdig. Die Einigkeit des Standpunktes ist durch das wissenschaftliche Bewußtsein der Gegenwart gegeben, hindert aber nicht eine freie Entfaltung individueller Auffassung der Gegenwart. Die ganze Gegenwart strebt nach einer Gestaltung des Lebens unwillkührlich hin, in welcher das Individuum frei entlassen ist innerhalb des gemeinsamen Bewußtseins Aller; sehen wir zu, ob die Leipziger Revue diese Zukunft der Welt in ihrer Sphäre vorbildlich darzustellen vermögen werde, ob es ihr gelingen werde durch die Kraft des gemeinsamen Bewußtseins mit Verschmähung jedes abstracten Mechanismus sich als organisches Ganzes hervorzubringen.

Oswald Marbach.

Der dänische Corsar und Schleswig-Holstein und Dänemark.

Ein publicistisches Votum von **A. Ruge.**

Unter dem Titel: „Das illustrirte Schleswig-Holstein und Dänemark vom Herausgeber des Corsaren," erscheint so eben bei Jueany in Leipzig eine Sammlung der für Deutschland passenden Artikel und Holzschnitte aus dem Corsaren. **Wir verweisen auf diese interessante und elegante Novität, zur weiteren Aufklärung über unsern Gegenstand.**

Der Corsar ist eine dänische Oppositionszeitung, wie in Frankreich der Charivari. Herr M. **Goldschmidt**, ein junger Mann von 28 Jahren, führt diesen kleinen Freibeuter mit vielem Geschick. Seine Verdienste werden von allen seinen Gegnern durch den rühmlichsten Haß anerkannt und der Justizrath hat ihn im Namen der Krone zu ewiger Censur, also zur Unsterblichkeit verurtheilt. Der Justizrath ist der Kronanwalt, welcher die Beschlagnahmen und die Processe, die daraus folgen, leitet.

In Dänemark finden wir das merkwürdige Schauspiel einer **gesetzlich absoluten Monarchie, welche Preßfreiheit erträgt.**

Dadurch besitzt man sogleich auch eine gewisse **politische Freiheit.** De **Lolme** sagt und **Junius**, der größte Unbekannte, wiederholt es: „Wenn in irgend einer asiatischen Despotie eine Freistatt errichtet würde, von der aus einer ungestraft alle Vesirs, den Sultan und seine Thaten beurtheilte, so würde dadurch unmittelbar eine Art Freiheit und Verfassung

gegeben sein." „Ungestraft" reden nun zwar die dänischen Publicisten und Zeitungen nicht; aber sie reden was sie wollen und dulden was sie müssen — nicht eben barbarische Bußen. Man beraubt keinen jahrelang seiner Freiheit, straft meist mit der Beschlagnahme, einiger Geldbuße und endlich mit der — Verurtheilung zur Censur.

Diese capitis deminutio (Standeserniedrigung) hat man nun auch an Herrn Goldschmidt vollzogen; aber was schadet einem Corsaren die nota censoria, der Unwille des Censors?

Eigenthümliche politische Verhältnisse! Sie machen in Dänemark die Presse zu der einzigen Form, in welcher die politischen Farben hervortreten, um zusammen den Regenbogen des öffentlichen Geistes erscheinen zu lassen.

Nun gab es eine Zeit, wo die Organe der Opposition, das „Vaterland", die „Kopenhagner Post" und der „Corsar" fest zusammen hielten und die „Staatszeitung" mit dem „Tageblatt" auf der Regierungsseite sich beinahe überwältigt sahen. Die Opposition focht für Constitution, vollkommene Preßfreiheit und Jury. Der Proceß war so schön im Gange, daß eine kräftige Unterstützung aus den deutschen Provinzen Schleswig und Holstein unfehlbar zu den Resultaten geführt haben würde, die man hier, wie in Deutschland für die Grundlegung eines ehrenhaften Daseins in der politischen Welt ansehn muß.

Da kam die Nationalitätsfrage, die jetzt von Pesth bis zur Eider erörtert wird, dazwischen. Die Deutschen in Dänemark wollten deutsch, die Dänen dänisch sein; als wenn man ihnen diese unglücklichen Prädicate, wie einen Adelstitel, rauben könnte! Es ist nicht die alte Gewalt des Volksaufstandes von 1813 und 15, es ist kein Avant la lettre, es ist vielmehr eine literarische Wiederholung dieser wüsten Volksgewalt. Das Selbstgefühl der Slaven z. B. reitet jetzt nicht als Cosack in den Feind, es schreibt Lexika, Grammatiken und slavische Mythologien, es hat den Panslavismus erfunden. Das Selbstgefühl der „deutschen Nation" erscheint allerdings wieder im Waffenrock und Helm, im Turnen und in „deutschen" Sängerchören, aber auch die deutsche Einheit wird jetzt offenbar nur literarisch verstanden, man meint nicht „Kaiser und Reich", man meint die Einheit unserer Schriftsprache neben den vielen uneinigen Dialekten und man portirt sich wohl nur in Schleswig für die Theilnahme am deutschen Bunde, wenigstens klagen in allen konstituirten Staaten die Kammern, man hört nie, daß sie frohlockten, wenn die Rede auf den deutschen Bund, diese einzige Form unserer politischen Einheit, kommt. Das neue Teutonenthum ist nicht gerade durch den Panslavismus erzeugt; eher verhält es sich umgekehrt; beide sind aber darin gleich, daß sie alle Politik dem Sprachenthum, der Philologie, opfern. Ob Rußland mit dem philologischen Enthusiasmus erobern wird? — wir wissen es nicht; aber für Rußland wäre dieses Motiv ein Fortschritt von der physikal force zu der moral force. Natürlich brauchen die edlen Slavensöhne sich nur zu pronunziren, und die große Familie ist fertig.

Ob Deutschland aber mit dem Deutschthum erobern könne? — Diese Frage ist wohl nur zum Scherz von den Times aufgeworfen worden. Denn die Times sagen in demselben Artikel, sie kennten kein „Deutschland"; und das einzige Schleswig, welches zum „deutschen Bunde" hinzugefügt werden könnte, wer soll es hinzufügen? Der König von Dänemark. Also die Fremden sollen Deutschland, d. h. den deutschen Bund vergrößern. Nicht genug, daß die Niederlande, daß früher England, daß Dänemark, daß Oestreich, daß Preußen dazu gehört; so wird bald Rußland mit den deutschen Ostseeländern und Frankreich mit dem Elsaß und Lothringen und warum nicht Amerika mit dem Staat Ohio u. s. w. noch dazu treten.

Dies ist nicht die Art und Weise, wie ein Volk abgesondert für sich d. h. national constituirt wird; aber es ist etwas Richtiges in dieser Nationalitäts-Bewegung, nämlich die Föderirung aller Nationen der Erde, welche sich an die jetzige factische Auflösung der kosmopolitisch-deutschen Nation anknüpft. Sollen die zerstreuten Glieder der deutschredenden Menschheit wieder zusammenkommen, so müssen sich freilich alle europäischen Mächte und Nordamerika dazu föderiren, d. h. in den deutschen Bund treten.

Ich sage nicht, daß dies so ganz meine Idee wäre; wenn aber in den nationalen Philologen eine Idee zu finden ist, so wäre es diese. Wobei es sich von selbst versteht, daß die Schwierigkeit ihrer Realisirung hier um so größer ist, je dümmer die Idee ist.

Die Schleswig-Holsteiner Bewegung ist nun allerdings auch eine sprachliche, in diesem Sinne ist sie eine deutsche. Aber sie ist auch eine deutsche in dem Sinne, daß sie sich vor allen Dingen um die Rechte des Herzogs von Augustenburg u. s. w., dann um ferne, ferne Möglichkeiten der Anfalls- und Abfalls-Frage und endlich ganz und gar nicht um gegenwärtige politische Constituirung und Gesetzgebung, sondern mit großem Glauben und großer Begeisterung um „die Zukunft Deutschlands", die ohne Zweifel eben so glorreich sein wird, als die Gegenwart bescheiden ist, herumdreht. Sie hat deswegen auch vor der Hand alle politischen Rechte der Schleswiger und der Holsteiner nur compromittirt.

Politische Köpfe kann man diese thörichten Agitatoren nicht nennen, die auswärtige Politik treiben, dynastische Privatrechte vertheidigen, und alle innere Freiheit, ihr Associationsrecht und ihre Preßfreiheit dafür in die Schanze schlagen. Politisch wären sie nur, wenn sie der Krone schließlich so lästig würden, daß sie wider Willen von ihr in ein Reichsparlament und zu allen möglichen Rechten freier Männer herbeigezogen werden müßten, was sie dann aber ohne Zweifel aus deutschem Patriotismus nicht annehmen würden. Wem dagegen eine Auflösung Dänemarks anders zu Nutze kommen soll, als denen, die den Sund brauchen und die Ostsee beherrschen — den Russen, das ist nicht abzusehen. Will die deutsche Begeisterung Rußland noch mächtiger machen, als es ihre Anwesenheit 1813 und 15 und ihre Abwesenheit 1831 gethan; wohlan so löse

sie Dänemark auf, ohne ein Deutschland an dessen Stelle zu gründen. Doch die deutschnationale Begeisterung wird dies nicht thun. Sie wird überhaupt nichts thun: sie füllt nur die Lücke unserer Zeit aus, wo nichts gethan wird und nicht weniger als Alles zu thun wäre. Wie ein alter Marquis von 1788, hat die Teutonenpartei nichts gelernt und nichts vergessen. Weder der Markgraf Arndt von Bonn, noch der Gaugraf Jahn von der Unstrut, noch der Pfalzgraf Maßmann zu und bei Rhein, noch endlich der Bischof Görres in Wassertrüdingen haben uns politische Freiheit errungen; und wer ist nationaler, als diese Männer? Ist es die Weserzeitung? ist es die Bremer Zeitung? Doch lassen wir die ehrwürdigen Altdeutschen, unsere glorreichen Nichtbefreier und fragen wir vielmehr:

Wird die Bewegung in Schleswig-Holstein der Regierung so lästig, daß man erwarten kann, es werde daraus hervorgehn, was am Ende jede Bewegung unserer Tage hervorbringen muß, was selbst die Reaction zum Resultat haben wird — politische Freiheit?

Dies erwarten selbst die Dänen von ihr und sie finden, daß der König von Dänemark für den Augenblick sehr fein, die skandinavische und die deutsche Nationalität benutzt, um die Opposition zu spalten und hinter einander zu schicken; sie freuen sich aber über die verstärkte Opposition, die schon jetzt in Schleswig zum Vorschein kommt, und gleich nach dem feierlichen Protest der Schleswiger Stände gegen den offenen Brief vom 8. Juli in gegenwärtige Verfassungsfragen eingeht.

Der Protest ist directe und starke Opposition, die Beschwerden über die Kränkung politischer Rechte, die der Advocat Gülich am 9. November vorgebracht, sind es ebenfalls. Er zeigt, daß Schleswig-Holstein um das Associations- und Petitionsrecht, um die Preß- und Lehrfreiheit gekommen, und daß also Schleswig, noch ehe es in den deutschen Bund aufgenommen, übler daran sei, „als irgend ein streng gehaltenes und censirtes deutsches Bundesland"; er macht geradeswegs „eine Proposition auf Aenderung des gegenwärtigen Regierungssystems", und verlangt „einen Wechsel in den Personen der Rathgeber der Krone, namentlich die Entfernung des Kanzleipräsidenten Grafen von Moltke." So berichtet uns die Weserzeitung.

Bei diesem Punkte angelangt und als Ausdruck der Provinzialstimmung betrachtet ist es die Schleswiger Ständeversammlung, welche die Sprachfrage beseitigt und, von den Dänen in der Provinz unterstützt, die Verfassungsfrage mit einer Energie aufnimmt, die nach dem Bisherigen überraschen muß.

Dennoch bleibt der nationale Anfang der Bewegung ein großer Uebelstand: er macht die ganze Angelegenheit provinziell *). Man fordert geradezu die provinzelle Stellung als ein Grundgesetz, und es scheint unmöglich zu sein, dem Streich, welchen Dänemark durch seine Nachahmung der preußischen Provinzialstände der Reichseinheit geschlagen hat, seine tödtliche Wirkung zu benehmen. Denn die Provinzen sind hier mehr als Provinzen, sie sind verfeindete Grenzvölker, deren Haß auf eine unverantwortliche Weise durch Demagogen sowohl, als durch Antidemagogen genährt wurde. Aehnlich ist es mit Posen. Es wird immer eine Schwierigkeit in der preußischen Staatsbildung sein, so lange die Widerharigkeit des polnischen Nationalgefühls existirt, so lange die Polen lieber polnisch, als frei sein wollen oder um es in ihrer Sprache auszudrücken, so lange sie nur „eine polnische Freiheit" kennen, die freilich wenn sie erreicht wäre zunächst nichts als Unabhängigkeit und bei weitem noch keine Gesellschaft frei constituirter Menschen wäre.

Die Schwierigkeit in solchen Fällen ist, ein Selbstgefühl zu beseitigen, welches das Gemüth so leidenschaftlich aufregt, daß alle klaren unmittelbar erreichbaren politischen Zwecke darin erstickt werden.

Nicht ganz so arg, wie der polnische Patriotismus gegen Deutschland, scheint der deutsche gegen Dänemark zu sein; aber seine Sprache, die der politischen Realität d. h. der Integrität des Königreichs wenig Rechnung trägt, klingt ganz ähnlich.

Das Königreich Dänemark sieht sich wie eine Zufälligkeit und seine Zukunft wie eine Lotterie behandelt. Je nachdem im Pallast zu Kopenhagen ein Prinz erzeugt wird oder nicht, soll Dänemark sein oder nicht sein, was es ist.

Was muß der König davon denken, wenn der Zusatz „von Dänemark" ihm nicht gleichgültig ist? Was die Dänen? Und was die Schleswig-Holsteiner? Alle drei haben dasselbe Interesse. Sie müssen darauf denken nie und nimmer ein Spielball solcher Zufälle zu werden; selbst die Zukunft einer wahrscheinlich noch irgend einmal entstehenden deutschen Nation ist nichts weiter, als ein Zufall, ein Geschick, ein erwünschtes Glück. Politische Männer dagegen gründen sich selbst ihre Gegenwart und ihre Zukunft durch ihren Staat; sie

*) Die Grundansicht der Schleswig-Holsteinschen Opposition ist in der Rede des Adv. Gülich ausgesprochen: „Das müsse die Ständeversammlung sich selbst und dem Landesherrn sagen: der Mann (Moltke), welcher die in der Adresse und Rechtsverwahrung ausgesprochenen unumstößlichen Fundamentalsätze des dortigen Rechtszustandes so gänzlich verkenne, daß er selbstständige Staaten für Theile eines andern erkläre und die Erhaltung der grundgesetzlich ewigen Verbindung Schleswig-Holsteins durch die Fortdauer einer zufälligen Verbindung mit dem Königreich bedingt halte, — der dürfe durchaus nicht länger an der Spitze der Verwaltung im Lande stehen, und die Versammlung sei berufen dies unumwunden zu erklären." So stark die Worte dieser Opposition sind, so ohnmächtig ist sie in der That — weil sie provinziell ist, weil sie mit alten Formen, nicht mit constitutionellen Rechten, weil sie mit den verschimmelten Privilegien der Provinzen, nicht mit der lebendigen Freiheit eines Staatsorganismus unserer Zeit operirt. Der Herr von Moltke wird diese Rede anhören und Kanzleipräsident bleiben, während bei einer dänischen Deputirtenkammer sich kein Minister dem Willen des Landes zum Trotz würde erhalten können.

Bleiben die Herzogthümer „selbstständige Provinzen" (was ein Widerspruch ist), so werden sie nie freie Staaten. Oder denkt der Herzog von Augustenburg ein freier europäischer Souverain zu werden?

schließen den Zufall durch Gesetze aus, und machen den Staat, für den sie sich interessiren, zu einer lebendigen Einheit, die nicht von Manns- oder Weiberstämmen aus einander geerbt werden kann, und die darum ein Interesse an ihrer Existenz hat, weil ihre Existenz eine **freie** ist.

Haben die Schleswig-Holsteiner ein Gefühl von dieser Aufgabe? Ja, aber ein sehr dunkles; ihre Erbschafts- und Trennungsträume widersprechen ihren politischen und constitutionellen Zwecken.

Hat der König ein Gefühl davon? Ja, aber er denkt sich als den Staat, und hält seinen Willen, den Staat in seiner Integrität erhalten zu sehn für eben so gut, als einen wirklich durch nationale oder allgemeine Mitwirkung erzeugten Volkswillen, als ein lebendiges Gesetz eines reell agirenden Staates. Er hat nun aber an der Wirkung seines offenen Briefes vom 8. Juli erfahren, daß „etwas faul ist im Staate Dänemark", und er sollte alle Autorität des absoluten Königthumes anwenden, um eiligst ein neues, einiges Dänemark zu gründen.

Haben endlich die Dänen ein Gefühl davon, welche Aufgabe diese schwierige Zeit ihnen stellt?

(Schluß folgt.)

Novitäten.

Der Pentamerone oder: das Märchen aller Märchen von Gambattista Basile. Aus dem Neapolitanischen übertragen von Felix Liebrecht. Mit einer Vorrede von J. Grimm. Zwei Bände. Breslau bei Josef Max und Comp.

Indem wir uns eine ausführliche kritische Besprechung dieses bedeutenden Buches vorbehalten, führen wir jetzt das ohne Zweifel in hohem Grade maßgebende Urtheil J. Grimms über dasselbe aus dessen Vorrede an. „Dem neapolitanischen Erzähler, wie günstig und vortheilhaft man von seiner Gabe spricht, mangeln Geist und Seele des Florentiners, der allen Geschichten seines Decamerone, auch den freiesten und ausgelassensten seine liebenswürdige Natur einzuhauchen verstand, während im Pentamerone bei aller Ueberladung des Einkleidens, der vorgefundene und getreu beibehaltene Stoff vorwiegt und die Wunder der Märchenwelt jene, das Herz bewegende und den Verstand beschäftigende Fülle und Verschlingung der Erzählung nicht zulassen, welche Boccaccio so ausgezeichnet handhabt. Daß von Basile alle Stoffe und Grundlagen lebendiger Ueberlieferung entnommen werden, merkt man auf der Stelle, und eben darin bewährt sich deren unverwüstliche Natur, daß ein selbst für ihre Einfachheit ungeeigneter Schwulst des Vortrags ihnen gar nichts zu benehmen oder anzuhaben vermag. Bereits vor Basile hatte Straparola eine Anzahl solcher aus dem Volke selbst geschöpfter Märchen, man muß es gestehen, breiter und weniger lebhaft vorgeführt; wo er dem Neapolitaner begegnet, wird man diesem jederzeit den Preis der gelungeneren Auffassung zuerkennen müssen, und mit jenem unverhaltenen Tadel soll es lange nicht so gemeint sein, daß die außerordentliche und wenn man sich in sie eingeübt hat, wirklich anziehende Darstellung dieser Märchen nicht vielfach erfreue und ergötze. Wie unerschöflich ist zum Beispiel der Bilderwechsel, mit welchem auf allen Blättern Tagesanbruch und Sonnenuntergang geschildert werden; man kann solche Redensarten oft an unrechter Stelle und herbeigezogen finden, fast immer werden sie sinnreich und an sich selbst zutreffend erscheinen. In den anmuthigsten, mannigfaltigsten Gleichnissen wird das Rauschen und Murmeln, unsere Sprache sagt das Klingen oder Klingeln der Bäche, das tiefe Dunkel der Waldesschatten und das Singen der Vögel ausgedrückt; mitten in orientalischem Schwung überraschen leise und getreue Naturbelauschungen. Die Rede fließt über von Gleichnissen, Wortspielen, Sprüchen, Reimen, denen unsere Sprache meistentheils sich nicht gewachsen fühlt, und auch hier, wie in guten Märchen allenthalben, kehren da, wo die Erzählung auf wesentliche und entscheidende Momente gelangt ist, einfache aber unnachahmliche Reime wieder, welche die Spannung des Vortragenden und zugleich des Hörers fesseln. — Gegenwärtig bedarf es keiner Entschuldigung dafür, daß diesen merkwürdigen Ueberlieferungen aller Ernst und alle Genauigkeit des Forschens und Untersuchens zugewandt werde, die wir der Sprache und den Liedern des Volks endlich überhaupt wieder angedeihen lassen. Sie mögen fortfahren, wie sie es lange Zeit hindurch unvermerkt im Stillen gethan haben, zu erheitern und zu unterhalten, allein sie dürfen jetzt zugleich wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen, der ihnen viel weitere und allgemeinere Anerkennung sichert. Sie sind wie sich immer unzweifelhafter herausstellt, die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen, die durch ganz Europa hin Wurzel geschlagen haben, und geben reichhaltigen, um so unerwarteteren Aufschluß über verschüttet geglaubte Gänge und Verwandtschaften der Fabel insgemein. Denn was könnte der mythologischen Betrachtung mehr zusagen, als eben die zarte Unschuld dieser, auf allen Wiesen und Gründen der abgelegensten Volkspoesie, duftigen Kräutern und Blumen gleich sprießenden Märchen, die von reiner Hand noch allenthalben gepflückt werden mögen. Man lasse fahren den Wahn, sie seien an irgend einer begünstigten Stelle aufgewachsen, und von da erst auf äußerlich nachweisbarem Weg oder Pfad in die Ferne getragen worden. Das ist jetzt schon durch sorgfältige Sammlungen, nicht nur in allen Strichen Deutschlands, sondern auch des Nordens und Südens, widerlegt und wird noch deutlicher ans Licht treten, wenn in weiten, slavischen, litthauischen und finnischen Gegenden aufgezeichnet sein wird, was bei ihnen um so voller und fester gehaftet haben muß, als es dort von dem Aufwuchs gebildeter Literatur und Dichtung weniger beeinträchtigt wurde; die neulich bekannt gewordenen walachischen, ungrischen und serbischen Märchen können es laut bezeugen. Wie zwischen den Sprachen aller europäischen Völker überall größere oder geringere Berührung waltet, so schlägt auch ein allgemeiner Grundlaut dieser epischen und mythischen Elemente an, die gleichwohl jedem Volke auch in eigenthümlicher Besonderheit zuerkannt werden dürfen, und man muß es geständig sein, daß ihre Einstimmung, wie ihre Vielgestaltigkeit, der Forschung gleichen Vorschub leisten. In dieser Lage der Dinge scheint es nicht gering zu schätzen, daß eine Sammlung von funfzig neapolitanischen Erzählungen, die es an Frische und Fülle der Fassung mit den allerbesten aufnehmen, in genauer Verdeutschung dargeboten und zugänglich gemacht werde."

M.

Herausgegeben vom Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 3.** Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Moderne Sophisten.

Von

Kuno Fischer.

I.

Das Princip der Sophistik.

In der Entwickelung des denkenden Geistes ist das sophistische Selbstbewußtsein stets der consequente Gegenstoß gegen die idealistische Speculation und im Interesse der endlichen Subjectivität die Reaction gegen den dominirenden Gedanken gewesen. Die Sophistik ist der philosophische Schalk, der dem enthusiastischen Drange des Denkens die Härte des Individuums entgegensetzt und das Subject mit seinen Trieben und Leidenschaften dem Idealismus des Gedankens entzieht: wo Faust zu Grunde geht, triumphirt Mephisto.

Die Philosophie hat in der Sophistik ihren höchsten Feind, ihr eigenes diabolisches Prinzip zu bekämpfen, einen Feind, der mit ihr auf gleichem Niveau steht, indem er die Waffen des Denkens gegen das Denken selbst kehrt, einen Feind, der mit der Auflösung der theoretischen Wahrheit zugleich die sittliche Praxis fundamental angreift; erst in der Ueberwindung dieses Feindes gewinnt die Philosophie ihre volle Concretion und die Sicherheit der philosophischen Praxis. Jede echte Speculation ist zugleich der Quellpunkt des sophistischen Princips in derselben Consequenz, in der man sich einen Mephisto nur in Beziehung zu einem Faust denken kann, aber von hier aus heftet sich die Sophistik an die Fersen des philosophischen Gedankens und verfolgt ihn in den verschiedenen Formen seiner Erscheinung, in seinem religiösen, künstlerischen, politischen Leben. Die Sophistik ist das Spiegelbild der Philosophie — ihre verkehrte Wahrheit. In dem philosophischen Denken durchbricht das Subject die Schranken seiner particularen Bestimmtheit und seine unmittelbare Beziehung zur natürlichen und sittlichen Welt, es vertieft sich in das Wesen der Dinge und indem es den Gedanken der Welt begriffen, hat es sein Wissen und Wollen absolvirt, es ist philosophische Persönlichkeit, absolute Subjectivität geworden. Auf der Höhe seines Gedankens ist dem Subjecte seine Welt, sein eigenes egoistisches Sein verschwunden, seine Beziehung zu sich selbst und zu seiner Welt ist jetzt eine kritische geworden, seine Praxis eine welterobernde, der Gedanke durchdringt alle Formen des geistigen Lebens, überall wird das ancien régime gestürzt, überall ertönt das triumphirende Wort: „Die Bourbonen haben aufgehört zu regieren!" — Aber der theoretische Proceß der Philosophie selbst ist noch nicht geschlossen, in seinem eigenen Innern trägt er den Keim einer Reaction in sich, das Subject empört sich gegen seine Subsumtion unter den Gedanken, dieser Gedanke ist ja sein Gedanke, es hat ihn erzeugt durch seine eigene Thätigkeit. Das Wesen der Welt ist ein Geschöpf des Subjects, — soll das Geschöpf den Schöpfer, die Creatur ihren Meister regieren? Das Subject ist vielmehr der absolute Herr der Welt, es setzt der Selbstständigkeit des Gedankens seine eigene Selbstständigkeit entgegen und statt sich dem Gedanken zu unterwerfen, subsumirt es diesen sich selbst. Diese Reaction, oder wenn man will, diese Empörung hat ein entschieden logisches Recht, das Subject, das in dem Gedanken seine Absolutheit erreicht hat, will auch seine Subjectivität in ihm erhalten wissen, aber der Gegensatz selbst ist sophistisch. Die Vernunft der Sache ist: die denkende Subjectivität ist das Wesen der Welt. Das Subject, das in den Gedanken der Dinge sich vertieft, ist zugleich in sein eigenes Wesen zurückgegangen, ist in seiner Entäußerung von sich selbst zugleich auf seine absolute Innerlichkeit bezogen: sein Weltbewußtsein ist zugleich sein Selbstbewußtsein.

Die Selbstständigkeit des Gedankens über dem Subjecte ist eben so dogmatisch, wie die Selbstständigkeit des Subjectes über dem Gedanken sophistisch ist, in diesem Sinne ist einem dogmatischen Idealismus gegenüber, in welchem sich der Gedanke dem Subjecte als widerstandslosem Material mittheilt, der sophistische Subjectivismus ein consequenter Gegenwurf, aber es leuchtet ein, daß in der wirklichen philosophischen Hingabe des Individuums an die Idee eine solche Passivität nur uneigentlich stattfindet, daß sie in Wahrheit die höchste Activität, die absolute Thätigkeit desselben ist. Dieß kann, wenn es in das philosophische Bewußtsein selbst nicht eintritt, die Philosophie fortbildend ergänzen, während sie den sophistischen Consequenzen terroristisch entgegenzutreten hat. — Die sophistische Selbstständigkeit des Subjectes gegen die hierarchische Selbstständigkeit des Gedankens — was heißt das anders, als ein Wechsel der Dynastie, als eine Julirevolution des Denkens!

Das sophistische Subject, das sich zum Herrn, zum Despoten des Gedankens macht und damit alle objectiven Mächte der Welt dem tel est mon plaisir preisgiebt, kann unmöglich die

denkende Subjectivität sein, denn diese erkennt in der Selbstständigkeit des Gedankens ihre eigene Freiheit an, das Subject, das sich von seinen Gedanken als selbstständig unterscheidet, ist vielmehr das *particulare*, das *zufällige* Subject, das in dem Gedanken nichts weiter erblickt als ein plausibles Mittel für seine Zwecke, und nur unter dieser Kategorie die natürliche und sittliche Welt auffaßt. So tritt in der Entwickelung des Geistes überall da das sophistische Princip als solches hervor, wo der selbstständige Gedanke der Welt *abstract* gegenübertritt, theils um aufklärend die Vermittlung dieses Gegensatzes und die höhere Concretion des Gedankens zu bewirken, theils um diesen gegen die vernünftige reagirende Subjectivität in seiner abstracten Geltung zu unterstützen. — Der Gedankenidealismus der Eleaten befruchtete die *griechische Sophistik*, deren treibendes Princip sich in der subjectiven Besitznahme des eleatischen Idealismus darstellt, — eine Gestalt des griechischen Denkens, die den Eleaten gegenüber ebenso logisch berechtigt war, wie sie den nothwendigen Durchgangspunkt zur philosophischen Blüte des antiken Geistes bildete. — Die Sophistik des katholischen Christenthums war der *Jesuitismus*. Die katholische Dogmatik, die dem gläubigen Subjecte sich äußerlich gegenüberstellt, brachte dasselbe eben so äußerlich in seine Gewalt. Die Moralprincipien jenes Ordens sind die bekannten Consequenzen dieser sophistischen Gewaltthat. —

In der *romantischen Sophistik* stürmte das particulare Subject die Absolutheit des Fichte'schen Ichs, — ein prometheischer Gedanke, der das sophistische Subject poetisch aber zugleich ironisch stimmte.

Gehen wir nach diesen Andeutungen auf den Begriff der Sophistik noch einen Augenblick näher ein, um für die modernen Erscheinungen desselben einen orientirenden Mittelpunkt zu gewinnen. — Die Hegelsche Philosophie, sowie sie selbst das Pantheon aller Systeme ist, hat den sophistischen Gegensatz gegen sich selbst in einer Energie und einem Reichthume hervorgetrieben, der sich dem philosophischen Denken in allen seinen Formen entgegengestellt, der es in seine Erscheinungen verfolgt und überall den Gedanken aus seinen theoretischen und sittlichen Positionen zu verdrängen sucht. — Ich habe schon oben den Gegensatz des Subjectes gegen die Idee als das Princip aller Sophistik ausgesprochen. Dieser Gegensatz bildet den Grundton der *modernen Sophisten*. *Die Selbstständigkeit der Idee ist dem Subjecte gegenüber eine Illusion* — damit beginnt, — *die Selbstständigkeit des Subjectes ist die Freiheit von aller Idealität* — damit endet diese Sophistik. Diese Usurpation des Subjectes was ist sie anders, als die verzweifelte Flucht vor der Sclavenkette, der zitternde Sclave wird der herrschende Despot. Der Name klingt anders, die Sache ist dieselbe geblieben. Die Sophistik emancipirt das Subject von der Macht des Gedankens, also ist das sophistische Subject das *gedankenlose*, das *rohe*, *particulare Subject*, das hinter den Gedanken sich verkriecht, um sich so seine Macht vom Leibe zu halten, es ist die Reaction des *zufälligen Subjectes* gegen das freie, des *unphilosophischen* gegen die *philosophische Persönlichkeit*, der *Roheit* gegen die *Bildung*, der *Stabilität* gegen die *vernünftige Freiheit*. In diesem Sinne gehört die Sophistik nach einer Seite wenigstens einem in der Philosophie bereits überwundenem Standpunkte an und sie ist zu der *reactionären Partei* im *spezifischen Sinne* des Wortes zu rechnen, — nach der andern Seite aber stellt sich das sophistische Subject auf den Gedanken, betritt so das gleiche Niveau mit der Philosophie und stellt sich dieser in ihrem eigenen Gebiete gegenüber; der Sophist athmet philosophische Luft, das giebt ihm jenen eigenthümlichen Sauerstoff, wodurch das *plumpe Subject*, das hinter aller Sophistik steckt, zu einer formellen Volubilität dialektisch begeistet wird. Darum ist die Sophistik der höchste Feind der Philosophie, weil in ihr das *antiphilosophische Princip überhaupt* eine dialektische Cultur, eine philosophische Miene annimmt. Wenn die Philosophie das Bewußtsein des *fortschreitenden Geistes über sich selbst* ist, so ist die Sophistik *das Bewußtsein des reactionären Geistes über sich selbst*, diesen Gegensatz hetzt der sophistische Kitzel in seine letzte fundamentale Gestalt, in den Gegensatz von Natur und Geist hinein, die Reaction der geistlosen Natur gegen die Mächte des Geistes überhaupt begiebt sich unter die Firma des Denkens, *sie spricht sich aus*; wir werden auf der Höhe der modernen Sophistik die *sophistische Reaction des Thierreiches gegen den Menschengeist* kennen lernen.

Indem die moderne Philosophie die *denkende Subjectivität* mit dem *Wesen der Welt identisch* setzt und so eine wirkliche *dialektische Einheit von Substanz und Subject* erzeugt, ist von diesem energirenden Mittelpunkte aus das Wesen der modernen Sophistik und die Stufen, in denen sie sich vollendet, zu beleuchten. Die Genesis des sophistischen Principes findet in dem Augenblicke statt, wo das Subject den *dialektischen Unterschied seiner von der Substanz für illusorisch erklärt* und die substantiellen Mächte nicht mehr *kritisch*, sondern *willkürlich* sich assimilirt. Ist nämlich der dialektische Unterschied der Substanz von dem Subjecte für illusorisch, für nichtig erklärt, so ist damit offenbar die Substanz selbst und mit ihr die philosophische und sittliche Subjectivität eine Nullität, ein Ammenmährchen geworden und dieses einzelne, particulare Subject ist an die Stelle jener philosophischen Mächte getreten. — Hinc lacrimae illae! Das Subject ist das Schicksal der Substanz geworden und zwar das einzelne, atome Subject. Es giebt sich zunächst den Genuß seiner selbst in der Vernichtung aller substantiellen Mächte, aller dominirenden Gedanken, es macht sich zu jener „*reinen Negativität*", in der alle jene Mächte, welche die Welt und die Geschichte beherrschen, spurlos verschwinden; es kennt für die Geschichte selbst, für jede Erhebung des Geistes, für jeden Enthusiasmus des Gedankens nur eine Grabschrift. In diesem Processe der „*reinen Kritik*" bringt es das Subject nicht zu einer wirklichen Empfindung seiner Souverainetät, es bleibt auf die Illu-

sionen, die es bekämpfte, kritisch bezogen, es ist rastlos in dieselben hineingetrieben und verliert sich zuletzt selbst in dem Reiche der Gespenster: Leonore wird wahnsinnig in der Liebe zu dem gespenstischen Ritter. — Diese kritische Beziehung bricht das Subject ab, es ist das entschiedene „Nichts" aller weltbewegenden Gedanken, es ist nicht mehr der Kritiker, es ist der Eigenthümer derselben, sie sind dem absoluten Egoismus des Einzigen verfallen. Aber auch der sophistische Eigenthümer der Welt kann es nicht zur ruhigen, monarchischen Empfindung seiner Einzigkeit bringen, seine Monomanie ist der Indifferenzpunkt, der die beiden Pole der sittlichen und natürlichen Welt fortwährend in sich negirt, er ist so selbst eine gespenstische Idealität, eine durchsichtige Monas geworden: Peter Schlemihl hat seinen Schatten verloren! Das sophistische Subject, das von seinem despotischen Dünkel sich immer wieder zum Eunuchen erniedrigt sieht, zieht sich endlich hinter die Vorhaut seiner Individualität zurück und sucht den ätherischen Schmetterling des Gedankens endlich in der dickhäutigen Raupe zu ertödten. „Das Individuum" ist freilich der Untergang jedes Gedankens, die Verdunkelung jeder Idealität, aber damit zugleich auch der Untergang der Sophistik und ihrer reactionären Bedeutung. Wenn in dem Egoismus des Einzigen das geistige Thierreich reagirte, so reagirt hier das natürliche Thierreich, oder vielmehr es reagirt nicht mehr, sondern ist nur die brutale, gedankenleere Selbstposition. Dieser Dogmatismus ist kindisch, das Individuum selbst ist zu geistig, um die Rolle des Nebucadnezar lange zu spielen, es muß sich mit dem sophistischen Spiritus wieder erfüllen und sieht nun ein, daß es die objectiven Mächte des Gedankens anerkennen muß, um mit ihnen zu spielen, daß nur hinter dieser Theaterdecoration es sich den Kitzel des sophistischen Selbstgenusses verschaffen kann. Das Individuum bekehrt sich zur sophistischen Ironie und schreibt „Liebesbriefe ohne Liebe."

Die Stufen, in denen sich die moderne Sophistik verläuft: der Egoismus, das Individuum, die Ironie — werden wir hier im Einzelnen verfolgen, sobald wir die philosophischen und kritischen Voraussetzungen derselben in der Kürze dargestellt haben. Eine Revue dieser Voraussetzungen ist für die Kritik dieser sophistischen Standpunkte um so nothwendiger, je intimer und objectiver die Beziehung ist, welche sich diese Sophisten — freilich in einem charakteristischen Widerspruche mit der sophistischen Willkür — zu jenen Voraussetzungen selbst geben; auch haben wir in den letzteren bereits den Keim zu entdecken, dessen consequente Entfaltung die moderne Sophistik darstellt. —

II.

Die philosophischen Voraussetzungen der modernen Sophisten. Hegel. Strauß. Bauer. Feuerbach.

Die Hegel'sche Philosophie war der ausgeführte, gedankenhelle, vollendete Idealismus, die Aufschließung der Substanz zum Selbstbewußtsein und die Erhebung des Selbstbewußtseins zur absoluten Substanz, die Vermittlung der tiefsten philosophischen Gegensätze, die Erlösung des Fichte'schen Ich in der spinozistischen Substanz und die Entzauberung dieser zum dialektischen Leben des Universums. — Schon in der logischen Basis des Systems waren diese Gegensätze in begrifflicher Form versöhnt und so schwankend auch der Sinn dieser Versöhnung in der kritischen Sturmperiode der nachhegelschen Zeit geworden ist, so wird man ihn, ohne von wissenschaftlicher Seite einen ernsten Widerspruch zu befürchten, im Geiste des Hegel'schen Systems dahin festsetzen, daß die absolute Thätigkeit, die Manifestation des absoluten Geistes, oder um einen theologischen Ausdruck dieses Systems zu brauchen, die göttliche Offenbarung nur wirklich ist in der theoretischen und praktischen Energie des Menschen. Allerdings kann man nicht läugnen, daß dieser Punkt, in dem der Begriff und damit die Abbreviatur des ganzen Systems enthalten ist — so entschieden derselbe in den Principien der Hegel'schen Philosophie absolut gelöst ist — in den weitern Ausführungen derselben, namentlich in der Politik und in der Religionsphilosophie eine scheinbare Stabilität, einen Dogmatismus angenommen hat, in welchem das Substantielle, das Allgemeine in einer abstracten Beziehung auf sich, in einer majestätischen Heiligkeit auftritt, die das individuelle Subject mehr zu erdrücken, als zu befreien scheint.

Man hat diesen substantiösen Charakter der Hegel'schen Philosophie im Allgemeinen vorgeworfen. —

Dieser theologische Dogmatismus Hegel's konnte offenbar seine Gültigkeit dem Subjecte gegenüber nicht auf die Dauer behalten, denn dieses war innerhalb der Hegel'schen Philosophie selbst zu sehr auf seine eigenen Füße gestellt — es war in dem Gedanken seiner selbst autonom geworden. So begann denn das Subject die substantiellen Mächte, die noch in einer transcendenten Gegenständlichkeit sich seiner Autonomie entzogen, sich kritisch zu assimiliren, aber wohlgemerkt — es war das philosophische Subject!

(Fortsetzung folgt.)

Novitäten.

Historisch-artistische Briefe, geschrieben während einer Reise nach Rom von Wilh. Freiherrn Löw zu Steinfurth. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske.

Der Verf. hatte schon früher einmal eine Reise durch einen Theil von Italien gemacht, aber, wie das bei ersten Ausflügen zu geschehen pflegt, ohne gründliche Vorbereitung und auf oberflächliche Weise. Er beschloß daher die Sache ein zweitesmal ernstlicher anzugreifen, machte gute Studien über Italien, und führte auf der Reise ein umfassendes Tagebuch, in welchem er sich über die Geschichte der Städte, durch die er kommt, ihre geographische Lage, ihren politischen Zustand, und ent-

lich über die in ihnen vorhandenen Kunstwerke aller Art verbreitet. Dieses Tagebuch sandte er, wahrscheinlich, um sich zu seiner sorgfältigen Führung um so ernstlicher anzuhalten, von den einzelnen Ruhepuncten in Briefform an seinen Vater, welcher es der Aufbewahrung für werth hielt, und so entstand, nachdem die nothwendigen Ergänzungen hinzugefügt waren, denn die Reise war 1834 gemacht worden, dieses Buch. Wenn wir nun also in demselben vielleicht kaum etwas finden dürften, was nicht auch sonst irgendwo anzutreffen wäre, und Manches in ihm selbst aus den localen Fremdenführern entlehnt sein möchte, z. B. ein Catalog der k. k. Gemäldegallerie in Mailand mit 431 Nummern, so wird es doch für den, welcher denselben Weg macht wie der Verf., vielfältig von Nutzen sein können. Dies ist um so mehr der Fall, da derselbe eine Straße einschlug, die nicht die gewöhnliche ist, nämlich über Mailand, Genua und Civita vecchia. Die Notizen, welche er über die Sardinischen Orte giebt, sind recht interessant. Ebenso ist es ganz angenehm, hier über den Zustand von Civita vecchia, und die Reise von dort nach Rom etwas Näheres zu erfahren. Endlich können wir nicht umhin, zu bemerken, daß der Verf. alle früheren Reisebeschreibungen und Reisehandbücher in einem gewissen Punct auf das glücklichste ergänzt. Er weiß uns nämlich zu erzählen, an welchen Orten „Frau Venus und Junker Amor" ihre Geschäfte zu machen pflegen, z. B. in Mailand auf der Domtreppe. Das ist höchst vortrefflich, denn nun weiß man doch gleich, wohin man sich zu wenden hat! —d.

Eine dunkle That, Roman von Levin Schücking, Leipzig bei F. A. Brockhaus.

Der Verf. hat diese neue Dichtung, deren Ankündigung wir freilich erst sehr spät bringen, so schnell seinen „Ritterbürtigen" folgen lassen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn der Leser in der Composition häufige Merkmale dieser schnellen Fertigung wahrnimmt. Es herrscht nämlich in der Anordnung der Erzählung, in der Aufeinanderfolge der einzelnen Kapitel und demzufolge der einzelnen Scenen eine solche Verwirrung, daß es dem Leser äußerst schwer wird, sich gehörig zu orientiren. Daß dieser Mangel einer organischen Entwicklung der gesammten Darstellung dem Gesammteindruck großen Nachtheil bringt, das Verständniß erschwert und die Würdigung der einzelnen Schönheiten der Dichtung verhindert, ist ganz natürlich. Daß es schöne Stellen giebt, daß die Zahl derselben nicht klein ist, gesteht der Referent gern ein und wird Derjenige gern glauben, dem Schücking's Muse nicht fremd geblieben ist. Der Roman selbst, der in der sogenannten Zopfzeit Deutschlands in den Rheinlanden spielt und die Schicksale eines jungen Menschen darstellt, der, Sprößling eines altadeligen begüterten Geschlechts, durch seine Amme seinen Aeltern und seiner bürgerlichen Stellung entrissen, aber von derselben Amme sorgfältig erzogen wird, hat eigentlich eine zwiespaltige Farbe. Die damalige trockene lederne Perückenzeit, die endlosen Processe, den Uebermuth des Adels, die Langweiligkeit der damaligen Gesellschaften rc. rc. schildert der Verf. mit leichter sarkastischer Färbung, oft recht anschaulich und amüsant; dazwischen zieht sich der poetische Faden hindurch, die Liebe eines jungen Mannes mit einem altadeligen Fräulein, sein Leben bei seiner Pflegemutter, seine Hinneigung zu einem träumerischen Leben rc. Wie gesagt, der Roman würde eine entschieden günstigere Wirkung hervorbringen, wäre die Darstellung in sich geordneter. Wir möchten Herrn Schücking auf das bekannte Sprüchwort aufmerksam machen: „Eile mit Weile!" Mr.

Friedensworte an die badischen evangelischen Geistlichen gerichtet von einem Landpfarrer. Karlsruhe, C. Macklot.

Diese durch ein Vorwort des Pastor Rieger zu Willstätt eingeführte Schrift eines anonymen Verfs. hat zum Zweck, den jetzt in Streit unter sich begriffenen Hauptparteien der evangelisch-protestantischen Kirche, die der Verf. unter den Namen Conservative und Progressive einander gegenüberstellt, durch Auseinandersetzung der gegenseitigen Ansprüche und Rechte, die Möglichkeit zu verschaffen, sich zu überzeugen, daß die Gegner nichts verlangen, wozu sie nicht ein Recht haben und durch den Rechtssinn getrieben werden. Nachdem er als das Princip der Conservativen „das Wort Gottes, gedeutet durch den heiligen Geist und ausgedrückt in Symbolen," und als das der Progressiven „die Freiheit des Glaubens auf dem Grunde des Wortes Gottes in wissenschaftlich vernunftgemäßer Auslegung" festgestellt hat, führt er die Parteien, ihre wirklichen oder angeblichen Rechte und die Gründe ihres Glaubens darlegend und vertheidigend, in Selbstrede ein, zeigt, daß beide in der Annahme der Bibel als Grund ihres Glaubens übereinstimmen, und daß sie sich nur in der Frage über das Kriterium dessen, was darin das wahrhaftige Wort Gottes sei, unterschieden, und findet den ganzen Zwiespalt einzig darin, daß die Ersteren sich mit der Erkenntniß begnügen, welche ihnen die kirchlichen Symbole aus dem Worte Gottes zuführen, während die Andern nur eine auf die Ergebnisse der neuen Wissenschaft gestützte mit der Vernunft durchgängig übereinstimmende Erkenntniß aus dem Worte Gottes gelten lassen wollen. Hierauf spricht er sich gegen die bindende Autorität des augsburger Symbolums aus, widerlegt den Vorwurf, den man den Progressiven macht, als zerstöre ihr Princip geradezu die Kirche, indem es zahllose Secten hervorrufe und die christliche Religion verflache, warnt vor dem verabscheuungswürdigen Mittel, das die eine Partei zur Verdächtigung der andern anwendet, ihrer Glaubensrichtung politische Absichten unterzulegen und rechtfertigt endlich auch den wohlthätigen Einfluß der vernünftig-religiösen Glaubensansicht in der Volkserziehung. R.

Reise in Tirol in landschaftlicher und staatlicher Beziehung, von Matthias Koch. Karlsruhe C. Macklot.

Die Ueberzeugung, daß die politischen, und ganz besonders die kirchlichen Verhältnisse Tirols an Gebrechen leiden, deren Wegschaffung unabweislich und allgemeiner Wunsch ist, bestimmte den Verf. die während eines beinahe zweijährigen Aufenthalts in Tirol aus eigner Anschauung gewonnenen Erfahrungen und Beobachtungen über die dortigen Zustände in einer besondern Schrift niederzulegen. So vertraut sich daher auch Herr Koch mit der Topographie und Geschichte dieses Landes in diesem Reiseberichte zeigt, so sind es doch vorzugsweise die Mittheilungen über Verfassung, Bildungsstand, Einrichtungen, Sitten, Gewohnheiten und Uebelstände, die uns in dem Buche interessiren. Besonders ist es Südtirol, dem er seine Aufmerksamkeit widmet. Er schildert uns die Sprachverhältnisse dieser Landschaft, die geistigen Zustände, die vielfach sich zeigende Schädlichkeit des übermächtigen Einflusses der dortigen Priesterschaft und das Ueberhandnehmen der italienischen Sprache neben dem Zurücktritte des deutschen Idioms, erklärt sich mit gewichtigen Gründen gegen die Einführung der Jesuiten, beleuchtet das fehlerhafte Steuersystem und die unzweckmäßige Bodenbelastung, macht auf die schlechte Forstwirthschaft, die schon jetzt die nachtheiligsten Folgen ergiebt, aufmerksam und bespricht außerdem eine Menge anderer Uebelstände, die Abhülfe verdienen, auf eine Weise, welche die gute Absicht des Verfassers zur Förderung des allgemeinen Landeswohls in dieser herrlichen Provinz Oestreichs beizutragen, unverkennbar macht. Wenn demnach diese Schrift für die Kenntnißnahme der östreichischen Regierung wichtig genug erscheint, so bietet sie dem künftigen Reisenden höchst willkommene Belehrungen über sehr viele Orte, Städte, Gegenden und Gauen und jedem Leser, der sich unterrichten will, eine so klare Anschauung der dortigen Verhältnisse, wie er sie anderwärts her zu gewinnen nicht im Stande ist. R.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. 1847. Nr. 4. Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Moderne Sophisten.

(Fortsetzung.)

Die speculative Kritik, mit der Macht der Kategorien ausgerüstet, wendete sich zuerst gegen die Theologie und suchte diese aus den schlecht bewachten Schanzen zu schlagen, um die Philosophie an ihre Stelle zu setzen. Es waren dieß die berühmten und siegreichen Feldzüge von David Strauß. Strauß bewies, daß die wirkliche Theogonie die Phänomenologie des menschlichen Geistes und die Erfüllung der letztern das absolute Wissen sei, die evangelische Geschichte sei von Productionen der religiösen Phantasie, von Mythen durchflochten und der dogmenbildende Proceß hat in seinem geschichtlichen Verlaufe seine eigene Kritik und in dem speculativen Wissen seine Negation und zugleich seine Wahrheit. Die pantheistische Anerkennung des absoluten Geistes war das Resultat der Straußischen Kritik, man hat sie sophistischerseits die „orthodoxe" genannt, man hat seiner Christologie vorgeworfen, daß „sein Messias von dem biblischen nur dadurch unterschieden sei, daß dieser von einer Frau, jener von einem Manne geboren worden" — ich dächte, dieser Unterschied wäre ungeheuer — und seine Dogmatik hat derselbe Tiefsinn einen „zweiten Hutterus redivivus" genannt — eine Phrase, die pikant sein könnte, wenn sie nicht zu albern wäre. — Strauß suchte den Begriff des absoluten Geistes überall kritisch geltend zu machen, aber das spezifische Verhältniß des absoluten Geistes zum einzelnen Subjecte, wie es das eigenthümliche Wesen der Religion und der Philosophie constituirt, hatte die kritische Feuerprobe noch nicht bestanden. Nach Strauß war dieser absolute Geist im Grunde die durch Alles hindurchschreitende geistige Substanz, zu der die Subjecte sich wie die Exemplare zur Gattung verhalten. — Die theologische Kritik, die nach dem Wesen das Göttliche im Menschlichen suchte, kam in Bruno Bauer zu dem entgegengesetzten Resultate. Zuerst Kritiker und Apologet zugleich, sucht Bauer mit kritischer Energie Begriff und Erscheinung zusammenzuschließen. Die Philosophie soll den Buchstaben verklärt auferstehen lassen, und nach der Leidenswoche desselben ihm ein Ostern bereiten, an dem er leiblich wieder aufersteht. (Jahrb. für wissensch. Kritik.) In dieser Weise tritt Bauer polemisch gegen das Leben Jesu von Strauß auf, er erkennt die absolute Bedeutung der Kritik an und verlangt im Widerspruche gegen ihren Begriff von ihr die Deduction des Factischen. Die ganze Entwickelung Bauers besteht darin, daß ihm seine Voraussetzung, die absolute Kritik wirklich resultirt und er sich zuletzt selbst in dem unendlichen Selbstbewußtsein der reinen Kritik verzehrt. In seiner Kritik der Geschichte der Offenbarung entsteht bereits der Bruch zwischen der realen und phänomenologischen Offenbarung und er selbst kommt endlich dazu mit der Negation des neuen Testamentes im Alten, die speculative Offenbarung der apologetischen entgegenzusetzen. Diese vertreibt ihn von Berlin nach Bonn. Die Opposition des freien Selbstbewußtseins gegen den theologischen Dogmatismus wird in Bauer immer prägnanter, immer mehr erkennt er in dem unendlichen Selbstbewußtsein das treibende Princip der modernen Welt und das Zauberwort, vor dem sich alle verborgenen Tiefen erschließen. Er negirt selbst seine scholastische Speculation, welche die unkritische Aufnahme des Factums kritisch bewahrheiten wollte und nennt seine Recension des Lebens Jesu und die Zeitschrift für speculative Theologie Träumereien. In seiner Schrift „die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft" preist Bauer die Union, in der mit der Auflösung dogmatischer Gegensätze der Staat die Kirche factisch aufgehoben hat. Die Neutralisation der Symbole ist die entschiedene Vernichtung der Kirche, die in der Ausschließlichkeit des Symbols die Sicherheit ihrer Existenz hat, das freie Selbstbewußtsein steht über der Kirche und findet seinen gemäßen Ausdruck allein im Staate. Die Religiosität der neueren Zeit ist das unendliche Selbstbewußtsein. — Mit diesem unendlichen Selbstbewußtsein, „das im Positiven bei sich selbst sein will," mit „diesem geistigen Feuer, das Alles verzehrt" geht Bauer kritisch an das Neue Testament und nachdem er in der Kritik des Johannes den Pragmatismus des vierten Evangeliums, die selbstbewußte schriftstellerische Reflexion nachgewiesen, löst er in der Kritik der Synoptiker die mysteriöse Substantialität der Traditionshypothese in das unendliche Selbstbewußtsein auf, indem er die evangelische Geschichte als die schöpferische Selbstentwickelung des religiösen Selbstbewußtseins auffaßt. Das religiöse Selbstbewußtsein ist aber der sich entfremdete Geist, in dem das allgemeine und das empirische Ich sich entgegengesetzt sind, auf dem Standpunkte des Heidenthums und der jüdischen Religion waren die Fesseln des Bewußtseins mit Blumen bekränzt, im Christenthume sei diese Knechtschaft vollendet, das Christenthum sei der Vampyr der geistigen Abstraction, der alle sittlichen und

natürlichen Bestimmungen auffauge und auf den Trümmern der untergegangenen Welt nur das „ausgemergelte Ich" sich selbst übrig lasse, das sich sein Wesen objectiv macht. Dieses ausgemergelte, allgemeine Ich als das Object des empirischen Ich ist der evangelische Messias, die Negation alles Natürlichen und Menschlichen. So betet im Christenthume das Selbstbewußtsein sich selbst an, es ist die letzte Illusion vor dem vollendeten Atheismus, zu dem sich das philosophische Subject nothwendig bekennt. — Mit dieser Rücknahme des allgemeinen Ich in das empirische Ich ist das Göttliche im Menschen entdeckt, es ist das unendliche Selbstbewußtsein als Substanz, das jetzt nicht mehr religiöse Anbetung, sondern kritischer Proceß ist. Indem aber Bauer den Unterschied des allgemeinen Ich vom empirischen, die Gegenständlichkeit des allgemeinen Wesens für die individuelle zufällige Erscheinung aufhebt, so greift er damit entschieden die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Wesens selbst an, dann ist das unendliche kritische Selbstbewußtsein abstracte Formbewegung, reine, inhaltlose Willkür. Wir stehen hier an der Gränze der Sophistik. — Bauer selbst thut den entscheidenden Schritt nicht, der das individuelle Subject zum Herrn und Meister der Kritik erklärt, er ist selbst von der kritischen Allmacht zu sehr erfüllt, um zu merken, daß die reine Kritik des unendlichen Selbstbewußtseins gegen das empirische Ich und die Willkür des Subjectes unkritisch geworden ist. Das reine Selbstbewußtsein ist in Wahrheit die Vernichtung der Substanz. Bauer selbst hält es für die Wirklichkeit derselben. So sucht er in „der Posaune" das unendliche Selbstbewußtsein als den ursprünglichen Gedanken der Hegel'schen Philosophie hinzustellen und von ihm aus die Religion und Theologie zu ironisiren. — Von dem Standpunkte des kritischen Selbstbewußtseins, dem Herzschlag der freien Menschheit, stellt sich Bauer jeder religiösen Beschränktheit, jeder privilegirten Existenz entschieden entgegen, so spricht er gegen die Emancipation der Juden, weil die talmudistischen Illusionen dieses Volkes ihm eine privilegirte Geltung beilegen und so jede Auflösung und das kritische Selbstbewußtsein verhindern, so ist ihm in dem entdeckten Christenthume die Religion die fixirte Passivität des Menschen, sein höchstes Leiden, die vollendete Religion sein vollendetes Unglück und die einzige Rettung das unendliche Selbstbewußtsein, in dem die religiösen Schranken zusammenfallen. —

(Fortsetzung folgt.)

Der dänische Corsar und Schleswig-Holstein und Dänemark.

(Schluß.)

Man muß den Dänen das Zeugniß geben, daß unter ihnen die Preßfreiheit, die sie besitzen, wenn sie auch noch mangelhaft genug ist, doch manche Männer über die Nationalvorurtheile hinweg und zu der richtigen Einsicht in die gegenwärtige Lage gebracht hat. Ein Organ dieser richtigen Ansicht der Sache ist der Corsar.

Die humoristische leichte Art, mit welcher dieses kleine Blatt seinen 6000 Abonnenten die Sache vorträgt, ist kein Hinderniß weder der Richtigkeit noch des Gewichtes seiner Darstellung und seiner Gründe.

„Wir fühlten Alle das Uebel, sagt er, wir fühlten Alle, daß etwas geschehen müßte, was aber eigentlich geschehen müsse, das haben wir nicht gewußt."

„Die Gelehrten selbst waren nicht einig. Das nationale Vaterland („Fädrelandet") und die Staatszeitung (die „Berlingsche") haben die heftigsten Streitigkeiten mit einander gehabt und sich fast wegen dieses Punktes an einander vergriffen. „Fädrelandet" war der Meinung, dem Uebel wäre nur dadurch abzuhelfen, daß ein dicker Röthelstrich auf der Karte zwischen Holstein und Schleswig gezogen würde; die „Berlingsche" behauptete principaliter, daß die Krankheit nicht existire und subsidialiter, daß der Röthelstrich nicht zwischen Schleswig und Holstein, sondern zwischen Schleswig und Jütland gezogen werden müsse. Die Polizei hat sich nun ins Mittel gelegt und den Röthelstrich in die Spalten des Corsaren und der andern Tage- und Wochenblätter gezogen. Die Canzlei hat ihr beigepflichtet, und wenn sie zuweilen findet, daß das Uebel des Volkes bedenklich wird, so schickt sie der Polizei eine Nase, weil sie nicht genug mit Beschlag belegt."

„Wenn ich, der „Corsar", eine Meinung äußern darf über das eigentliche Uebel des Volks, so ist es diese: Der Streit in Schleswig und die Streitigkeiten rund umher sind nur Symptome von einer und derselben Krankheit und diese wieder ist dieselbe, an welcher König Ferdinand in dem Singspiel „Farinelli" leidet. König Ferdinand ist von Festen und Ueppigkeit so matt geworden, daß er gar nichts vornehmen mag, ja, sogar die Lust zum Essen hat er verloren — bis Farinelli kommt und ihm Speisen vorsetzt und ihm vorsingt. Erst stimmt er milde wehmüthige Kindheitserinnerungen an, dann singt er laut und begeistert von Kampf und Sieg und Heldenthaten. Da gerathen die paar Tropfen Blut, die der König noch übrig hat, in Wallung, sein Auge funkelt, und er richtet sich zu seiner vollen Höhe auf, so daß man sieht, er ist ein Riesenkerl." „Le Danemark serait-il trop épuisé par cette caducité, naturelle aux vieilles monarchies absolues, pour trouver en lui la force et l'élan nécessaires à cette régénération politique? Les mouvements, qui se prononcent aujourd'hui dans tous les sens démontrent assez le contraire." So urtheilt ganz vernünftig die Revue des deux mondes. und räth eine neue Constituirung des Reichs durch Berufung aller Provinzialvertreter zu einer Reichsversammlung an.

Der „Corsar" ist derselben Meinung und sagt dem „Vaterland", es habe sich und die Opposition dadurch in die Tinte gebracht, „daß es die Nationalität für wichtiger als die Constitution und den König für den Repräsentanten der Nationalität erklärt." Ueber diese Frage zerfiel die Opposition.

Die **Nationalen** fochten, **ohne es zu ahnen**, wie überall für den Repräsentanten der Nationalität, sei es nun der König von Dänemark, sei es der Herzog von Augustenburg. Die **Nation** ist die **Realität** der Nationalität, der König ist der **Repräsentant**. Eine Sache, die nur repräsentirt wird, ist ohne **reelle Existenz**. Die Repräsentation einer reellen Existenz giebt sich von selbst. Kann die kranke dänische Alleinherrschaft zu einem freien Gemeinwesen kurirt werden, so wird es ihm nichts schaden, eine doppelt und eine dreifach nüancirte Nationalität zu haben, wie Amerika darum nicht minder eine mächtige **politische Nation** ist, daß Deutsche, Engländer, Franzosen, Irländer u. s. w. die amerikanische Nationalität bilden. Die **politische Nation** ist die einzig reelle, zu ihr findet sich die Nationalität, der eigenthümliche Charakter, von selbst, sobald das Volk lebendig handelnd auf die Bühne der Geschichte tritt. Daß aber die Dänen und die Holsteiner sich nicht verstehn sollten, ist eine thörichte Furcht; auch Dänen und Dänen verstehn sich nicht, wenn man einen Fischer oder Bauer von der Ostsee nach der Nordsee führt; aber die Deputirten können entweder beide Sprachen oder man mache es zur Bedingung, daß sie sie können — diese Fähigkeit ist leichter zu erwerben, als ein zehnjähriger Grundbesitz oder 100 Thlr. Abgaben.

Der Corsar persifflirt und charakterisirt die beiden nationalen Parteien sehr hübsch durch zwei Vaterunser. Das deutsche ist unendlich langathmig und schießt, wie sich erwarten läßt, mit allen sieben Bitten neben das Ziel der Staatsfreiheit, das dänische ist kurz, der absolute unabhängige König: sie wissen doch was sie wollen.

Das Vaterunser der Dänen.

„Unser König, „der du stehst am hohen Mast" (aus dem Volksliede)
Führe uns nicht in den deutschen Bund! Amen!"

Das Vaterunser der Schleswig-Holsteiner.

„Unser Herzog, der du bist in Schleswig-Holstein,
Geheiliget sei dein Name!
Zu uns komme der deutsche Bund,
Unser Wille geschehe, wie in Schleswig, so auch in Holstein.
Gieb uns heute unsre täglichen deutschen Klöße.
Vergieb uns unsre Schuld, gleich wie wir nicht vergeben unsern Schuldnern.
Führe uns nicht in Dänemark,
Sondern befreie uns von der Filialbank;
Denn unser sind die Herzogthümer, die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!"

Leider wollen auch hier die guten Deutschen alles Mögliche und das Unmögliche dazu, nur das nicht was die allerleichteste Sache und zugleich die allerdringendste Nothwendigkeit ist.

Vielleicht besinnen sie sich in Schleswig (es hat den Anschein) und vielleicht zieht dies die Besinnung der nationalen Dänen nach sich. Ob man sich dann in Deutschland über diese Frage klar wird, ist vollkommen gleichgültig, da diese Frage nicht die erste, ja nicht einmal die hundertste unter denen ist, die das Schicksal den Angehörigen der einzelnen politischen Verbindungen soll heißen Staaten deutscher Nation aufgiebt. Können wir unsre eignen Fragen nicht richtig durch die öffentliche Meinung und Sprache beantworten, wie sollten wir dazu kommen „dem Staate Dänemark" zu rathen und zu helfen?

Die Mittheilungen aus dem „Corsaren", die wir oben angeführt, werden vielleicht nützlich wirken, vielleicht aber den hohlen Fanatismus, der sich mit wohlfeilen Bravaden über seine eigene Misere tröstet, noch mehr aufregen. Jedenfalls wollen wir den Nationalen zurufen: „Seid erst eine Nation, eh' ihr die Landcharte nach der Nationalität reformirt!" und den Literaten: „Verbrennt euch nicht die Finger, wie das „Fädreland" in Dänemark; habt ihr nicht gesehn, wer die deutsche Nationalität repräsentirt? Es ist der deutsche Bund, an den sich die Schleswiger anschließen wollen, der euch aber schon 30 Jahre mit höheren Rücksichten in dem embryonischen Zustande frommer Wünsche zurückhält. Nicht die Einstimmigkeit in überflüssigen, die Gültigkeit eurer Stimme in wesentlichen Fragen, nicht die dynastischen Differenzen in Dänemark, die populären Differenzen daheim waren zu erledigen. Solltet ihr aber Recht haben, daß dieser weite Umweg über Kopenhagen und Holstein zu der endlichen Lösung unseres eignen gordischen Knotens zurückführte; — nun so wäre es das erste Mal, daß euch eine politische That gelänge, und wer möchte sich nicht gern irren in der Meinung: wie ein Ertrinkender einen Strohhalm, so hättet ihr Schleswig-Holstein ergriffen? Also genehmigt meine besten Wünsche für die **freien Nationen** und die es werden wollen und meine wiederholte Warnung vor dem **Nationalitätsschwindel, wo keine freie Nation constituirt werden kann**. Die Nationalität einer geknechteten Nation ist ihre Knechtschaft *). Wenn also die Dänen die lex regia abschaffen, werden sie ihre Nationalität reformiren."

A. Ruge.

*) Die Philologen sagen die Nationalität ist die Sprache, **Savigny** sagt die Nationalität ist so gut das Gesetz als die Sprache eines Volkes, beides wächst organisch, wie die Pilze, die Ethnographen sagen, die Nationalität ist ein Product des Klima's, die Theologen lehren uns, daß alle Menschen von Eva herstammen und erst mit dem Thurmbau zu Babel die Sprachverwirrung begonnen habe. Die Theologen sind, wie immer, die universellsten, und schade, daß die Fachgelehrten sich nicht an sie kehren. Will man der Sache auf den Grund kommen, so muß man sich freilich auch an die isolirten Fachmänner nicht kehren, man muß alle ihre Absperrungswände einreißen und den Charakter eines Volks sowohl aus physischen als aus ethischen Gründen sich formiren lassen. Die bestimmte Natur und die bestimmte Geschichte bilden die Völker mit Naturell und Körperbeschaffenheit, mit Gesetz, Sprache und Sitte. Kann man die Natur cultiviren und die Geschichte humanisiren, so verbessert man die Nationalitäten, wie man die Dalien in den Gärten veredelt.

Novitäten.

Agrippina, des M. Agrippa Tochter, Augusts Enkelin, in Germanien, im Orient und in Rom. Drei Vorlesungen im Winter 1846 in München gehalten von Dr. C. **Burkhard**, Augsburg, Matth. Rieger.

Mit ergreifender Wahrheit, im Geiste sittlichen Ernstes schildert uns in diesen drei Vorlesungen der Verf. die merkwürdigen Lebensschicksale der edlen tugendhaften Römerin Agrippina, die mit ihrem Gatten Germanicus und ihren Söhnen Nero und Drusus als das Opfer der ränkevollen Tyrannenlaune und eifersüchtigen Politik des Tiberius und seiner Mutter Livia einen frühzeitigen Tod fand. Nach einer kurzen Geschichte der Herkunft Agrippina's, ihrer Erziehung und Bildung und ihrer Verheirathung mit Germanicus, führt uns der Verf. zuerst nach Germanien, wohin die treue Gattin ihren Gemahl auf seinen Feldzügen begleitete, dann nach Griechenland, Asien und Afrika, wohin sie den im Auftrage des Tiberius gesendeten Consul folgte, und endlich wieder zurück nach Rom, wo nach dem Tode ihres Gatten die trauernde Wittwe ihre letzten durch immer neue Kränkungen und Mißhandlungen getrübten Tage verlebte, bis sie nach der Insel Pandataria verwiesen, vor Gram und Kummer starb. Mit der lebendigen Beschreibung dieses wechselvollen Lebens tritt zugleich ein eben so klares als treu nach den Quellen gezeichnetes Bild der zu jener Zeit in Germanien geführten Kriege, so wie der damaligen bis tief ins Innere verderbten civilisirten Welt, der heuchlerischen niederträchtigen Regierungsweise des Tiberius und der Sittenlosigkeit und feilen Erbärmlichkeit der damaligen Römer vor unsere Augen, so daß diese Darstellung nicht minder als ein anschauliches, nach allen Seiten hin trefflich ausgeführtes Gemälde der Zustände jener Zeit überhaupt gelten kann. Die Absicht des Verfs., einen Beitrag zu der in neuester Zeit so vielseitig versuchten Vermittelung der Wissenschaft oder der Einführung wissenschaftlicher Gegenstände in das größere Publicum zu liefern, ist aufs glücklichste erreicht. Eine artistische Beilage zeigt uns Abbildungen einer Münze mit Agrippinas Bild, die nach ihrem Tode ihr Sohn Caligula prägen ließ, und zwei andere, die des M. Agrippa und des Germanicus Bild darstellen. R.

Englands Zustände, Politik und Machtentwickelung mit Beziehung auf Deutschland, von **Gustaf Höfken**. 1. u. 2. Thl. Leipzig, G. Mayer 1846. XIV., 236 u. 386 S. 8.

Der Verf. ein aufrichtiger Bewunderer der Institutionen und der Politik Englands beabsichtigt durch dieses umfassende Werk eine gründliche Kenntniß der „unvergleichlichen" Verfassung und des ganzen Staats- und Volkslebens Britanniens bei uns in Deutschland zu verbreiten und durch diese Kenntniß wieder uns zum Wetteifer auf der großen Entwickelungsbahn, „die England nun schon seit Jahrhunderten mit immer schöneren Erfolge betreten hat," anzuregen, nebenbei auch unsere Sympathie auf England, statt auf Frankreich oder gar auf Rußland, möglichst hinzulenken. Im Hinblick auf diesen Zweck ist er eifrig bemüht, uns die Macht, die weitreichende Wirksamkeit, den Reichthum, den Einfluß, die Höhe des politischen Standpunctes Englands stets in dem günstigsten Lichte darzustellen, und er versäumt daher keine Gelegenheit wo er irgend mit Hoffnung auf Erfolg die Verwandtschaft Deutschlands mit England hinsichtlich nicht bloß der Abkunft, sondern auch der Sprache, gewisser Charakterzüge und des Gemüthslebens beider Nationen nachweisen zu können meint. Was die äußere Anordnung des Inhalts betrifft, so handelt der Verf. im ersten Bande zuvörderst von der Größe und Stellung Englands als Weltmacht im Allgemeinen, beschreibt dann die Elemente der Seemacht dieses Staats (Flüsse, Häfen, Fischerei, Schiffahrt) und ihren Einfluß auf die Frische und Thatkraft der Bevölkerung, spricht dann von der Roherzeugung, Stoffwandlung und dem Handel, ferner von dem Aussehen des Landes, der Wohn- und Lebensart der Bewohner, von der englischen Aristokratie, ihrer festgewurzelten Stellung zu Volk und Staat im Gegensatze zu dem Geburtsadel des Continents, wobei er aber auch die Kehrseite der britischen Grundbesitzzustände und die nachtheiligen Wirkungen auf das Verhältniß des Nährstandes nicht verschweigt, geht dann auf die Handels- und Finanzpolitik Englands unter dem Einflusse des Grundbesitzes über und bespricht bei dieser Gelegenheit **Walpole's** System, dessen Vervollständigung durch **William Pitt**, **Huskissons** Reformen, die Getreidezölle und ihre Wirkungen, den Organismus der engl. Kolonialverwaltung und den Einfluß aller dieser Verhältnisse auf die Zersetzung der alten aristokratischen Parteien und die Bildung neuer demokratischer, so wie Englands Staatsschuld, seinen öffentlichen Kredit und die in diesem Lande neben dem größten Reichthum herrschende furchtbare Armuth und schließt zuletzt mit Darlegung der auswärtigen Handelsverhältnisse Englands, wobei sich der Verf. besonders über die Wechselbeziehungen zwischen den dortigen inneren und äußeren Handel, über Englands Kolonial- und Schifffahrtspolitik, über die Nothwendigkeit schützender Schifffahrtsgesetze für Deutschland und die Sklavenfrage ausführlich ausläßt. Gleich interessant ist der zweite Band, besonders durch die lehrreichen Vergleichungen, in welchen er die Verhältnisse Englands an die unsrigen hält und durch die praktischen Hinweisungen auf die Stellung, welche wir gegen dieselben politisch zu nehmen haben. Es ist hier besonders von **Peels** Verwaltungs- Geld- Zoll- und Handelsreformen, z. B. der Abschaffung der Kornzölle und ihrer Wirkung und Bedeutung für Deutschland, dem Pauperismus in England mit Rücksicht auf die Armengesetzgebung und die Arbeitsorganisation, und dem Pauperismus in Irland die Rede, worauf zuletzt noch in 2 Abschnitten die jetzigen sprachlichen und literarischen Zustände besonders unter der Aristokratie und die kirchliche Parteiung in den drei Königreichen mit Rücksicht auf ihre Herausbildung aus der früheren Geschichte, umständlich besprochen werden. Das Ganze gibt ein recht anschauliches Bild der Entwickelung Englands zu dem politisch-bürgerlichen Zustande, in welchem es jetzt vor uns in die Erscheinung tritt. R.

Demnächst zur ausführlichen Kritik bestimmt:

- **Die Abtrünnigen.** Drama in fünf Acten. Von Paul Freiherrn von **Wangenheim**. Leipzig, J. J. Weber.
- **Gesammelte Schriften** von **Wilhelm Meinhold**. Zweiter Band. Der alte deutsche Degenknopf. Wallenstein und Stralsund. Ebend.
- **Heinrich Laubes dramatische Werke** I.—III. Band. Ebend.
- **Karl Gutzkows dramatische Werke** I.—IV. Bd. Leipzig, Karl E. Lorck.
- **Gesammelte dramatische Werke** von **Roderich Benedix** I.—III. Band. Leipzig, J. J. Weber.
- **Dramatische und dramaturgische Schriften** von **Eduard Devrient** I.—IV. Band. Ebend.
- **Dramatische Versuche** von **H. Grafen von Veltheim**. Braunschweig. Eduard Leibrock.
- **Norddeutsches Jahrbuch** für Poesie und Prosa. Mit Beiträgen von K. Beck, J. **Blau** rc. Herausgegeben von Heinrich **Pröhle** 1847. Merseburg, Louis Garcke.
- **Penelope.** Taschenbuch für das Jahr 1847. Herausgegeben von **Theodor Hell**. Leipzig, J. C. Hinrichs.
- **Iris.** Taschenbuch für 1847. Herausgegeben von **Jos. Grafen Mailath**. Pesth, Heckenast.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Intelligenzblatt zur Leipziger Revue.

Nr. 1. [Inserate werden für die gespaltene Zeile mit 2 Ngr. berechnet.] **1847.**

Bei **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Ziska.

Gesänge
von
Alfred Meißner.
8. eleg. broch. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Gedichte

von
Alfred Meißner.
Zweite stark vermehrte Auflage.
8. eleg. broch. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Als lyrischer, formvollendeter, origineller Dichter ist Alfred Meißner schon zu bekannt, als daß wir auf das Erscheinen der zweiten, fast um das Doppelte vermehrten Auflage seiner Gedichte besonders aufmerksam zu machen brauchten. Wir beschränken uns darauf, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das neue epische Gedicht „Ziska" zu lenken, welches eine große, folgenreiche Zeit, die Hussitenzeit, mit einer des Stoffes würdigen Begeisterung in vollendeter Form schildert. Dem Mangel an epischen Gedichten in unserer Literaturperiode wird durch Alfred Meißners „Ziska" aufs Glänzendste abgeholfen.

Bei **Gustav Mayer** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die 2. verbesserte und vermehrte Auflage von

Gustav Schwab und Karl Klüpfel,

Wegweiser durch die deutsche Literatur.

Ein Handbuch für Laien.

24 Bogen Velinp. Brosch. $1^{1}/_{3}$ Thlr., in Kattun $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Die **Namen** der **Bearbeiter,** sowie der Umstand, daß die erste Auflage in diesem Jahr in **2 Monaten** vergriffen wurde, und daß diese zweite unter andern wesentlichen Verbesserungen auch die **Angabe sämmtlicher Ladenpreise** sowie eine **Auswahl Kinderschriften** enthält, dürften dies Buch wol als das passendste Festgeschenk erscheinen lassen.

Bei **C. L. Fritzsche** in Leipzig ist erschienen:

Lohmann, Dr. C. (Lehrer der englischen und französischen Sprache), Praktischer Wegweiser die französische Sprache in *acht Monaten* richtig und geläufig sprechen und in derselben correspondiren zu lernen, bestehend in sechzig Aufgaben. Bearbeitet nach einer neuen leichtfasslichen Methode zum Schul-, Privat- und Selbstunterricht, auch zur Wiederholung manches Vergessenen, für Herren und Damen. 8. brosch. $22^{1}/_{2}$ Ngr. 1841.

— — der conversirende Franzose, oder der sicherste Führer die französische Umgangs-Sprache, wie man sie in Frankreich spricht, sich anzueignen: dargestellt in 52 Abschnitten mit untergelegten Wörtern und Redensarten. 8. brosch. $22^{1}/_{2}$ Ngr. 1842.

— — Praktischer Wegweiser, die englische Sprache binnen einem Halbjahre richtig und geläufig sprechen und in derselben correspondiren zu lernen, bestehend in 52 Aufgaben nebst einem Anhange. Bearbeitet nach einer neuen, leicht fasslichen Methode, mit steter Berücksichtigung der durch Buchstaben genau bezeichneten Aussprache und richtigen Accentuation jedes Wortes, zum Schul-, Privat- und Selbstunterricht, auch zur Wiederholung manches Vergessenen, für Herren und Damen. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr. 1842.

— — der conversirende Engländer oder der sicherste Führer die englische Umgangssprache, wie man sie in England spricht, sich auf eine leichte Weise anzueignen. Abgefaßt in 52 Abschnitten, mit untergelegten Wörtern und Redensarten. 8. brosch. $22^{1}/_{2}$ Ngr.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. Graece et latine. Curavit G. A. Koch acced. index rer. memor. locupl. 8. maj. brosch. Preis 2 Thlr.

Diese schöne, correcte und wohlfeile Ausgabe wird jedem Freund der altclassischen Literatur willkommen sein.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint:

Pabst Pius IX.

und

die Reformen im Kirchenstaate.

gr. 8. 7 Bogen. geheftet. 15 Ngr.

Leipzig, den 1. Decbr. 1846.

Theodor Thomas.

Heute versandten wir:

Das Zeitalter der Revolution. Geschichte der Fürsten und Völker Europa's seit dem Ausgange der Zeit Friedrichs des Großen. Von Dr. **Wilh. Wachsmuth,** ord. Prof. der Geschichte an d. Univers. zu Leipzig.

7. Lieferung. (2. Band, Bogen 4—9.)

Subscriptionspreis für jede Lieferung von 6 Bogen gr. 8. Velinp. $^{1}/_{3}$ Thlr. = 30 Xr. Conv. = 36 Xr. Rh.

(Erscheint in 6 Bänden à 5—6 Lieferungen.)

Leipzig den 10. Decbr. 1846.

Menger'sche Buchhandlung.

Bei Unterzeichnetem sind im Laufe dieses Jahres erschienen:
Claudius, G. C., allgemeiner Briefsteller ꝛc. **19. Aufl.** 36 Bogen. broschirt. 18 Ngr.
Fischer, J. H. L. past. prim., Predigt zum Gedächtniß Luthers. geheftet. 3 Ngr.
Müller, Alex. Hofr., die deutschen Auswanderungs-, Heimaths- und Freizügigkeits-Verhältnisse ꝛc. 2. Ausgabe. broschirt. $1^1/_3$ Thlr.

Original-Romane.

Elisa, oder das Weib wie es sein sollte. Ein moralischer Roman. **7. Auflage.** eleg. brosch. 1 Thlr.
Gustav vom See, rheinische Novellen. eleg. brosch. $1^1/_4$ Thlr.
Klencke, das deutsche Gespenst. 3 Theile. eleg. brosch. 4 Thlr.
Lorenz, Wilhelmine, Friedrichs II. einzige Liebe. eleg. brosch. 1 Thlr.
Norden, M., Ilmhorst. 3 Theile. eleg. brosch. 3 Thlr.
Otto, Luise, Schloß und Fabrik. 3 Thle. eleg. brosch. $3^1/_4$ Thlr.
Penseroso, die Engländer auf dem Rhein. 3 Thle. eleg. brosch. $3^1/_4$ Thlr.
St. Nelly, Lucilie. 2 Theile. eleg. brosch. $2^3/_4$ Thlr.

Leipzig, im Decbr. 1846.

A. Wienbrack.

In unserm Verlage sind erschienen:
Schlegel, Aug. Wilhelm v., sämmtliche Werke, herausgegeben von Eduard Böcking. 1—10. Band. 8. broschirt. Jeder Band à 1 Thlr.
— — Poetische Werke. Dritte sehr vermehrte Ausgabe. 2 Theile. (Der Werke 1. und 2. Band.) 8. broschirt. 2 Thlr.
— — Poetische Uebersetzungen und Nachbildungen nebst Erläuterungen und Abhandlungen. 2 Theile. (Der Werke 3. und 4. Band.) 8. broschirt. 2 Thlr.
— — Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. Dritte Ausgabe. 2 Theile. (Der Werke 5. und 6. Band.) 8. broschirt. 2 Thlr.
— — Spanisches Theater. Zweite Ausgabe, besorgt von E. Böcking. 2 Theile. Taschenformat. broschirt. 1 Thlr. 10 Ngr.
Oeuvres de **M. Aug. Guillaume de Schlegel,** écrites en français et publiées par *Edouard Böcking*. 3 volumes avec le portrait de l'auteur. in 8. broché. 3 Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Verlagsbericht

von

Otto Wigand, Verlagsbuchhändler in Leipzig.

I.

Philosophie und Geschichte.

Alison, A., Geschichte Europa's seit der ersten französischen Revolution. Deutsch von L. Meyer. 6. Band. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.
(Band 1—5 zu demselben Preis erschienen früher, darunter Band 1 in zweiter Auflage.)

Bauer, Br., Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. 2. Auflage. 3 Bände. 8. brosch. 5 Thlr. 20 Ngr.
Bürger, K., Liebesbriefe ohne Liebe. kl. 8. brosch. 20 Ngr.
Ellissen, A., Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie. Erster Band. Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. gr. 8. brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.
— — Nachtrag zu der Polyglotte, enth. Ὁ ΠΡΕΣΒΥΣ ἹΠΠΟΤΗΣ. Ein griechisches Gedicht aus dem Sagenkreise der Tafelrunde in Original und Uebersetzung. 8. brosch. 10 Ngr.
Epigonen, die. 1. Band. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 25 Ngr.
Inhalt:
An Arnold Ruge. Von Otto Wigand. Die Epigonen. Die deutschen Universitäten. Von Fr. v. Florencourt. Das Wesen der Religion. Von L. Feuerbach. Variations brillantes sur une pensée de Hegel. Bunsen und die Verfassung der Kirche der Zukunft. Von A. Bock. Rückblick auf preußische Zustände. Von Fr. von Florencourt. Betrachtungen eines Einsamen. Von A. Bock. Allerlei Glossen über unsere Preßzustände. Von Fr. v. Florencourt. Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Von Dr. E. F. Apelt. (Kritik.) Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie. Von A. Ellissen. (Kritik.) Das Glaubensbekenntniß der „Norddeutschen Blätter". (Kritik.) Armin Galoor. Roman von L. Starklof. (Kritik.) Ueber Preußische Reichsstände.
Feuerbach, L., sämmtliche Werke. 1. Band, enthaltend: Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. brosch. 2 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.
— — 2. Band enthaltend: Philosophische Kritiken und Grundsätze. gr. 8. brosch. 2 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.
Nationalökonomen, die, der Franzosen und Engländer. Herausgegeben von Max Stirner. 9—11. Lieferung enth. A. Smith, Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichthums. 1. und 2. Band. 2 Thlr. 14. Lieferung enth. P. J. Proudhon, die Widersprüche der National-Oekonomie oder die Philosophie der Noth. 1. Lief. gr. 8. brosch. 15 Ngr.
(Lieferung 1—8 enth. J. B. Say, ausführliches Lehrbuch der praktischen politischen Oekonomie. 4 Bände. 4 Thlr.)
Thiers', sämmtliche historische Werke, deutsch von W. Jordan. 33—38. Theil, enthalten: Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs. 13—18. Theil. gr. 16. brosch. à Theil 5 Ngr.
(Theil 1—20 enthält die Geschichte der französischen Revolution.)
Verstandesthum, das, und das Individuum. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.
Welt, die begriffene. Blätter für wissenschaftl. Unterhaltung. Redigirt und herausgegeben von W. Jordan. 4—6. Heft oder Nr. 25—48. Schm. 4. à Heft 8 Ngr.
Wislicenus, E., Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände. 1 Bändchen. 8. brosch. 16 Ngr.

II.

Schöne Wissenschaften.

Ausgewiesene, der, 2 Bände. 8. brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.
Byrons sämmtliche Werke von A. Böttger. Zweite Taschenausgabe in 12 Bänden. 8. br. Mit 12 Stahlstichen. 2 Thlr.
Byron's Ritter Harold von A. Böttger. Diamantausgabe (mit Portrait). 16. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 10 Ngr.
Dresden und die Dresdener, oder Spiegelreflexe aus Dresdens Gegenwart. 8. brosch. 2 Thlr. 10 Ngr.
Fereal, V. v., die Geheimnisse der Inquisition. Aus dem Französischen von L. Meyer. 8 Theile in 2 Bänden. Zweite Auflage. 8. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gardinenpredigten. Aus dem Engl. von Fr. Gerstäcker. 8. brosch. 1 Thlr.

Heinroth, J. Ch. A., Lebensstudien oder mein Testament für Mit- und Nachwelt. 2. Band. 8. brosch. 1 Thlr.
(Der erste Band erschien 1845 und kostet 1 Thlr. 25 Ngr.)

Kulmann, Elisabeth, sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von K. Fr. von Großheinrich. 4. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Lex.-8. brosch. Mit Portrait der Verf. und einer Abbildung ihres Grabmahls. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mortimer, H., die Geheimnisse der Bastille. Deutsch von L. Dorn. 3 Theile in 1 Band. Zweite Auflage. 8. brosch. 1 Thlr.

Nachtseiten der Gesellschaft. Herausgegeben von A. Diezmann, W. Jordan und L. Meyer. 17. und 18. Theil. gr. 16. brosch. à 6 Ngr.

Rowcroft, Ch., der Buschrähndscher. Erzählungen aus den Colonien von Van-Diemensland. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäcker. 3 Bände. 8. brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sand, G., sämmtliche Werke. 72—77. Theil, enth. Der Müller von Angibault. Deutsch von W. Jordan. gr. 16. brosch. 6 Theile 24 Ngr.

— — 78—85. Theil, enth. Der Aristokrat und der Industrielle. Deutsch von W. Jordan. gr. 16. brosch. 8 Theile 1 Thlr. 2 Ngr.

— — 86—87. Theil, enth. Eine Landidylle. Deutsch von W. Jordan. brosch. 2 Theile 8 Ngr.

— — — Neue Octavausgabe. 1. u. 2. Band, enth. Lucrezia Floriani. 2 Bände. 8. brosch. 1 Thlr.

Sue, E., sämmtliche Werke. Taschenausgabe. 196—204. Bändchen, enthaltend: Martin der Findling oder Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners. 1—9. Bändchen. brosch. à 5 Ngr.

— — Zweite, Octavausgabe. Martin der Findling, 1—3. Band. brosch. 8. à 10 Ngr.

— — Zweite Octavausgabe. 1. und 2. Band, enth. Mathilde, Memoiren einer jungen Frau. Vierte Auflage. 1. und 2. Band. 8. brosch. à 10 Ngr.

Starklof, L., Armin Galoor. Roman. 2 Bände. 8. brosch. 3 Thlr.

— — Sirene. Eine Schlösser- und Höhlengeschichte. gr. 8. brosch. 1 Thlr.

Volksbücher. Nr. 36., enth. der Schwanenritter. 8. Geh. mit Holzschnitten. $2^1/_2$ Ngr.

Wolff, O. L. B., Professor Dr., Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur. 7 Bände. Zweite Auflage. gr. 4. Geh. 18 Thlr. 15 Ngr.

— — — Supplement oder 8. Band. 1—4. Lieferung. à Lief. 15 Ngr.

— — — Hausschatz der Volkspoesie. Sammlung der vorzüglichsten und eigenthümlichsten Volkslieder aller Länder und Zeiten in metrischen deutschen Uebersetzungen. Lex.-8. brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — — Hausschatz deutscher Prosa. Theorie des deutschen prosaischen Stils, verbunden mit einer vollständigen Auswahl von Musterstücken jeder Gattung der Schreibart, aus den Werken der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller in chronologischer Ordnung. Ein Buch für Schule und Haus. Zweite Auflage. Lex.-8. brosch. 2 Thlr.

— — — Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Vollständigste Sammlung deutscher Gedichte, nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Gesetze der Dichtkunst im Allgemeinen, sowie der einzelnen Abtheilungen insbesondere enthaltend, nebst einer kurzen Uebersicht ihrer Bildungsgeschichte seit den frühesten Zeiten ihres Erscheinens in Deutschland bis auf unsere Tage, und biographischen Angaben über die Dichter, aus deren Werken Poesieen gewählt wurden. Ein Buch für Schule und Haus. 8. gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lex.-8. brosch. 2 Thlr.

III.

Medicin.

Cohn, Dr. E., die medicinische Staatsprüfung in Preussen. Eine Widerlegung des Schwartzschen Rückblicks auf dieselbe. gr. 8. brosch. $7^1/_2$ Ngr.

Grävell, Dr. F., über die Reform der Medicinal-Verfassung Preußens. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbücher, C. Chr. Schmidts, der in- und ausländischen gesammten Medicin, redigirt von Dr. A. Göschen. Jahrg. 1846. Lex.-8. 12 Hefte. eleg. brosch. 12 Thlr.

— — Jahrgang 1847. Heft 1—3.

Jahresbericht über die Fortschritte der in- und ausländischen Medicin im Jahre 1845. Im Verein mit mehreren Aerzten herausgegeben von Dr. A. Göschen. 4 Hefte. brosch. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Meissner, Dr. Fr. L., die Frauenzimmerkrankheiten. III. Bd. in 2 Abtheilungen. gr. 8. brosch. 4 Thlr. 15 Ngr.
(Band 1 und 2 kostet ebenfalls à 4 Thlr. 15 Ngr.)

Popp, Dr. C., Untersuchungen über die Beschaffenheit des menschlichen Blutes in verschiedenen Krankheiten. gr. 8. brosch. 20 Ngr.

Schwartz, Dr. O., die medicinische Staatsprüfung in Preussen. Ein kritischer Rückblick. gr. 8. brosch. $7^1/_2$ Ngr.

Tourtual, Dr. C. Th., neue Untersuchungen über den Bau des menschlichen Schlund und Kehlkopfes mit vergleichenden anatomischen Bemerkungen. gr. 8. brosch 21 Ngr.

IV.

Rechtswissenschaft.

Hermsdorf, E., Jahresberichte über die deutsche Gesetzgebung. Zweiter Band. Jahr 1845. gr. 8. broschirt. 2 Thlr. 20 Ngr.
(Der erste Band, das Jahr 1844, kostet 1 Thlr. 15 Ngr.)

Kirsten, A., Abhandlungen aus dem Gebiete des Strafrechts. gr. 8. brosch. 1 Thlr.

Inhalt:

Ueber das Verbrechen des Aufruhrs und dessen Bestrafung. Ueber das Begnadigungsrecht. Beleuchtung der Entscheidungsgründe zu den Straferkenntnissen, den zu Göttingen im Januar 1831 stattgehabten Aufruhr betreffend.

Rechtslexicon für Juristen aller teutschen Staaten, redigirt von Professor Dr. J. Weiske. VII. Band. 1. und 2. Lief. gr. 8. brosch. à 20 Ngr., Velinpapier à 25 Ngr.

Weiske, J., praktische Untersuchungen auf dem Gebiete des einheimischen Rechts. 1. Heft enth. „Wie sorgte Luther auf den Todesfall für Weib und Kind, in Verbindung mit einer erbrechtlichen Abhandlung. gr. 8. brosch. 20 Ngr. 2. Heft enth. Ueber das Lehngeld. Insbesondere eine neue Auslegung des k. sächs. Generales vom 3. Nov. 1751. Nebst Beantwortung einiger praktischen Fragen aus dem Lehnrechte. gr. 8. brosch. 15 Ngr. 3. Heft enth. Ueber Corporationen und Gemeinden, namentlich über Gemeinde-

güter und deren Benutzung durch die Mitglieder, sowie über römisch- und teutschrechtliche Corporationen überhaupt. Nebst einer Abhandlung über die Bedeutung des gemeinen Rechtes und das Verhältniß der Statutarrechte zu den Landrechten. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

V.

Allgemeine Wissenschaften.

Böttiger, A., über Kammergüter und Domainen in den sächsischen Landen mit besonderer Beziehung auf das herzogl. Haus Sachsen-Meiningen. gr. 8. geh. 10 Ngr.

Encyklopädie, allgemeine, für Kaufleute, Fabrikanten, Geschäftsleute, Handels-, Industrie-, Gewerbe- und Realschulen. Herausgegeben von Dr. W. Hoffmann. 7. vermehrte, umgearbeitete Auflage. Schmal 4. brosch. Heft 1—10. à Heft 5 Ngr.

Julius, G., Bankwesen. Ein neues Gespenst in Deutschland. gr. 8. brosch. 1 Thlr.

Kopfschmerzen, die. Vorschriften und Maaßregeln zur Verhütung des Kopfwehs. 8. 1847. brosch. 10 Ngr.

Rammler, O. Fr., Universalbriefsteller. Dreizehnte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. W. Hoffmann. gr. 8. brosch. 22½ Ngr.

Ritter's geographisch-statistisches Lexicon über die Erdtheile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seen, Flüße, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer xc. Für Bureaux, Comptoirs, Kaufleute, Fabrikanten, Zeitungsleser, Reisende, Real-, Industrie- und Handelsschulen. 3. umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Uebersicht aller Eisenbahnen, deren Länge, Kosten, Ertrag und Eigenthümlichkeiten. Von Dr. W. Hoffmann. Lex.-8. brosch. 5 Thlr. 7½ Ngr.

Wigands Conversations-Lexikon. Für alle Stände. Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet. Vollständig in 12 Bänden, jeder Band in 12 Heften à 5 Bogen. Preis des Heftes 2 gGr. = 2½ Ngr. = 9 Xr. rhein. = 7½ Xr. C. M. Heft 1—30. gr. 8. brosch.

VI.

Kinderschriften.

Geschichte der Mutter Martha und ihrer Katze. Mit vielen Bildern. 8. brosch. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., der Kinderspiegel. Mit color. Abbildungen. 4. Steif brosch. 25 Ngr.

Jugendzeitung, illustrirte. Jahrgang 1846. 52 Nummern mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen von Prof. L. Richter und Andern. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

— — Jahrgang 1847. Nr. 1 und 2. Preis vierteljährlich 25 Ngr.

Volksmärchen aus der Bretagne. Für die Jugend bearbeitet von H. Bode. Mit Bildern von Prof. L. Richter, T. Johannot und And. 8. brosch. 1 Thlr.

Wander, K. F. W., neue Fabeln. Mit Bildern von Prof. L. Richter. 8. brosch. 20 Ngr.

Wolff, O. L. B., Professor Dr., Märchenschatz. Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aller Zeiten und Völker. 2. und 3. Band mit Kupfern. 8. brosch. à Band 15 Ngr.
(Der 1. Band erschien 1845.)

VII.

Broschüren und Schriften, Fragen der Zeit betreffend.

Anneke, F., vormals Lieutenant in der Königl. Preuß. 7. Artilleriebrigade, ein ehrengerichtlicher Proceß. 8. brosch. 15 Ngr.

Behnsch, was verstehen die biblischen Schriftsteller unter dem Ausdrucke: Sohn Gottes? gr. 8. Geh. 3 Ngr.

Briefe, militairische, eines Lebenden an seinen Freund Clausewitz im Olymp. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bromme, O. L. G. J. Kommissar, Vertheidigung des Privatgelehrten Herrn von Florencourt zu Naumburg, in der wegen Preßvergehens gegen ihn anhängig gemachten Untersuchung. gr. 8. geh. 7½ Ngr.

Detroit, L., das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden. Predigt. gr. 8. geh. 3 Ngr.

— — Wir sind dazu geboren, daß wir die Wahrheit zeugen sollen. Predigt. gr. 8. geh. 3 Ngr.

— — Unsere Lage, unsere Aufgabe und unser Beruf, ein Reformationsruf an die Christen der reformirten und unirten Kirche. gr. 8. geh. 2½ Ngr.

Drei Protesterklärungen und Lossagung vom Symbolzwange, von 109 Mitgliedern der evangelisch-deutsch-reformirten Gemeine erlassen an das Kirchencollegium der evangelisch-deutsch-reformirten Kirche zu Königsberg in Preußen. gr. 8. geh. 2½ Ngr.

Erinnerung an das Ministerium Wöllner. gr. 8. geh. 10 Ngr.

Fischer, F., drei Tage in Holstein. Aphoristische Skizze der Zustände Holsteins und Schleswigs. gr. 8. geh. 4 Ngr.

Florencourt, Fr. v., fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. Nr. 4. Ueber Bürgerversammlungen. gr. 8. geh. 3 Ngr.

Hasenkamp, H. v., Kritik der unter dem 3. April 1845, 20. Juli 1843, 16. Mai 1844 und 27. September 1845 erlassenen preußischen Militair-straf- und ehrengerichtlichen Gesetze, Verordnungen und Kabinetsordren. gr. 8. geh. 7½ Ngr.

Matsper, v., Bilder von und für Meklenburg. Zweites Bild. gr. 8. geh. 10 Ngr.

Meklenburg, wie es ist und wie es werden kann. Zweite Auflage. gr. 8. brosch. 15 Ngr.

Rupp, J., die Symbole oder Gottes Wort? Ein Sendschreiben an die evangelische Kirche Deutschlands. gr. 8. geh. 4 Ngr.

— — offener Brief an das Consistorium zu Königsberg. gr. 8. geh. 5 Ngr.

Salzmann, A., Briefe von der Elbe, über pädagogisch-politisch-religiöse Tagesfragen. 8. brosch. 22½ Ngr.

v. Szymanowitz, Ideen über die Formation der Feld-Artillerie. gr. 8. geh. 7½ Ngr.

Ueber die eidliche Verpflichtung der protestantischen Geistlichen in Sachsen auf die kirchlichen Symbole. Replik auf das Votum des Herrn Professor Harleß. gr. 8. geh. 4 Ngr.

Verfassungsfrage, die preußische. Historisch entwickelt und durch Rückblicke auf den deutschen Bund beleuchtet. gr. 8. brosch. 15 Ngr.

Wander, K. F. W., offenes Sendschreiben an S. Excellenz den Königl. Preuß. Minister Herrn Dr. Eichhorn. gr. 8. geh. 10 Ngr.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 5.** Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Moderne Sophisten.

(Fortsetzung.)

Die freie Kritik ist die Religion der Atheisten, die Aufhebung der Eigenheit und die Erhebung in das allgemeine Wesen des Menschen. — Die praktischen Consequenzen des kritischen Selbstbewußtseins zieht Edgar Bauer in der Kritik des Staates, aber im Grunde ist die kritische Freiheit schon die subjective Willkür geworden, die ihre schrankenlose Realität fordert, die jede Bestimmtheit und jeden Unterschied nivellirt und weder im „freien Staate", noch im „freien Gemeinwesen" ihre Befriedigung findet, im Grunde ist der Sabbath der Freiheit bereits vorüber und der blaue Montag der Handwerksburschen ist schon angebrochen, nur hie und da spukt noch ein Sonntagsgedanke in den Köpfen und der utopische Communismus ist das höchste Ideal des kritischen Jünglings. Der Communismus selbst ist eine unkritische Schwärmerei. — Der Begriff der Gattung war das Dogma, die Schwärmerei, die geheime Liebe der Kritik gewesen, so lange sie gegen Religion und Staat wütheten, er ist jetzt das letzte Object, das sie richtet und sie ist von der Weltverbesserungskrankheit für immer genesen. Bauer sieht in der Gattung nicht mehr die absolute Wesensvollkommenheit des Menschen — der Traum von Don Karlos ist zerstört, die despotische Willkür hat ihm sein Flandern entrissen, — im Gegentheil das Wesen des Menschen ist ihm der Ausdruck seiner Ohnmacht: „das Wesen, welches der Mensch nicht macht, welches sich seiner schöpferischen Kraft entzieht, oder welches vielmehr die Voraussetzung ist, daß er für seine höchsten, ja für seine eigenen menschlichen Angelegenheiten keine hervorbringende Kraft habe, ist vielmehr der Ausdruck seiner Ohnmacht." Was aber heißt das anders, als das Wesen seinem Begriffe nach selbst auflösen, das Wesen, das für den Einzelnen nicht die absolute Macht ist, ihn zu ergreifen und zu reinigen, ist überhaupt nicht mehr Wesen, die Subjectivität, die nicht durch Hingabe an ihr Wesen sich mit ihrer Macht und Wahrheit erfüllt, ist nur die haltungslose Bewegung von Nichts zu Nichts, die reine Negativität, die kritische Willkür oder vielmehr die unkritische Kritik! Mit diesem Schritte betritt Bauer das Gebiet der Sophistik, aber von den entschiedenen Consequenzen hält ihn noch der letzte Funke kritischer Sehnsucht, die letzte Ahnung einer kritischen Objectivität zurück. Todmüde schleicht die Kritik hinaus auf die Schädelstätte der Geschichte, um die Knochen zu zählen, und an den hohlen Schädeln sich zu freuen und überall stößt sie auf verbrannte menschliche Gebeine. — Die letzte Parole der Kritik ist die Negativität der Geschichte! Mit dem Augenblicke, wo das unendliche Selbstbewußtsein sich eine historische Geltung verschaffen will, beginnt erst die echte Geschichte der Menschheit, mit dem 18. Jahrhundert beginnt die Kritik ihre mitternächtliche Heerschau, sie kritisirt nicht mehr, sie sucht die Geschichte nur in ihrer Ursprünglichkeit anzuschauen, diese selbst ist die objective Kritik, die Realisirung der reinen Negativität. Jeder Versuch, den neuen Gedanken zur Anerkennung zu bringen, muß scheitern, sei es der tragische Untergang eines großen Enthusiasmus, oder die heuchlerische Tartüfferie alter Vorrechte, die sich der neuen Principien bedienen, oder der erfolglose Theatercoup eines Struensee, eines Aranda! Die Kritik betrachtet diese ganze Bewegung mit dem kalten Hohne eines Mephisto und ruft jedem neuen Gedanken die diabolische Devise zu: „Und wenn Du Dich auch nicht dem Teufel übergeben, so mußt Du doch zu Grunde gehen!" Die Kritik kann in dem geschichtlichen Processe keine Befriedigung finden, sie wird über jede Bestimmtheit hinausgetrieben, sie sieht die Aufklärung, die Revolution, das Kaiserreich erfolglos untergehen, überall fliegt sie an Leichensteinen vorbei, sie liebt einmal den gespenstischen Ritter und ihr Schicksal ist: Und hurrah, hurrah, hop, hop, hop! geht's fort in sausendem Galopp, daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben! —

Bauer's Kritik ist so ihrem Wesen nach bereits die Verflüchtigung alles Objectiven in die reine Willkür, „die Sublimirung alles Endlichen in reine Gedanken," ihr inneres Princip ist bereits der sophistische Trieb, aber noch bewußtlos, noch nicht die ausgesprochene, wirkliche Sophistik, die Kritik Bauer's ist sich selbst noch objectiv und hat an dem Gedanken noch eine dogmatische Voraussetzung, die Mitternachtsstunde für die Gespenster hat noch nicht geschlagen. An diesen Widerspruch der Bauer'schen Kritik, an diese unkritische Bewußtlosigkeit über ihr eigenes Princip knüpfen die modernen Sophisten an. — Ehe wir uns jedoch zu diesen wenden, haben wir die Resultate der philosophischen Kritik im Gebiete der Religion und der Philosophie noch in der Kürze zu charakterisiren. Das Wesen der Religion und der Philosophie besteht im Allgemeinen in dem spezifischen Verhältniß des Einzelnen zu seiner Gattung, des Wesens zur Erscheinung, der Sub-

stanz zum Subject, des Göttlichen zum Menschlichen. Dieses Verhältniß war noch nicht kritisch geprüft worden. Es mußte von der dogmatischen Substantialität, in welcher es bei Hegel selbst mehr oder weniger verschlossen blieb, befreit werden. „Strauß hatte Hegel auf spinozistischem Standpunkte, Bauer auf Fichte'schem innerhalb des theologischen Gebietes consequent durchgeführt," der letztere hatte bereits die Gränze des Fichte'schen Ich's und der romantischen Sophistik überschritten, nur daß an die Stelle der Romantik bei ihm die Kritik getreten war. Die freie Subjectivität konnte sich weder in der Hingabe an den absoluten Geist, als ihre substantielle Macht, noch in der kritischen Verflüchtigung aller geistigen Objectivität beruhigen, das Subject wollte in der Substanz nicht bloß seine Macht, es wollte darin sein eigenstes Wesen wiederfinden, nur dann war seine sittliche Praxis, seine religiöse und philosophische Erhebung eine Bewegung um sein eigenes Centrum, eine sich selbst tragende in sich befriedigte Thätigkeit und gegen die sophistische Willkür gesichert. Die absolute Substanz sollte nicht bloß der absolute Geist sein, der sich in den einzelnen Geistern als seinen Exemplaren auslegt und modificirt — es war dieß der rastlose Progreß, dem nur aus dem Strome der Lethe seine Unendlichkeit schäumt, — noch sollte sie die reine Kritik des unendlichen Selbstbewußtseins sein, die alle geistigen Mächte und zuletzt die Geschichte selbst aufsaugt — es war dieß die endlose Danaidenarbeit, eine Nemesis für die mörderische Kritik ihrer Männer — die Substanz der Menschen sollte der Mensch in jedem Menschen sein, nicht bloß ein geistiger Vampyr, sondern der Mensch, der die Mächte des individuellen Menschen in sich schließt, der Geist von meinem Geiste, Fleisch von meinem Fleische ist, es ist dieß der Standpunkt des realen Humanismus — ein Ergebniß, zu dem die Kritik der Religion und der Philosophie in Ludwig Feuerbach führte.

Dieser Standpunkt des realen Humanismus, den Feuerbach im Wesen des Christenthums und in der Philosophie der Zukunft mit der künstlerischen Kraft eines kühnen Geistes hinstellt, ist für das geistige Leben der Gegenwart von durchgreifender Bedeutung. Die Kritik der Religion hat den fruchtbaren Gedanken geltend gemacht, daß das Individuum in dem Mittelpunkte des religiösen Processes steht, daß das individuelle Subject sich in der Religion die Empfindung seines Wesens, das Bewußtsein seiner Gattung giebt, daß somit der Standpunkt der Religion ein wesentlich praktischer ist, das religiöse Subject bezieht sein allgemeines Wesen auf seine individuelle Bestimmtheit, es objectivirt sich sein Wesen und macht sich zum Object dieses Objectes, diese transscendente Gegenständlichkeit ist ihm das Göttliche, der Gottesbegriff drückt das Princip des praktischen Standpunktes aus. — Ich habe es an dieser Stelle nicht mit einer Kritik Feuerbach's zu thun und werde deßhalb nur die Punkte berühren, die an der Grenze unseres Gebietes liegen. — Man wird die künstlerische Genialität, mit der Feuerbach seine Principien ausspricht, mit theoretischer Freude betrachten, man kann sogar mit Enthusiasmus behaupten, daß Feuerbach ein großes Räthsel gelöst hat. Wie verhält sich der absolute Geist zur Individualität, die Substanz zum Subject, die Gattung zum Einzelnen? diese Frage war das punctum saliens der philosophischen Kritik gewesen. — Strauß hatte sie spinozistisch, Bauer in Fichte'scher Weise beantwortet, bei dem einen waren die einzelnen Geister nur die verschwindenden Modi des allgemeinen Geistes, bei dem andern war das unendliche Selbstbewußtsein das verzehrende Feuer aller substantiellen Mächte, der orientalische Pantheismus und die romantische Subjectivität standen einander im Gebiete der philosophischen Kritik unversöhnt gegenüber. Die griechische Mitte und die classische Heiterkeit fehlte. Die Götter sind die geistigen Mächte des Individuums — das ist der seelenvolle Gedanke, in dem jener Gegensatz in naiver Weise gelöst und durch die productive Kraft der Phantasie aufgehoben ist. Mit diesem Gedanken griff Feuerbach mächtig in die Bewegung des kritischen Denkens ein, er ist das pulsirende Centrum seiner Lehre. Feuerbach machte den Gattungsbegriff des Menschen zum Princip, die indirecte Beziehung des religiösen Subjectes auf denselben hat die Philosophie in eine directe zu erheben; in dieser Gattungsidealität war aber das einzelne Individuum weder vernichtet, noch in brutaler Weise mit Haut und Haaren affirmirt, wohl aber fand es die wesentlichen geistigen Mächte, die seine Individualität constituiren, darin erhalten. Die Gattung des Menschen enthält seine absoluten Wesensvollkommenheiten: Vernunft, Wille, Herz. Die individuelle Bethätigung derselben in Erkenntniß, Charakter, Liebe ist die reale Erhebung des Individuums zu seiner Gattung als seine eigene, selbstbewußte That. So fordert Feuerbach, die reine Philosophie solle sich auf die Wahrheit des ganzen Menschen, auf „die mit dem Blute des Menschen getränkte Vernunft" stützen, das Princip Feuerbach's ist so eine pulsirende lebensfrische Einheit von Gattung und Individuum, eine Einheit, die jede Schranke der Fremdheit und Transscendenz abgestreift, die wirklicher leibhaftiger Mensch geworden ist. Stellen wir diesen Gedanken — und es ist der effectvolle seiner Lehre — in den Vordergrund, so ist der Standpunkt Feuerbach's in dem Verlaufe der philosophischen Kritik ein Phänomen eigenthümlicher Art. Jene kritische Bewegung war ihrem Wesen nach eine kritische Reproduction der Hegel'schen Idee, in Strauß und Bauer traten die Momente derselben einseitig aus einander, in Feuerbach erscheint der wesentliche Gegensatz derselben vermittelt und damit die Bewegung in ihren Anfang zurückgekehrt zu sein. Dennoch ist der Unterschied seiner von Hegel nach Feuerbach's eigenem Bekenntnisse extrem. Dem Monismus des Hegel'schen Gedankens gegenüber erscheinen Feuerbach's Principien polytheistisch, Feuerbach accentuirt die Individualität, Hegel das Absolute, jener lehrt den gottgewordenen Menschen, dieser entwickelt den menschgewordenen Gott, Feuerbach will die Vernunft mit dem Blute des Menschen tränken, Hegel will das Blut des Menschen durch

die Vernunft begeistern, beide treffen offenbar in dem Indifferenzpunkte des polaren Gegensatzes zusammen. Aber der große Unterschied — es ist hier überhaupt bloß von jenem centralen Principe die Rede — besteht darin, die Einheit, die Hegel dialektisch erzeugt, producirt Feuerbach phantastisch, den Gegensatz, den Hegel philosophisch aufhebt, löst Feuerbach poetisch. Dieser Punkt ist für Feuerbach's Princip und den weiteren Inhalt seiner Lehre entscheidend. Feuerbach kennt den Gegensatz von Wesen und Erscheinung, Gattung und Individuum, aber die poetische Anschauung hebt ihn auf, d. h. der Gegensatz ist bei Feuerbach ein unmittelbar gelöster, der Gegensatz tritt deßhalb nie als solcher, nie in seiner ganzen Schärfe hervor, die Ueberwindung desselben geschieht nicht durch das Princip der unendlichen Negativität, sie ist eine unmittelbare Verklärung der sinnlichen Individualität, in der sich das Allgemeine und Einzelne zu einer schönen Einheit ergänzen mehr, als vermitteln. So kommt Feuerbach nach dieser Seite über die sinnliche Individualität im Grunde nicht hinaus, der Mensch ist ihm das Maaß der Vernunft, die denkende Empfindung das Princip der Philosophie, so unläugbar Feuerbach nach der Seite seines Princips, die wir so eben in den Vordergrund stellten, für die kritische Reproduction des modernen Gedankens von der höchsten Wichtigkeit ist, so entschieden ist er nach dieser Seite hin eine Beute der Sophisten geworden. Feuerbach geht über die unmittelbare Individualität zu dem Wesen derselben fort, aber er nimmt die individuellen Mächte in das Wesen mit hinüber, es tritt ihm so das Individuum selbst wieder in einer idealen Verklärung entgegen und das Resultat ist, daß Feuerbach den wirklichen Unterschied des Wesens von der Erscheinung für nichtig, für illusorisch erklärt. Es ist dieß die Natur, die freudige Heiterkeit des Künstlers, in dem vollendeten Kunstwerke ist von der Herbigkeit des Gegensatzes, von dem Schmerze und Zwiespalte des Künstlers keine Ahnung mehr. — Lösen wir aber das Kunstwerk in Gedanken auf, so müssen wir zu dem wirklichen Unterschiede seiner Momente fortgehen oder wir können das Kunstwerk nicht begreifen. Aber die denkende Phantasie Feuerbach's läßt es zu diesem Weltschmerze nicht kommen, der Unterschied soll nicht sein und er ist nicht. Fassen wir die Sache streng dialektisch, so ist mit dem energischen Unterschiede des Wesens von der Erscheinung — in welchem Unterschiede das Wesen zunächst als die negative Macht der Erscheinung bestimmt ist und sich dann beide zur vollen Wirklichkeit, zum Begriffe, zur Idee aufheben — das Wesen selbst für eine Illusion erklärt. Feuerbach's künstlerische Anschauung hebt dies selbst wieder auf, aber wird man ohne die Einsicht in das wirkliche Wesen das Kunstwerk auf die Dauer von der rohen Natürlichkeit unterscheiden können? — Ist einmal das Wesen selbst in seiner Macht und Wahrheit für illusorisch erklärt — so ist das Kunstwerk zertrümmert — und der Mensch des Oedip ist an den des Protagoras verrathen. —

III.

Die moderne Sophistik.

Der sophistische Trieb bestand darin, daß die kritische Negation fortging bis zu dem Gedanken des Wesens, als einer objectiven geistigen Macht, und somit den Begriff der Einheit, in welchem die unterschiedenen Individuen identisch gesetzt sind, sei es, daß diese Einheit als Substanz, oder reine Kritik, oder Gattung bestimmt war, selbst aufzulösen anfing. Die consequente Entfaltung dieses Triebes ist die bewußte, ausgesprochene Sophistik, die wirkliche Auflösung jeder geistigen einheitlichen Macht, die Atomistrung derselben in die Willkür der Einzelnen. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt thun reißen es an sich!"

Diese sophistische Gewaltthat spricht sich zunächst als der Egoismus des einzelnen Subjectes aus, dieser geht unter im Individuum und bequemt sich endlich zur Rolle des sophistischen Liebhabers. (S. ob. I.)

Wir haben die Metamorphose des sophistischen Princips jetzt im Einzelnen zu verfolgen. —

a. Der absolute Egoismus oder das geistige Thierreich. — Der Einzige und sein Eigenthum von Max Stirner.

In der Auflösung aller wesentlichen Mächte, die eine energische Einheit der Individuen erzeugen, ist das Ich zunächst wesenlos geworden, es sieht in jedem Gedanken, der ihm gebietend gegenübertritt, nur eine gespenstische Illusion, es bricht jeden Zusammenhang mit der natürlichen und sittlichen Totalität ab, es nimmt jede kritische Beziehung zu der geistigen Welt in sich zurück und ist so in seiner atomen Einzelnheit das entschiedene „Nichts" aller weltbewegenden Mächte, sie sind ihm leibeigen geworden, und seine Beziehung auf dieselbe ist nur die Beziehung auf seine eigene Souverainetät, es ist ihr despotischer Eigenthümer. In diesem Nichts ist Alles Andere verschwunden, es ist das „schöpferische Nichts," „das Nichts, aus welchem ich als Schöpfer Alles schaffe." Als dieses schöpferische Nichts bin Ich nicht einer unter Vielen, ich bin der Einzige, „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!" „Mir geht nichts über Mich!" — Nach diesem Prologe scheint Max Stirner eine indische Incarnation, das lebendige Brahm zu sein, oder als buddhistischer Missionär uns in seiner eigenen Person einen neuen Dalailama vorzustellen. Indeß diese Einzigkeit wäre religiös und ihr Cultus sehr lästig. — Stirner's modernisirte Einzigkeit trägt die Devise: Nichts über mir, unter mir Alles. Diese egoistische Singularität sucht Stirner psychologisch und historisch zu begründen und sie als das höchste menschliche Resultat dem gegenwärtigen Bewußtsein gegenüberzustellen. Die erste Stufe des Menschen ist sein unmittelbarer Zusammenhang mit der objectiven Welt, die Mächte der Natur überwindet er durch seine geistige Energie, es ist dieß „die erste Selbstfindung," „die erste Entgötterung des Göttlichen," der Geist tritt an die Stelle der Natur, und wie

diese früher eine selbstständige Realität dem Individuum gegenüber bildete, so sucht jener sich als selbstständige Idealität dem Ich gegenüber zu setzen, „dagegen reagirt das egoistische Interesse, die Befriedigung des ganzen Kerls."

Der Eigennutz überwindet die Macht des Geistes und der Mensch findet sich zum zweiten Male selbst und jetzt als „leibhaftigen Geist." Diese Stufen des realistischen, idealistischen und egoistischen Seins bezeichnen in dem Leben des Individuums die Lebensalter des Kindes, des Jünglings, des Mannes; in dem historischen Processe ist die realistische in den Alten, die idealistische in den Neuen vertreten.

(Fortsetzung folgt.)

Novitäten.

Authentische Urkunden zur Geschichte unserer Zeit. Nebst einem Anhange, enthaltend: die merkwürdigen Actenstücke der älteren Geschichte. Herausgegeben von Eduard Zimmermann. Bd. I. Hft. 1—3. Naumburg, Zimmermannsche Buchhandlung.

Diese Sammlung, welche in zwanglosen Heften, deren sechs einen Band bilden, erscheinen soll, wird alle die Decrete, Bekenntnisse, Erklärungen, Proteste und anderweite Documente von allgemeinem Interesse enthalten, die zum Verständniß der geistigen Bewegungen unsrer Zeit wichtig oder unentbehrlich sind. Die vorliegenden drei Hefte haben ihre Spalten dießmal den „protestantischen Freunden" und der „neuprotestantischen Gemeinde des Dr. Rupp" zu Königsberg geöffnet, und theilen die wichtigsten der Schriften mit, welche bei Gründung dieser Gemeinden oder in den gegenseitigen Verhandlungen zwischen den Parteien und den Behörden erlassen wurden. Zugleich sollen diejenigen älteren Urkunden, welche zu der Geschichte der Gegenwart in Beziehung stehen, mit abgedruckt werden. So findet sich von diesen letzteren das berüchtigte „Wöllnersche Edict." Um den Inhalt näher zu bezeichnen, so enthält das 1. Heft die „Grundzüge der Ansichten und Bestrebungen protestantischer Freunde, gegeben von Uhlich," „Sätze, über die sich die Hauptversammlung protestantischer Freunde zu Köthen vereinigt," „die Erklärungen der 50 Geistlichen für Wislicenus," ferner der protestantischen Freunde zu Naumburg und in Schlesien, die Immediatvorstellungen der Magistrate zu Berlin und zu Königsberg an den König und des Königs Antwort, das 2. Heft die im Königreich Sachsen in Bezug auf die Lichtfreunde ergangenen Verordnungen, das Exposé des Ministers v. Könneritz sowie die Entgegnungen darauf, und das 3. Heft die Erklärung der neuprotestantischen Gemeinde zu Königsberg, die Erklärung des Dr. Rupp, Snethlage's und Rupstein's Andeutungen zu den Punctationen der protestantisch-deutschen Conferenz in Berlin u. s. w. **R.**

Die rechtliche Stellung der Deutsch-Katholiken in Baden. Verhandelt in der zweiten Kammer der badischen Stände auf dem Landtage 18⁴⁵/₄₆. Mit einer geschichtlichen Einleitung herausgegeben von H. C. M. Karlsruhe, C. Macklot 1846.

Der Verfasser theilt uns in vorliegender Schrift die über die rechtliche Stellung der Deutschkatholiken in der zweiten Kammer der badischen Stände auf dem letzten Landtage gepflogenen Verhandlungen mit. Die hier gegebenen Actenstücke, die, obschon bekannt, den für die jetzigen kirchlichen Bewegungen sich interessirenden Lesern durch diesen Separatabdruck zugänglicher gemacht werden sollen, sind: 1) Zittel's Motion auf Gestaltung einer vernünftigen, dem Standpunkte der Bildung unserer Zeit angemessenen, allgemeinen Religionsfreiheit; 2) der von dem Abgeordneten Rindeschwender im Namen der Petitionscommission erstattete Bericht zur Vorstellung und Bitte der deutschkatholischen Kirchengemeinden zu Pforzheim, Mannheim, Heidelberg und Durlach, die Gleichstellung ihrer staatsbürgerlichen und kirchlichen Rechte mit denen der übrigen christlichen Religionsparteien im Großherzogthum Baden betreffend; 3) die am 12. u. 13. August 1846 in der zweiten badischen Kammer gehaltenen Verhandlungen über die Deutschkatholiken vollständig und in extenso. In der Einleitung sucht der Herausgeber uns auf denjenigen Standpunkt zu stellen, von welchem aus er die ganze hier behandelte Frage beurtheilt zu sehen wünscht. Er verfolgt in einer kurzen historischen Andeutung den Entwickelungsgang, den die katholische Kirche Deutschlands seit der Reformation genommen, charakterisirt die reactionären Bestrebungen, welche die Jesuiten und eine große Anzahl jüngere Geistliche in der katholischen Kirche versucht haben, und findet in diesen Bestrebungen und dem hartnäckigen Widerstande gegen alle vernünftig zeitgemäßen Reformen mit Recht einzig und allein die veranlassende Ursache der in der katholischen Kirche eingetretenen bedauerlichen Spaltung. Als durchaus nothwendige Reformen der Art stellt er die Aufhebung des Cölibats und der Ohrenbeichte, den Gebrauch der deutschen Sprache bei dem Gottesdienste und die Einführung der Synoden dar, und die Gründe, die er zur Empfehlung dieser Verbesserungen kurz anführt, sind ebenso wahr als praktisch überzeugend. Am Schlusse erklärt er im Gegensatze zu den öffentlichen Blättern die vielfach ausgesprochene Meinung für falsch, daß die Regierung und die rechte Seite der Kammer eine den Deutschkatholiken feindliche Gesinnung hege und spricht, nachdem er das Gegentheil zu erweisen gesucht, die zuversichtliche Hoffnung aus, daß die weitere Entwickelung der neuen Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung in Baden mit allem Grunde zu erwarten sei. **R.**

Wien wie es ist. Von Dr. A. J. Groß-Hoffinger. Heft 1. u. 2. Illustrirt von Th. Hosemann. Leipzig, Ign. Jackowitz.

Ein Seitenstück zu Glasbrenners Berliniaden, ernster als diese, aber weniger witzig. Im 1. Heft, betitelt „Spaziergang durch Wien" führt der Verf. eine Menge tadelnswerther Mißbräuche so wie eine Anzahl unmoralischer Charaktergestalten vor, die er mit Spotte geißelt. Das 2. Heft mit dem Titel „der Hausmeister" zeichnet uns diesen in Wien eine so wichtige Rolle spielenden Beamten, in den verschiedensten Situationen nach allen seinen Fehlern und Lastern, seiner Grobheit, seinem Eigennutze und seiner Trunksucht, aber auch in seiner Wichtigkeit und seinem Einflusse, dem sich zu entziehen so gefährlich ist. Die genannten Charaktere sind übrigens insgesammt nur von der unmoralischen Seite ihres Wesens und ihrer Handlungsweise aufgefaßt, obgleich der Verf. in der Vorrede verspricht die in Wien einheimischen Tugenden wie die dort herrschenden Laster darzustellen und zugleich gesteht, daß „viele Privattugenden die Traurigkeit ihrer Gegensätze mildern." Das ganze Machwerk ist höchst flüchtig geschrieben und augenscheinlich auf Bestellung zusammengewürfelt. In einem folgenden Hefte wird Groß-Hoffinger hoffentlich eine Schilderung des Wiener Literatenthums in seiner ganzen Erbärmlichkeit bringen, eine Seite des Wiener Lebens, über welche er wohl das competenteste Urtheil hat. **—r.**

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. 1847. Nr. 6. Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Moderne Sophisten.

(Fortsetzung.)

Den Alten ist die Welt und zwar die natürliche eine Wahrheit, die successive Aufhebung derselben durch die sophistische, sokratische und skeptische Bildung ist die Geschichte des antiken Princips, „der Mensch wird beziehungslos, weltlos,“ „das Resultat der alten Welt ist der Geist.“ Die neue Geschichte steht unter der Herrschaft des Geistes, wie aber die antike die allmälige Aufhebung der Welt, so stellt die neue die allmälige Aufhebung des Geistes dar. „Der Geist ist das weltlose Wesen, aber die Welt bleibt ihm ein Anstoß und er trägt sich fortdauernd mit der Sehnsucht, die Welt aus dem Verschiß zu erlösen.“ Der Geist hat seine Selbstständigkeit in einer geistigen Welt, die er an die Stelle der natürlichen setzt, und in der er sich als absolute Macht von dem Ich unterscheidet. „Daraus erklärt sich tautologisch die Nothwendigkeit, daß der Geist im Jenseits haust, d. h. Gott ist.“ Indem Feuerbach diesen Geist für das Wesen des Menschen erklärt, so ist dieß „eine theologische Insurrection,“ „die verzweifelte Sehnsucht nach dem christlichen Jenseits.“ — Unter der Macht des Geistes hat jedes bestimmte Ding seinen eigenen Schwerpunkt verloren, es ist für den Geist, es ist von ihm durchleuchtet und dadurch gespenstisch geworden, das subjective Durchdrungensein von dem Weltgeiste ist „Besessenheit,“ jede Erscheinung desselben ein „Spuk“, seine autonome Macht ist „Hierarchie.“ Das Christenthum hat die Welt vergeistigt, „seitdem das Wort Fleisch geworden ist, ist die Welt ein Spuk, der wandelnde Scheinleib des Geistes.“ Die Unterwerfung unter denselben, die Anerkennung eines höchsten Wesens ist Frömmigkeit, „der wüthendste Atheist, wie der gläubigste Christ sind fromme Leute, denn sie dienen einem höchsten Wesen.“ „Dieses höchste Wesen ist der geheimnißvolle Spuk des Weltalls.“ Die Beziehung zu diesem Wesen ist die Religion, „das Reich der Gespenster.“ Ueberall verwandelt der Geist durch seine Berührung die reale Wirklichkeit in eine illusorische, gespenstische Welt. „Gespenst in allen Winkeln!“ Alles spukt (Wahrheit, Recht, Ehe, Gesetz u. s. w.). Jede enthusiastische Erfüllung des Individuums von dem allgemeinen Geiste ist eine Besessenheit, ein „Sparren“, „eine „fixe Idee“, „jeder Mensch, der einer Idee unterworfen ist, ist ein Narr.“ Die Heiligen sind die Tollen. „Hier steh' ich, ich kann nicht anders! — ist der Kernspruch aller Besessenen.“ Es ist ganz gleich, ob der Geist das Gefühl oder den Willen des Individuums beherrscht. „Die frommen Christen und die sittlichen Christen sind gleich, in beiden ist Glaube,“ Orthodoxie und Aufklärung ist identisch, denn sowohl in der Sittlichkeit wie in der Frömmigkeit handelt es sich um ein höchstes Wesen. Jede Macht des Geistes, gleichviel ob man sie religiös oder sittlich nennt, ist „Hierarchie,“ sie ist für den Einzelnen bindend, die Freiheit des Geistes auf der einen Seite ist die Gebundenheit unserer selbst auf der andern. „Jeder Polizeidiener ist durch seinen Amtseid religiös.“ Die Hierarchie ist das dominirende Princip der neuen Geschichte — die Herrschaft des Geistes, des Gedankens, — die Herrschaft des Geistes ist aber seine Freiheit, Gedankenfreiheit, mithin Hierarchie. Stirner versteht es, Philipp und Posa zu versöhnen. — „Sonderbarer Schwärmer!“

Die Weltgeschichte hat überhaupt zwei caukasische Weltalter durchlaufen, deren erstes in der Abhängigkeit von den Dingen „die Negerhaftigkeit,“ deren anderes in der Abhängigkeit von dem Gedanken „das Mongolenthum“ darstellt. „Die Geistesfreiheit ist mongolische Freiheit.“ Die Spitze derselben ist die Allgewalt des Geistes, die ihren höchsten Ausdruck findet in dem System der Hegel'schen Philosophie. „Die Herrschaft der Idee ist Pfaffenthum,“ jeder Diener und Träger der Idee ist ein Pfaffe, „Robespierre und St. Just sind Pfaffen durch und durch,“ jede Liebe, die durch den Gedanken bestimmt wird, ist pfäffischer Natur. „Philanthropie ist pfäffische Liebe.“

Die Idee als die äußere oder innere Macht des Subjectes, als äußere oder innere Hierarchie unterscheidet den Katholicismus vom Protestantismus, „das Princip des ersteren ist die Wahrheit zu haben, das des letzteren, die Wahrheit zu sein.“ „Diese protestantische Unterwerfung des Menschen unter seinen Begriff macht ihn zu einem geheimen Polizeistaate.“ —

Das Wesen des Menschen erhebt der moderne Liberalismus zu seinem Principe und macht seine sittliche Selbstständigkeit dem Einzelnen gegenüber geltend in seinen entschiedenen Formen als politischer, socialer und humaner Liberalismus. Aber der Begriff des Menschen ist selbst ein herrischer Gedanke, der unter der Firma des Liberalismus eine dogmatische Gewaltthätigkeit gegen den Einzelnen ausübt. Der bürgerliche Staat negirt den privaten Willen der einzelnen Persönlichkeit, diese flüchtet sich in den Besitz, die Gesellschaft der Arbeiter negirt

den privaten Besitz und macht den Einzelnen zum „Lump", endlich flieht er in die Eigenheit, diese vernichtet die Menschheit und macht den Einzelnen „zur Krücke Friedrichs des Großen, die um Friedrichs Willen berühmt wird."

So läßt der Liberalismus nichts übrig, als den Dienst für den Staat, die Arbeit für die Gesellschaft, den Glauben an die Menschheit. Diesen „fixen dogmatischen Gedanken" nimmt die Kritik ihre Selbstständigkeit und sie läßt nichts, als das Dogma des freien Denkens, bestehen. Mit diesem letzten Dogma vernichtet der Einzige die Kritik „den Kampf der Besessenen gegen die Besessenheit, die Auflösung des Gedankens durch das Denken." „Nur die Gedankenlosigkeit rettet wirklich vor dem Gedanken." Auf den Trümmern der Gedankenwelt bleibt gedanken- und voraussetzungslos der Einzige sich selbst übrig.

Ist es nun nach dieser Begründung des absoluten Egoismus wirklich Ernst mit der Gedanken- und Voraussetzungslosigkeit des Einzigen, ist Stirner und sein Einziger hiernach wirklich der unumstößliche Herr jeder natürlichen und geistigen Macht und ist in der That jeder Gedanke, jedes Dogma in das „schöpferische Nichts" zurückgegangen, aus dem es wie eine illusorische Seifenblase aufgestiegen ist? Ich will dieser Begründung nicht im Einzelnen nachgehen; mit dem Nachweise einiger „egoistischer Gedanken," die eine Stirnersche Einzigkeit abspiegeln und dem Gehirn des Einzigen angehören, würde man dem Standpunkte desselben das Wort reden, aber Stirner bewegt sich in einem andern, seinem Standpunkte sehr gefährlichen Widerspruche. Er giebt dem Standpunkte des Egoismus eine psychologische und eine historische Basis. Das Leben des Individuums und das Leben der Menschheit, die Geschichte, strömen ihm zu; es ist die Bewegung der absoluten Negativität, in welcher Natur und Geist sich gegenseitig negiren und beide in das indifferente Ich und sein „schöpferisches Nichts" zurückgehen. Die egoistische Einzigkeit ist durch diesen Proceß in eine entschiedene objective Beziehung zu dem Individuum und zu der Gattung gesetzt, sie ist eine objective Nothwendigkeit für beide geworden, sie ist der Morgenschrei, der die magische Gewalt hat, die Träume zu vernichten und die Gespenster in ihre Gräber zurückzujagen, — man wird eingestehen, ein Gedanke, der eine Nothwendigkeit für Alle hat, ist eine Macht, die selbst, wenn sie mit dem Einzelnen zusammenfiele, unmöglich der Willkür desselben verfallen kann; eine Macht welche die Reife des Individuums, sein Mannesalter ausdrückt, und die Menschheit aus allen ihren Illusionen, aus ihrem Traumleben zu erwecken im Stande ist, ist eine Energie, der sich der Einzelne nicht entziehen kann, er fällt ihr unbewußt anheim, wenn er sich nicht bewußt unter ihren Einfluß stellt. — Der Egoismus des Einzigen ist kein beliebiger Gedanke, er ist vielmehr objectiv, er übt eine dogmatische Gewaltthätigkeit aus, er ist „ein Sparren," „ein Spuk," ein hierarchischer Gedanke und Max Stirner sein Pfaffe. Max Stirner ist der Pietist des Egoismus, er predigt den Egoismus als eine Rechtfertigung des Einzelnen durch seinen Begriff und wenn man ihn ernstlich fragt: warum bist du Egoist? und wenn er „den Heldenmuth der Lüge" nicht nöthig hat — so wird er auch antworten: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!" — „den Kernspruch aller Besessenen!" Max Stirner ist von dem Gedanken des Egoismus fanatisch besessen, er könnte wie Posa vor Philipp für diesen Gedanken einen Kniefall thun und statt „Gedankenfreiheit!" ausrufen „der Einzige und sein Eigenthum!" Stirner ist der Dogmatiker des Egoismus, dieses Dogma ergreift ihn enthusiastisch, begeistert ihn für das Verbrechen des Egoismus, erfüllt ihn mit einem prophetischen Instincte der Zukunft. So ruft er aus: „Im Verbrechen hat seit jeher der Egoist sich behauptet und das Heilige verspottet, — der Bruch des Heiligen kann allgemein werden: — Eine Revolution kehrt nicht wieder, aber ein gewaltiges, rücksichtsloses, schaamloses, gewissenloses, stolzes Verbrechen. — Grollt es nicht schon in fernen Donnern und siehst du nicht, wie der Himmel ahnungsvoll schweigt und sich trübt?" Ist das nicht die Stimme eines Predigers in der Wüste? Und worauf gründet sich diese bange, prophetische Angst der Kassandra! Sie sieht „Gespenster" — und das ist Stirners Schicksal! Ueberall stößt er auf die bleichen Larven der Proserpina, überall sieht er Geister, er flieht vor den Gespenstern, aber sie heften sich an seine Fersen, sie verfolgen ihn bis er todtmüde bei sich selbst anlangt, mit dem Zauberworte seiner Einzigkeit glaubt er die Gespensterwelt zu vernichten, aber dieses Zauberwort war ein Gedanke, ein Dogma und auch für den Einzigen hat damit die Gespensterstunde geschlagen. Armer Knabe! die Gespenster sind neckisch, die Braut von Korinth hat auch dich verführt. — „Deine Locke hast du ihr gegeben, deine Locke nimmt sie mit sich fort, sieh' sie an genau, morgen ist sie grau — und nur braun erscheint sie wieder dort!" — In der Objectivität, die Stirner dem absoluten Egoismus giebt, ist dieser ein Gedankending, ein Dogma geworden, und Stirner muß den komischen Widerspruch auf sich nehmen, in der Besoffenheit eine panegyrische Vorlesung über den Mäßigkeitsverein gehalten zu haben. Er stellt sich als den absoluten Eigenthümer aller Gedanken dar und hat sich in demselben Momente diesem Gedanke als Eigenthum unterworfen, er ist das inspirirte Organ desselben geworden, er hat dogmatisch ausgesprochen, was er nur ironisch aussprechen konnte. Die ironische Tartüfferie des egoistischen Princips spielt wohl hie und da in den Dogmatismus des Einzigen hinein, doch bleibt der letztere der herrschende Grundzug und nöthigt Stirner sogar in seinem letzten Willen „einen Verein von Egoisten" zu stiften, in dem jeder das Princip der Eigenheit geltend macht und das Maaß aller Anderen bildet. Offenbar muß sich bei aller Maaßlosigkeit des Einzelnen, ein solcher Verein von Egoisten in den besten Mäßigkeitsverein auflösen und Stirner predigt somit trotz aller egoistischen Trunkenheit mit dem Gensd'armes in der Brust für polizeiliche Zwecke. Uebrigens ist dieser „Verein von Egoisten" — die Stirnerschen Ordensbrüder — in der Philosophie längst überwunden, die

Phänomenologie nennt sie „das geistige Thierreich" und die Logik eine „Knoten-Linie von Maaßverhältnissen," dort kann Stirner ihre Dialektik studiren! — Doch lassen wir zunächst dem egoistischen Ich, das sich unter der Hand zu einem dogmatischen Gedanken sublimirt hat, seine Messianität unangefochten, um es in seiner weiteren Bewegung und in seiner wirklichen Erfüllung zu verfolgen. — Das egoistische Ich stellt sich der Freiheit, deren Inhalt der Geist und näher das Wesen des Menschen ist, vernichtend gegenüber, dieses Wesen des Menschen, dieses „Jenseits in uns" ist der letzte Himmel, der erstürmt werden muß, wenn wir den Gottmensch völlig los sein wollen. Die Freiheit geht unter in der Eigenheit, diese ruft: „Komm' zu dir!" während jene nichts ist als „ein romantischer Klagelaut." An der Freiheit haben Alle Theil, sie ist deßhalb „octroyirte Freiheit," ein unwirkliches, ohnmächtiges Wesen. „Die Freiheit der Eigenheit ist die Gewalt," „die wirkliche Freiheit ist die, die man sich nimmt, darin besteht der Unterschied der Selbstbefreiung und der Emancipation." Die Eigenheit ist somit die absolute Herrschaft über die natürlichen und geistigen Mächte: „Mein eigen bin ich erst, wenn nicht die Sinnlichkeit, noch auch der Gedanke, sondern ich selbst mich in der Gewalt habe." In dieser Beziehung auf mich bin ich der Eigner. Meine Eigenheit aber gewinne ich nicht in dem Begriffe der Menschlichkeit, denn dieser kommt über die religiöse Transscendenz nicht hinaus, „die menschliche Religion ist die letzte Metamorphose der christlichen Religion. — Feuerbach selbst ist nur ein Fortschritt im speciell christlichen Gebiete, keinen Schritt über dasselbe hinaus — der Schritt darüber hinaus führt ins Unsagbare." „Meine Macht ist nicht der Mensch, sondern ich selbst."

Die Macht ist das Recht des Egoisten: „Ich bin zu Allem berechtigt, wozu ich mich berechtige," mein Wille ist durch nichts gebunden, jede Einschränkung desselben durch den Staat ist eine Despotie, die das Verbrechen aufhebt. „Das zügellose Ich wird zum Verbrecher durch den Staat, es ist das nie aufhörende Verbrechen im Staate — das Leben des eigenen Ichs ist Verbrechen, diese Schuld ist der Werth eines Menschen." Ich bin der exclusiv Einzige, mein Recht ist daher „Vorrecht, Uebermacht."

Diese exclusive Einzigkeit ist in ihrer Beziehung zur Welt schlechthin nur auf sich bezogen, sie verkehrt mit der Welt nur indem sie dieselbe genießt, ihr Weltverkehr ist ihr Weltgenuß.

Alle objectiven Mächte des sittlichen Lebens, Familie, Volk, Menschheit gehen unter im Einzigen, im Egoisten: „Todt ist das Volk! Wohlauf Ich!" Der Egoist, als der schlechthin Einzige, als das „Unsagbare" kann weder in der Familie, noch im Staate leben, „für ihn ist die Republik absolute Monarchie und Edgar Bauer's Volksstaat nichts weiter als ein Formwechsel, für ihn ist das Volk eine fremde Macht, eine Naturgewalt, ein Spuk, — das sich selbst regierende Volk ist der Ostracismus der Iche." Der Egoist setzt allen diesen Mächten sein sophistisches Glaubensbekenntniß ἔχω οὐκ ἔχομαι entgegen, „der Egoist spricht mit dem Worte Staat nur aus: Geh mir aus der Sonne!" „Der Egoismus ist unparteilich, der Egoist nimmt nicht Partei, die Partei bleibt für ihn nur eine Partie, er ist von der Partie, die Partei ergreift ihn nicht, er ergreift die Partei."

(Fortsetzung folgt.)

Novitäten.

Ueber die Ausschließung der Advokaten von den Verhandlungen vor den Aemtern und über das untergerichtliche Verfahren im Fürstenthum Lippe überhaupt, von B. Meyer, Stadtsyndicus in Horn. Detmold, Meyersche Hofbuchh.

Durch die Proceßordnung vom 27. Febr. 1816 wurde von der fürstl. lippe'schen Regierung die Nichtzulässigkeit der Advokaten bei den Aemtern überhaupt und bei den früheren Magisträten oder jetzigen Stadtgerichten bei Streitobjecten unter 25 Rthlr. an Werth, gesetzlich ausgesprochen. Man hoffte durch diese Maßregel die zu hoch angewachsene Zahl der Advokaten zu vermindern, der Häufung von Processen entgegenzuwirken und eine von advokatorischen Kunstgriffen befreiete, folglich unter dem alleinigen Schutze des Richters frei aufathmende, prompte und unparteiische Justiz zu erlangen. Der Verf. zeigt nun in vorliegender Schrift, daß diese erwarteten Vortheile nicht nur nicht erreicht, sondern durch diese Einrichtung vielmehr eine Menge anderer viel schlimmerer Uebelstände herbeigeführt worden seien, und beantragt zu Gunsten einer sorgfältigern gewissenhaften Gerechtigkeitspflege, die Rehabilitirung der lippeschen Advokaten in die vor dem Jahre 1816 von ihnen ausgeübten Functionen, indem er allerdings, damit ein Rückfall in die früheren Mißbräuche vermieden werde, zugleich auf Einführung einer neuen, zweckmäßigeren Advokatengebührentaxe, Anordnung kürzerer den preußischen ähnlicher Gerichts- und Proceßformen und Umwandlung des jetzigen schriftlichen Gerichtsverfahrens in ein mehr mündliches und öffentliches mit beifallswerthen Gründen dringt. Mit Nutzen hat übrigens Meyer sowohl in seiner historischen Darstellung der Sache, als auch bei Besprechung der zu wünschenden Reformen die Entstehung und Fortbildung des preußischen Justizverfahrens allenthalben vergleichend berücksichtigt und namentlich das Verfahren des summarischen Processes, wie es jetzt in Preußen üblich ist, mit anerkennendem Lobe erörtert. R.

Versuch eines Entwurfs von Grundzügen zu einer Reform des Justizwesens im Fürstenthum Lippe, von B. Meyer, Stadtsyndicus zu Horn und Landtagsabgeordneten. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung.

Diese Broschüre ist zunächst zur Begründung eines an die lippesche Ständeversammlung von 1845 gerichteten Antrags auf eine zweckmäßigere Justizverfassung bestimmt. Von dem allenthalben in Deutschland sich kundgebenden Verlangen nach einer veränderten, den Bedürfnissen des Volks in der Gegenwart und den Ergebnissen der neueren Wissenschaft angepaßten Justizverfassung ausgehend, fordert der Verf. auch für sein Vaterland eine Umgestaltung des dortigen veralteten Gerichtsverfahrens. Indem er als Uebelstände das Nebeneinanderstehen zweier sich coordinirter Obergerichte, des Hofgerichts und der Justizcanzlei, die übermäßig große Anzahl besonderer für die Crimirten be-

stimmter Gerichte, die Exemtionen selbst, die Gogerichte, den zu ausgedehnten und zeitraubenden Schriftenwechsel der Anwälte bei den Obergerichten, die jetzige Stellung und Beschaffenheit der Advokaten und die Unzweckmäßigkeit der Advokatengebührentaxe bezeichnet, macht er den Vorschlag, ein einziges allgemeines Landesgericht mit einem Criminalsenat und einem zweiten Senat für die Entscheidung der Processe in zweiter Instanz an die Stelle der beiden Obergerichte zu setzen, die persönlichen Exemtionen aufzuheben und alle geringeren Rechtsstreitigkeiten ein für allemal den betreffenden Stadtgerichten so wie andrerseits die Ehesachen dem allgemeinen Landesgerichte zuzuweisen, statt der Einzelngerichte Gerichtscollegien einzusetzen, das gerichtliche Verfahren besonders in den sogenannten Bagatellsachen abzukürzen und demnächst auch auf ein mehr mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren Bedacht zu nehmen — alles Vorschläge, die eben so zeitgemäß als einer prompteren und gewissenhaftern Gerechtigkeitspflege förderlich sein würden. Dem Verf. hat auch hier das preuß. Gerichtsverfahren mehr oder weniger als Muster vorgeschwebt. R.

Ueber die Reform der Medicinal-Verfassung Preußens. Ein kritischer Ueberblick über sämmtliche mit dem Medicinal-Wesen in Verbindung stehende Einrichtungen von Dr. F. Graevell, Arzt in Berlin. Leipzig Druck und Verlag von Otto Wigand, 1847.

Der Verf. schließt sich bei der Behandlung dieser medicinischen Reform-Frage, welche man mit Recht gegenwärtig eine europäische nennen kann, indem sie gleichzeitig in Frankreich, England, Schweden, Norwegen und Dänemark, in Deutschland, außer Preußen, in Baiern, Sachsen, Hannover, den beiden Hessen und Schleswig-Holstein die regste Theilnahme nicht nur der Staatsmänner, sondern aller Gebildeten in Anspruch nimmt, unmittelbar an die bekannte und mit Recht vom größten Beifall begleitete Schrift des Königl. Preuß. Geh. Medic.-Raths Dr. J. H. Schmidt an. Indem der Verf. diesem ausgezeichneten Werke die vollste Anerkennung zollt, weist er nach, daß die in demselben ausgesprochenen richtigen und trefflichen Grundsätze zum Theil noch einer entschiedeneren Consequenz, zum Theil einer Erweiterung bedürfen. Dem Grundsatze der Aufstellung eines nur tüchtigen und wissenschaftlichen ärztlichen Personals auf das vollständigste beitretend, billigt der Verf. in dem ersten Abschnitt, der von der Classifikation des Medicinal-Personals handelt, eine gerechte Prätension an das Wissen desselben, nur vor einer unweisen Uebertreibung des letzteren warnend. Im folgenden Abschnitt bespricht er darauf die Studien-Einrichtungen, indem er bei ihnen umfassendere Garantien für den Unterricht beantragt, den er namentlich durch eine ausreichende Anstellung von Hülfslehrern in seinem Erfolge unterstützt zu sehen wünscht. Im 3. Abschnitt, von den medicinischen Prüfungen handelnd, will er den Haupttheil derselben den Universitäten zurückgegeben wissen, wonach die Staats-Prüfung nur die Geltung einer rein praktischen Super-Revision behält, welcher in 14 Tagen die Beendigung möglich, dagegen, als wirksamste Bürgschaft für die Sicherheit der ärztlichen Kunst, ein 1jähriger Hospitaldienst noch hinzuzufügen wäre. In diesen beiden Abschnitten werden so viele der hierher bezüglichen Einrichtungen einer Berücksichtigung und genauen Untersuchung unterworfen, daß dieselben nicht nur für alle angehenden Jünger der Medicin, sondern überhaupt für alle bei den Studien-Anstalten Betheiligten von höchstem Interesse sein dürften. Im 4ten Abschnitt zu dem Militär-Medicinal-Wesen übergehend und bei dieser Gelegenheit einen kritischen Blick auf die Heereinrichtungen werfend, bespricht der Verf. im folgenden Abschnitt, welcher der medicinischen Armenpflege gewidmet ist, die Stellung der Aerzte dem Publikum gegenüber, das Verhältniß der Apotheken und beantragt die Herstellung eines großen allgemeinen Krankenverbandes für sämmtliche Armen und Halbarmen. Im 6ten Abschnitt unterwirft er das medicinische Beamten-System einer Beurtheilung und beschließt das Ganze mit einem vergleichenden Kostenüberschlag für das gesammte Medicinal-Wesen, dem noch einige statistische Notizen über die Zahl und das Bedürfniß des ärztlichen Personals zugefügt sind. „Wenn der Verf. der Reformschrift, so lauten die Worte des Schlusses, aus organischen Gründen die dem Medicinal-System nothwendigen Formen entwickelte, habe ich zu zeigen mich bemüht, wie dieses System mit Gerechtigkeit zu paaren sei. Mein Stolz war es, überall auf der Seite der Unterdrückten und Schutzlosen zu kämpfen. Ich habe gezeigt, daß man den Lehrenden und Prüfenden gegenüber auch Rechte der Studirenden und zu Prüfenden wahren, und wo man den Reichen einen Vortheil gewährt, auch an den der Armen denken müsse." — Indem dem Verf. auf diese Weise als wesentlichste Richtschnur bei der Bearbeitung seiner Schrift überall der Sinn für Gerechtigkeit gedient hat, glauben wir es mit Zuversicht aussprechen zu dürfen, daß die vorstehende Schrift, welche jedenfalls von allen neueren Werken über diesen Gegenstand die besprochene Frage, wie es bereits durch den Titel angedeutet ist, am vollständigsten beleuchtet, nicht nur die Theilnahme aller Aerzte und aller bei dem Medicinal-Wesen Betheiligten, sondern auch die aller Gebildeten, welche eine Belehrung über das so umfangreiche und wichtige Gebiet der für die Krankenpflege nöthigen Einrichtungen nicht verschmähen, in hohem Grade in Anspruch nehmen werde.

Unter dem Titel „Bericht vom Jahre 1846 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer, herausgeg. von Dr. Karl Aug. Espe (Leipzig, F. A. Brockhaus) hat so eben die zu Leipzig bestehende deutsche Gesellschaft, außer der Jahresgeschichte und dem Mitgliederverzeichniß folgende Abhandlungen veröffentlicht: 1. Aus dem sächsischen Ständeleben (Mittheilung nach Acten) von Dr. Gretschel; 2. Zur Erklärung des in dem Berichte vom J. 1842 abgedruckten Runenkalenders von Ernst Fr. Mooyer in Minden; 3. Der Leipziger Schöppenstuhl und der status publicus (urkundliche Mittheilung) von Dr. H. Schletter; 4. Urkunden zur Geschichte des Klösterlein der schwarzen Mönche im Zeller Walde, vom Oberhofgerichtsrath v. Zehmen; 5. Einige Bemerkungen zu dem im Berichte vom J. 1841 enthaltenen Versuch einer Erläuterung des alten zellischen Güterverzeichnisses. Die Gesellschaft zählt jetzt 92 Ehrenmitglieder, unter diesen den Prinzen Johann von Sachsen und den regierenden Fürsten Reuß Heinrich LXII., und 89 correspondirende und 140 ordentliche Mitglieder, von denen 85 in Leipzig und 55 auswärts wohnen. R.

Erzählungen aus dem Persischen von L. v. O. Als Manuscript gedruckt. Berlin, Eduard Krause, 1846. Der Zusatz „als Manuscript gedruckt" könnte leicht auf dem Gedanken führen, daß das kleine zierlich gedruckte Bändchen nur für einen engern Freundeskreis bestimmt sei; doch darf es auch die Bekanntschaft in einem weitern Kreise nicht fürchten, da die persischen Erzählungen ansprechend, wenngleich schon bekannt, die Sprache rein und fließend ist. Ob der Verf. noch einen specielleren Zweck mit seiner Uebersetzung beabsichtigt, wird aus Mangel irgend eines Vorworts nicht erkennbar. Mr.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 7.** Preis vierteljährlich 2¼ Thlr.

Kunst-Ausstellung in Oldenburg November 1846.

Johannes Huß vor dem Concilium in Costnitz.

Eine historische Skizze zu Lessings Bild.

Von

L. Starklof.

> Spät kommt Ihr! Doch Ihr kommt! Der weite Weg
> Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen!
>
> Schillers Wallenstein.

Ja, eben der böse weite Weg! — Bis ein bedeutendes Kunstwerk sich in unsre nördlich isolirte Ecke verirrt, haben andre glücklicher gelegene Städte sich schon seit Jahren daran erfreut.

Zu Anfange des vorigen Jahres zeigte sich uns eine schwach andämmernde Aussicht, dieses herrliche Bild — ohne Frage eine der edelsten Schöpfungen unserer deutschen Malerschule — welches damals in Bremen war, zu einer Ausstellung hieher zu bekommen. Leider aber durfte der Freund, welcher uns dieses Glück gern gegönnt hätte, nicht so lange über das Bild disponiren, und wir mußten die Hoffnung aufgeben. In diesen Tagen haben wir nun wenigstens die vom Kunsthändler Buddeus in Düsseldorf durch Herrn Wildt veranlaßte, der Königin von England gewidmete Lithographie hier gehabt, und bei ihrer Betrachtung vergegenwärtigte sich mir wieder der hohe Genuß, den mir die Anschauung des Meisterwerks selbst im Atelier des Künstlers und nachher im Städel'schen Institut gewährt hatte. — Das Bild, wonach diese Lithographie gemacht worden, ist nun zwar nicht jenes in Frankfurt befindliche, sondern die zweite von Lessing 1845 vollendete Darstellung des nämlichen Gegenstandes. Beide Bilder sind in einigen Einzelheiten von einander verschieden. Wenn ich mich recht erinnere, sind auf dem größeren Frankfurter Bilde die zwei Gruppen zur Rechten und Linken des Reformators weiter aus einander gehalten. Huß steht mehr isolirt und frei in der Mitte. Auf dem neueren Bilde sind sie näher an ihn hinangerückt, so daß seine Person die beiden Theile des Bildes aufs innigste zu einem in einander hängenden Ganzen verbindet. Obgleich ich mir bewußt bin, wie gerade der frei und edel von den Andern entfernt stehende Huß auf mich den gewaltigsten Eindruck machte, so muß der Künstler doch diese Aenderung als eine Verbesserung erkannt haben, sonst hätte er sie ja auf dem neueren Bilde nicht angebracht. Er muß es doch wohl am besten verstehen. Wer dürfte sich anmaßen mit ihm darüber zu rechten? — Auf jeden Fall müßte man um Vergleichungen anstellen zu können, beide Bilder neben einander haben. Lassen wir also das auf sich beruhen.

Da nun durch den Steindruck die große Composition jedem Publikum, welches auch nicht das Bild gesehen hat, bekannt ist, so bedarf es keiner Beschreibung derselben, sondern zum Verständniß der hier beabsichtigten historischen Skizze nur der Erinnerung daran, daß links vom Reformator (das „links" gilt von der Linken des Beschauers) eine Gruppe von zwölf Personen — zwei Bischöfen, drei Cardinälen und andern geistlichen und ritterlichen Gestalten — rechts eine Gruppe von eilf Figuren, lauter Geistlichen, die meisten sitzend, zusammen das Tribunal bilden, vor welchem sich Huß wider die gegen ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen hat. — Angesichts dieser Gruppen ward nun im Laufe des bewundernden Gespräches die Frage erhoben: welche Leute man da in den Hauptpersonen vor sich sehe? und welcher eigentliche Moment aus den langen Verhörs-Verhandlungen hier vorgestellt sei? — (Huß kam am 3. November 1414 nach Costnitz; am 28. November bestand er sein erstes Verhör, am 5. 7. 8. Juni und 6. Juli 1415 die folgenden — unmittelbar nach dem Schlusse des letzten ward er verbrannt. Um jene Fragen (über welche freilich dem Maler allein die rechte Entscheidung zusteht — hat er diese irgendwo gegeben?) einigermaßen beantworten zu können, habe ich mich in den Geschichtsbüchern umgesehen, welche uns diese große vor den höchsten Repräsentanten der christkatholischen Welt begangene, ja durch sie selbst verübte Schandthat erzählen, und sehe mich nun befähigt, darüber Folgendes zu berichten:

Bekanntlich war Johann Wiclef, einer der ausgezeichnetsten Lehrer zu Oxford, im Jahre 1360 zuerst als Bekämpfer des Pabstthums, der entarteten Geistlichkeit und namentlich der Mönchsorden, aufgetreten. Johannes Huß (geboren zu Hussinecz in Böhmen den 6. Juli 1373), Dekan der philosophischen Facultät in Prag und 1402 Beichtvater der Königin Sophie von Böhmen, predigte Wiclefs Lehre, ward deshalb 1412 vom Pabst Johann XXIII. in den Bann gethan, berief sich auf eine Kirchenversammlung, und da dieser Pabst auf Anbringen der Geistlichkeit, die eine Kirchenreform verlangte, ein

Concil nach Costnitz hatte ausschreiben müssen, so entschloß sich Huß dorthin zu gehen, um seine Sache zu vertheidigen.

Huß eiferte im Sinne der Wicleffschen Lehre hauptsächlich gegen die Uebergriffe, Anmaßungen, Tyranneien und Sündlichkeiten des Pabstthums, gegen Entartung und Verderbtheit der Geistlichkeit, gegen Unzucht, Faulheit und Völlerei in den Klöstern, gegen die Bestechlichkeit und Habsucht in den päbstlichen Kammern, gegen Sittenlosigkeit der Cardinäle und Bischöfe, den Ablaßkram und namentlich gegen den Ablaß, welchen Pabst Johannes XXIII. denjenigen verheißen hatte, die gegen den zum Feind der Kirche erklärten König Ladislaus von Neapel selbst mit in den Krieg ziehen oder zu diesem Kriege Geld beisteuern würden. — Christus sei das Haupt der Kirche, nicht der Pabst. Bischöfe und Priester seien eben so gut Nachfolger der Apostel als Päbste und Cardinäle. — Diese Behauptungen waren es vorzüglich, welche ihm den Bann und der Stadt Prag das Interdict zuzogen.

König Siegmund (jüngerer Bruder des Königs Wenzel von Böhmen, Markgraf von Brandenburg, 1382 König von Ungarn, 1411 römischer König, 1433 römischer Kaiser, 1436 König von Böhmen) hatte ihm am 18. October 1414 zu seiner Reise nach Costnitz und zur Rückreise einen Geleitsbrief ausgestellt, hatte ihm die böhmischen Herren Johann von Chlum, Wenzel von Duba, Heinrich von Laczenbok zu Begleitern mitgegeben. Als diese nun in Costnitz beim Pabste Johannes XXIII. um Schutz für Huß baten, erwiderte der Pabst: er soll hier Sicherheit haben, und wenn er auch meinen eigenen Bruder umgebracht hätte. — Dessenungeachtet ward Huß auf die Anklage der beiden Prager Theologen Stephan Paleez und Michael de Causis, nachdem er am 28. November 1414 vor den Pabst und eine Anzahl Cardinäle gefordert war, am nämlichen Tage in die Curie eines Costnitzer Domherrn, nachher in ein Gewölbe des Dominicaner-Klosters, zur Haft gebracht.

Die Anklageschrift, welche Michael de Causis dem Pabste gegen Huß überreichte, enthielt folgende Sätze:

1. Er hat gelehrt, man müsse dem Volke das Abendmahl unter beiden Gestalten (Brod und Wein) reichen — und im Sakramente des Altars bleibe nach den Einsegnungsworten das materielle Brod übrig.
2. Er lehre, daß Geistliche, die eine Todsünde begangen hätten, die Sakramente nicht verwalten könnten.
3. Er wolle unter der Kirche nicht bloß den Pabst, die Cardinäle und den Clerus überhaupt verstanden wissen. — Die Kirche solle keine zeitlichen Güter besitzen. — Es sei ein Fehlgriff des Kaisers Constantin gewesen, daß er Kirchen und Klöster bereichert habe.
4. Alle Priester hätten nach seiner Lehre einerlei Gewalt; die Ordinationen und Reservationen gewisser Fälle für Bischöfe und Päbste erkläre er für Erfindungen der Habsucht und des Stolzes.
5. Wenn Pabst, Cardinäle und die gesammte Kirche sich im Falle der Todsünde befänden, so habe nach Huß die Kirche keine Schlüsselgewalt.
6. Er verachte den päbstlichen Bann und habe demselben zum Trotz auf der ganzen Reise von Prag her beständig Messe gelesen.

Nachträglich beschuldigte er den Huß: er sei Haupturheber von der Zerspaltung der Prager Universität gewesen, habe sich des weltlichen Arms zur Vertreibung der Deutschen bedient, gegen den Widerspruch der ganzen Universität Wielefs Irrthümer vertheidigt, die Weltlichen zur Verletzung des Clerus angereizt. — Wenn Huß dem Concil entschlüpfe, so werde er der Kirche mehr schaden als seit Constantins Zeiten irgend ein Ketzer gethan habe.

Am 24. December kam König Siegmund, dessen Krönung am 8. November in Aachen vollzogen worden war, mit seiner Gemahlin und großem Gefolge nach Costnitz. Früher hatte er Hussens Verhaftung als eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung schwer empfunden und seinem Gesandten Befehl ertheilt, Hussens Befreiung zu begehren, nöthigen Falls sie durch Erstürmung des Kerkers mit Gewalt zu erzwingen. Als nun aber Johann von Chlum, der Burggraf Jenko von Wartemberg und andre böhmische Große über die Verhaftung wiederholte Beschwerde bei ihm anbrachten, war der stets charakterlose und wankelmüthige König, welcher sich noch im verflossenen Sommer mit seinem ganzen Hofe laut für Huß erklärt hatte, schon andern Sinnes geworden, und er erließ am 1. Januar 1415 auf die Vorstellung der versammelten Väter eine die Kraft seines Geleites aufhebende Erklärung: „daß in Glaubenssachen das Concil frei sei und nach dem Herkommen, servatis servandis, ungehindert gegen die der Ketzerei Bezüchtigten verfahren und sie richten könne.“ Huß wurde nun noch viermal an den oben genannten Tagen verhört; sie nannten es Verhöre, es waren aber keine, sondern nur tumultuarische Versammlungen. Namentlich in der ersten ging es in Beisein des Pabstes — welcher schon über die Geistlichkeit gar keine Macht mehr hatte und ja auch durch dieses Concilium abgesetzt wurde — ganz wild zu. Obgleich Huß alle Anklagen siegreich beantwortete und seine Gegner so widerlegte, daß sie keinen Satz gegen ihn durchfechten konnten, so überwanden sie ihn doch mit Geschrei — und am 6. Juli 1415 ward er verbrannt, im 42. Jahre seines Alters.

So haben der König Siegmund und Pabst Johannes XXIII. ihr Wort gehalten!

Freilich um diese Zeit konnte der Pabst den von ihm mit dem Bann belegten Ketzer Huß nicht mehr verfolgen, auch wenn er gewollt hätte, ihn nicht mehr frei sprechen. Er selbst war am 6. Juli schon längst abgesetzt. — Es waren nämlich damals drei Päbste. Dieser in Rom residirende Johannes XXIII. (aus einer Neapolitanischen Familie abstammend, Balthesar Cossa, in seiner Jugend Seeräuber, dann Kammer-

herr des Pabstes Bonifaz IX., Ablaßkrämer, Kardinal und Legat von Bologna, seit 1410 Pabst), Gregor XII. (Angelo Corario) in Venedig, Benedict XIII. (Peter de Luna) in Avignon, nachher in Perpignan. — Da nun Gregor, ein Greis von 88 Jahren, erklärt hatte, er wolle dem Pabsttitel entsagen, wenn seine beiden Gegner dasselbe thäten; verlangte die Versammlung Kircheneinheit und zu dem Zwecke Johannes Abdankung. Anfangs verstand er sich dazu, dann suchte er Ausflüchte, wollte das Concilium sprengen, endlich am 21. März entfloh er unter Mithülfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich nach Freiburg, ward aber gefangen, am 17. Mai nach Rudolfszell bei Costnitz in Haft gebracht und am 29. Mai vom Concil abgesetzt. Die gegen ihn aufgestellten 70 Anklagepunkte waren so arg, daß 20 davon gar nicht einmal verlesen werden durften. Keine Schande, kein Laster, keine Unthat, die ihm das Concilium nicht vorwarf — Mord, Vergiftung, Unzucht der ärgsten Art, pauperum oppressor, iustitiae persecutor, iniquorum columna, Simoniacorum statua, carnis cultor, vitiorum faex, infamiae speculum, omnium malitiarum profundus inventor, adeo et in tantum ecclesiam scandalizans quod inter Christi fideles vitam et mores suos cognoscentes vulgariter dicitur Diabolus incarnatus. — Und dieser, von der ganzen Geistlichkeit gerichtetete Unhold hatte doch noch mit über den edeln frommen Huß zu Gericht gesessen! — Er ward nachher durch den Pabst Martin V., nachdem er drei Jahre lang in Heidelberg und Mannheim bewacht gewesen war, doch wieder begnadigt, zum Cardinalbischof von Frascati und zum Dechanten des Cardinalcollegiums ernannt, und starb 1419 in Florenz.

Um mit den Päbsten zu Ende zu kommen, will ich noch bemerken, daß Gregor XII. am 4. Juni 1415 freiwillig abdankte. Er ward Cardinalbischof von Porto und Legat in der Mark Ankona. — Aber Benedict XIII. ergab sich nicht. König Siegmund reisete selbst vom Concil aus nach Spanien um ihn zu bereden. Benedict aber flüchtete auf ein seiner Familie gehöriges festes Schloß Paniscola in Valencia, protestirte gegen die Costnitzer Beschlüsse und wollte ein eigenes Concil ausschreiben. Am 26. Juli 1417 ward seine Absetzung von der Kirchenversammlung ausgesprochen. Er blieb auf seiner Felsenburg, bis er, 90 Jahre alt, im Jahre 1424 starb. Vier Cardinäle waren ihm treu geblieben und hatten ihm geschworen nach seinem Tode ihm einen Nachfolger zu ernennen. Sie hielten auch Wort, aber in der Erfüllung ihres Versprechens wurden sie unter sich uneinig. Drei erwählten einen Spanier Egidius Muñoz, der sich Clemens VIII. nannte. Der vierte Cardinal mit dieser Wahl unzufrieden, ernannte für sich allein einen eigenen Pabst, der den Namen Benedict XIV. annahm und in Frankreich Schutz fand. — Erst nach einigen Jahren gelang es dem inzwischen auf dem Concil von Costnitz erwählten Pabst, diese lächerlichen Gegenpäbste abzusetzen. — Dieser Pabst des Concils wurde in dem zu Costnitz im Kaufhause eingerichteten Conclave von 23 Cardinälen am 11. Nov. 1417 erwählt. Es war der Cardinal Otto Colonna, welcher zur Ehre des Heiligen dieses Tages den Namen Martin V. annahm.

Am 16. Mai 1418 verließ der Pabst, am 21. Mai König Siegmund die Stadt Costnitz. — Das Concil hatte $3^1/_2$ Jahr gedauert. So lange hatte König Siegmund sich mit diesen unwürdigen Händeln und zwischendurch auf abenteuerlichen Reisen nach Spanien, Frankreich und England herumgetrieben. Von Frankreich aus ging er als Friedensvermittler, gewissermaßen als Geschäftsträger des wahnsinnigen Königs von Frankreich Karls VI. nach England hinüber — eine sehr passende Stellung für den römischen König! — So lange war die gesammte Christenheit ohne eigentliches geistliches Oberhaupt gewesen. So lange hatten eine Menge Reichsfürsten, eine Menge Cardinäle in Costnitz unter dem Vorwande der Concil-Geschäfte in unerhörtem Skandal üppige Tage verlebt. Wie es unter der Zeit in ihren Ländern, wie es in Rom hergehen mochte, darum kümmerten sie sich wenig. — So sah es damals mit weltlichem und geistlichem Regiment in Deutschland und Italien aus! —

Das Concil zu Costnitz war übrigens eine Versammlung, die an Zahl und Verschiedenheit der Völker, die ihre Boten geschickt hatten, wie an Glanz, Pracht und Gewühl alles übertraf, was jemals von solchen Zusammenkünften gesehen oder aus der Vorzeit vernommen worden war. Es sollen einmal 30,000 Pferde und 150,000 Fremde gezählt worden sein. Daß in solchem Getümmel ernste Ueberlegung keinen Raum fand, und die Stimmen der Gerechtigkeit und Wahrheit vom hoch brausenden Lärm überschrieen wurde, begreift sich wohl, besonders wenn man die Richter bedenkt, welche hier zum Urtheilsprechen beisammen waren. —

Außer dem Pabst Johannes XXIII. waren in Costnitz die Patriarchen von Constantinopel, von Grodno, von Antiochien, 23 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 Priester, eine Unzahl von Doctoren, Abgeordnete der Universitäten Wien, Cöln, Paris, Orleans und Mönche von allen Orden. — An weltlichen Großen waren um den König Siegmund versammelt: Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Herzog Friedrich von Oesterreich, Herzog Rudolf von Sachsen, Herzog Albrecht von Mecklenburg, Burggraf Friedrich von Nürnberg (dem hier in Costnitz für das Kaufgeld von 400,000 Gulden, womit Siegmund seine Reise nach Spanien ꝛc. bestritt, die Mark Brandenburg nebst der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amt übertragen wurde), vier Herzoge von Baiern, die Herzoge von Pommern, von Brieg, von Glogau, von Lothringen, der Markgraf von Baden und ein unübersehbares Heer von Grafen, Freiherren, Edelleuten und Städteboten.

Unter den Cardinälen werden als eifrigste Opponenten und Sprecher gegen Huß genannt: Peter von Ailly, Cardinal und Erzbischof von Cambrai (ein Franzose), Cardinal Wilhelm Filastre (auch ein Franzose), der Cardinalbischof von Ostia, der Cardinalbischof von Florenz und der Cardinal Colonna (nachheriger Pabst Martin V.).

Wir haben uns anscheinend weit von unserm Reformator

entfernt. Aber in Hinsicht auf jene gewissermaßen historischen Fragen war es doch nöthig, historische Gruppen um ihn zu bilden, einen historischen Boden unter seinen Füßen aufzubauen, und durch dieses Bestreben sind wir ihrer Beantwortung um viele Schritte näher gekommen, ja derselben jetzt eigentlich erst recht fähig geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Novitäten.

Friedrich Hölderlins sämmtliche Werke, herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen. Cotta.

Den Inhalt dieser Sammlung bilden Bd. I. Gedichte und Hyperion, Bd. II. Nachlaß und Biographie. Der Nachlaß enthält einen Briefwechsel, unter dem sich mehrere Briefe Schillers und Hegels befinden, Jugendgedichte, Entwürfe zu nicht oder anders ausgeführten Werken, Gedichte aus der Zeit der Geisteszerrüttung. Die Ausgabe war schon lange beabsichtigt, die bedeutendsten Mittheilungen hatte der Herausgeber — bekanntlich ein Sohn Gustav Schwabs — schon früher von Herrn Hofdomänenrath von Gock, dem Halbbruder, und von der verwittweten Professorin Bräunlin, der Schwester des Dichters erhalten; auch erweist sich der Aufschub in sofern als ein Glück, als noch in diesem Jahre in Folge des Todes eines Jugendfreundes von Hölderlin eine Bereicherung hinzukam. Die Biographie ist mit derjenigen Gründlichkeit gearbeitet, für welche dem Verf. in der Schillerbiographie seines Vaters ein so nachahmungswürdiges Beispiel vorlag; wir finden hier über die Jugendgeschichte des Dichters, die in diesem Falle um so wichtiger ist, da sie im Grunde die ganze Biographie ausmacht und es hier überdieß gilt, die Gründe und Quellen der späteren Geisteszerrüttung aufzudecken, die genaueste Auskunft; auch erhellt aus der Schilderung des Wahnsinns, daß der Biograph eine geraume Zeit in nahem Verkehr mit dem unglücklichen Manne gelebt haben muß. Uebrigens sind die letzten Vorbereitungen und kleinen Verbesserungen beim Druck dieses Werkes nicht von dem Herausgeber, der seit mehreren Jahren von Stuttgart abwesend ist, sondern von seinem Vater besorgt worden, welcher, wie es beim Schlusse einer solchen Unternehmung zu gehen pflegt, noch mehrere Beiträge zugesandt erhielt. Wenn wir dem Schlusse der Vorrede: „Ich wünsche und hoffe, daß durch diese neue Ausgabe von Hölderlins Schriften der Dichter, einer unserer größten Lyriker, immer mehr bekannt werde, daß seine Kraft und seine Tiefe, sein Geist und sein Adel, seine Zartheit und Milde, jemehr sie sich in dem erweiterten Gebiete seiner Schöpfungen zeigen, um so mehr die Anerkennung und den Ruhm finden, der ihnen gebührt" nur beistimmen können, so ist das Verhältniß Hölderlins zu den bedeutendsten Koryphäen der deutschen Dichtung und Philosophie ein zu bedeutungsvolles, als daß wir uns nicht vorbehalten müßten, auf diese Sammlung seiner Schriften noch ausführlicher zurückzukommen. —d—

Allgemeine Literaturgeschichte der Deutschen. Leitfaden zu akademischen Vorlesungen entworfen von Dr. W. Ph. Gumposch. Erste Abtheilung. Augsburg.

Der Verf. giebt einen Hauptunterschied seines Buches von ähnlichen dahin an, „daß die Meisten bloß die redenden Künste zum Vorwurf genommen, er dagegen Alles, was Angehörige unseres Volks, soweit die deutsche Zunge klingt, in beliebigen Sprachen, über alle Fächer der Kunst und Wissenschaft geschrieben." Durch diese weite Ausdehnung der Aufgabe wird es schon bedingt, daß sein Buch in viel höherem Grade bloße Büchergeschichte ist, als dieß bei neueren Werken stattzufinden pflegt. Ferner hat das Buch auch darin einen durchaus gelehrten Anstrich, daß der Verf. es vorzieht, an seiner Stelle Andere urtheilen zu lassen, deren Ansichten einen historischen Standpunct vertreten. Zugleich kommt aber freilich noch ein anderes Element in Betracht, was ganz anderer Art ist, nämlich ein speculatives, wie denn schon in der Vorrede das Verhältniß des Endlichen und Unendlichen mittelst einer Figur erläutert wird. Endlich müssen wir noch anführen, auf welchem Wege der Verf. zu einer allgemeinen deutschen Literaturgeschichte zu gelangen hofft. Es wird der Schriftstellerversammlung vorgeschlagen, einen Verein von Männern zu gründen, die, neben andern Zielen, auch dieses ins Auge fassen möchten: „Ich glaube daß die Tausende lebender deutscher Schriftsteller zu einem Anfange 30000 Artikel in zwei Jahren zusammenschießen könnten. Rechnen wir dann zwei Jahre zur Revision und Superrevision (für Lücken und Harmonie des Ganzen) von Seiten der verschiedenen Ausschüsse, so könnte in Kurzem ein Werk vorliegen, welches ähnliche Gesammtarbeiten, z. B. die histoire litt. de la France, weit hinter sich läßt." Von der Schriftstellerversammlung sollte ein solches gelehrtes Werk ausgehen? Wenn der Verf. nicht von den Tausenden von Schriftstellern spräche, die er für seinen Plan zu interessiren hofft, so hätte man denken sollen, er wolle statt Schriftstellerversammlung, Germanistenversammlung sagen. —d—

Die Flegeljahre der badischen Volksvertretung. Nebst einem Blicke auf die Vertretung der evangelischen Kirche Badens in den Diözesansynoden des Jahres 1846. Karlsruhe, Macklot.

Mit dem Ausdrucke „Flegeljahre" glaubt der übrigens dem vernünftigen ruhigen Fortschritt huldigende Verf. den in ungemessener Derbheit und im jugendlichen Uebermuthe brausenden Charakter der letzten badischen Zweite-Kammer-Verhandlungen am einfachsten und wahrsten zu bezeichnen. Ohne die Gesinnungstüchtigkeit der in diesem Geiste auftretenden Männer zu verkennen, zeigt er die Nachtheile, die dieser ungemäßigte Eifer und diese verletzende Formlosigkeit der guten Sache bringen, tadelt in gleicher Weise die Einseitigkeit und geistige Beschränktheit der conservativen Partei und entwickelt alsdann in überzeugender, kräftiger Rede, mit wiederholt zurechtweisenden Seitenblicken auf das Verfahren der genannten Ständeversammlung seine verständigen Ansichten über Religion, Kirche und deren Stellung im Staate, über die Nothwendigkeit einer freien Wehrverfassung und einer ehrlichen, willkührlosen und unabhängigen Gerechtigkeitspflege. Am tiefsten geht der Verf. in die religiöse Frage ein. Ungeachtet seiner eifrigen Vertheidigung der unumschränktesten Gewissensfreiheit dringt er mit Ernst auf Gottesfurcht und Glauben, verlangt, daß Beamte und Volksvertreter mit ihren Ansichten nicht außerhalb, sondern in ihrer Kirche stehen sollen, und bemerkt namentlich, daß die eine allgemeine Toleranz beantragenden Petitionssteller in der badenschen Ständeversammlung eine höhere und freiere und doch zugleich positivere Stellung in ihrer Kirche hätten nehmen müssen. Auch in dem Anhange über die badenschen Diöcesanangelegenheiten weist er den höchst unbedeutenden Erfolg der Diöcesan-Synoden nach, verlangt Oeffentlichkeit für dieselben und bemerkt, daß auch hier das stolze Bewußtsein der „Majorität" eine der guten Sache nachtheilige Rolle spiele. R.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. | 1847. Nr. 8. | Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Johannes Huß vor dem Concilium in Costnitz.

(Fortsetzung.)

Also: welches der fünf Verhöre haben wir auf dem Lessingschen Bilde vor uns? Und wer sind die Männer, welche hier zu Gericht sitzen? — Wie gesagt, die rechte Antwort hierauf kann nur der Maler geben. Ohne Zweifel hat er sie auch schon irgendwo gegeben. Aber wir kennen sie nicht, ihn selbst können wir hier nicht befragen; so laßt uns sehen, ob statt seiner das Bild etwa Bescheid geben wolle. — Möglich wäre auch, daß in seiner Antwort es hieße: „Was kümmern mich solche Einzelheiten? Ich habe es nicht mit diesem oder jenem Priester zu thun. Auf den Tag kommt es nicht an. Die große weltgeschichtliche Situation und der ausgezeichnete Mann in ihr, das war meine Aufgabe, nicht dergleichen am Ende gleichgültige Persönlichkeiten und Forschungen, welche in's Gebiet der Chronikenschreiber gehören." — Doch glaub' ich kaum, daß Lessing so sprechen würde. Der Historienmaler kann sich ja von der Geschichte nicht ganz losmachen; — die Werkzeuge, mit denen sie schafft, sind Menschen — wo eine bedeutende That aufblitzt, tritt der Einzelne, welcher mit zu ihr berufen war, in den Lichtkreis ihres Umfangs, seine Gestalt gewinnt Farbe, Ansehen, weithin leuchtenden Schein — die Frage nach ihm ist natürlich ja nothwendig. — Was nun diese unsre zwei Fragen betrifft, so finde ich in der Antwort auf die erste meines Erachtens auch die Erledigung der andern. Der geschichtliche Hergang knüpft sie so zusammen. Bei dem ersten (18. Nov. 1414) Verhöre war König Siegmund nicht zugegen; er war noch gar nicht in Costnitz angekommen; — es ward vor dem Pabst und einer Anzahl von Cardinälen und Bischöfen gehalten. Beim zweiten (5. Juni 1415) fehlte schon der Pabst. Dem dritten und vierten (am 7. und 8. Juni) wohnten König Siegmund, Pfalzgraf Ludwig, Burggraf Friedrich und die böhmischen Herren bei. Das fünfte (am 6. Juli) ward in der Domkirche gehalten, wo der Cardinalbischof von Ostia den Vorsitz führte und König Siegmund in vollem Pomp auf dem Throne sitzend, von den Reichsfürsten umgeben war. — Aus diesen Angaben möchte ich daraus schließen, daß Lessing mit seinem Bilde das erste Verhör gemeint habe. Es war insofern das entscheidende, weil sofort nach seiner Beendigung Huß in den Kerker geworfen wurde. An diesem Tage schon ward eigentlich der Stab über ihn gebrochen. Die folgenden Gerichtssitzungen waren nur noch Versuche ihn zu schrecken und in die von ihm verweigerte Abschwörung seiner Grundsätze durch Geschrei und Drohungen hineinzuscheuchen. — Das letzte Verhör kann es nach der Lokalität und allen Umständen nicht sein. Bei den drei andern (5. 7. 8. Juni) waren die Fürsten zugegen, welche der Künstler doch wohl nicht hätte ganz übersehen mögen. Und gerade ihre Gestalten hätten die Sache zu bunt gemacht, das Auge und das Interesse hin und her gezogen. Die einfachste Scene war die größte, sie mußte dem Maler die willkommenste und für das Darstellen des Reformators, der ja immer Hauptperson bleiben soll, die günstigste sein. — Hienach meine ich (je donne cet avis, non pas comme le meilleur, mais comme le mien — Montaigne) — wir sind bei dem ersten Verhör zugegen, und wenn die Beschauer nun auf die zweite Frage übergehen: wer sind die Cardinäle und Bischöfe? und wo ist der Pabst? — so finde ich in dem Bilde folgende Antwort: — Den Pabst glaube ich in dem Manne mit dem langen Barte zu entdecken, welcher rechts von Huß (d. h. zu unsrer rechten Hand) im Vordergrunde sitzt, auf einem geschmückten Armsessel, ein Kissen unter den Füßen (welches keiner der andern hat) und dem Wort des von ihm abgewendeten Reformators aufmerksam zuhörend. Der Freund, welcher mit mir vor dem Bilde stehend durch seine Frage nach Johannes XXIII. (ich bekenne, daß ich bisher an den noch gar nicht gedacht hatte) mich zuerst auf diese Figur als den Pabst vorstellend aufmerksam machte, fügte hinzu: in den Pabstportraits von Raphael und Titian finde man die nämliche Tracht, womit dieser hier bekleidet sei — eine eckige Kappe auf dem Haupte, ein langes Gewand mit einem Ueberwurf und einem die Arme bis zu den Ellbogen bedeckenden Kragen. — Das Fußkissen, bemerkte er noch, ist eine Auszeichnung, welche nicht übersehen werden darf. Bei Fürstenversammlungen, so wie bei Zusammenkünften einzelner Monarchen oder bei den großen Repräsentationsparaden der spanischen Grandezza bedeutet ein solches Kissen viel. Wo alle beinahe gleich hoch stehen; da hebt ein sonst geringer Schemel bedeutend über die andre Umgebung empor. — — Daß der neben dem Pabst sitzende dicke Bischof mit der Bulle in der Hand, sich so nachlässig vom heiligen Vater hinweg zu dem hinter ihm stehenden Mönch hinüber beugt, mit dem er sichtlich ganz andre Dinge als die ihm schon unerträglich lang dünkende Rede des Reformators bespricht — und daß Huß sein Wort nicht an das Haupt der Christenheit,

sondern an die gegenüber sitzenden Cardinäle richtet, scheint mir den als solchen angenommenen Pabst nicht zweifelhaft zu machen. Im Gegentheil ist beides als sehr wohl motivirt anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß der Pabst bei diesem Concilium, zu welchem er gezwungen worden, nur in sehr geringem Ansehen stand und der feiste Bischof neben ihm vielleicht zu seinen Hauptfeinden gehörte, die ihn einige Monate später absetzten; und daß der Reformator vorzugsweise zu denen sprechen muß, welche auch vorzugsweise seine entschiedensten Gegner sind, nämlich die vorhin genannten Cardinäle. Diese drei gegen den Hintergrund gereiheten Cardinäle und die beiden neben ihnen mehr gegen den Vordergrund sitzenden Bischöfe machen eine bewundernswürdige Gruppe. Lessing brauchte nichts als diese fünf Köpfe gemalt zu haben und man müßte ihn für einen ausgezeichneten Maler, für einen hohen Genius erklären. — Welche Auffassung, welche Gedanken, welcher Ausdruck in diesen Gesichtern! — Der junge Bischof (der zweite in der Reihe) mit seitwärts geneigtem Haupte, den Finger am Munde, und neben ihm der jüngste Cardinal mit seinem Blick den Reformator verschlingend, sind auf dem besten Wege die Worte des Ketzers da gegenüber, der so unwiderstehlich überzeugend auf sie hineinredet, als Wahrheiten anzuerkennen. Wie einsichtsvoll hat Lessing zu den Trägern solcher Empfindungen die jüngsten ausgewählt, welche ja natürlich den neuen Ideen, dem hell aufgehenden Morgenlichte zugewendet sein müssen! — Der älteste Cardinal, der mittlere von den dreien, ist ein eiserner kluger hochfahrender Kirchenfürst. Aus dem Zornblicke, womit er den Reformator anschaut, spricht die ingrimmige Ueberzeugung: „Du bist ein kluger gefährlicher Teufel, der unsre ganze Herrlichkeit vernichten möchte. Gut, daß wir Dich hier haben. Los kommst Du nicht wieder. Und wenn es mir nach geht, wirst Du sicherlich verbrannt!"

(Schluß folgt.)

Moderne Sophisten.

(Fortsetzung.)

Hier bekehrt sich Stirner's kühner Egoismus schon zu einer zahmen Ironie, er mag immerhin die Partei für eine bloße Partie ansehen und mit einem Strohmanne Whist spielen, dieser Strohmann ist der stumme Beweis seiner Ohnmacht und die Partie enthält eine mittheilende Bewegung der Einzelnen unter einander, der sich der Egoist nur hinter den Kouliſſen, d. h. nur im ironischen Selbstgenusse entziehen kann. Ueberhaupt ist der Weltverkehr des Egoisten eine gefährliche Wanderschaft, der offene, kühne, verbrecherische Egoismus muß sich nur zu oft zur betrügerischen Rolle des Tartüffe bekennen und mit dem Zauberkäppchen, das ihn unsichtbar macht, dem Staate scheinbar aus der Sonne gehen. — Der offene Egoismus ist die Eroberung des Staates, die verbrecherische gewaltthätige Auflösung der Gesetze, der erklärte Krieg Aller gegen Alle. — Der Egoist respectirt die menschlichen Güter nicht, er erobert sie und gewinnt sie dem Staate, der sie an die Einzelnen feudalistisch vertheilt, mit Gewalt ab. „Unter der Herrschaft des Staates — gleichviel der Bürger oder der Lumpe — giebt es kein Eigenthum Meiner, — im Staate kann ich mich nicht verwerthen, — Staat und Pauperismus sind dasselbe." „Mein Eigenthum ist nach dem Maaße meiner Gewalt Alles, wozu ich mich ermächtige." Nur durch diese Gewaltthat ist der besitzlose Pöbel wirklich aufgehoben. „Nicht die Schwanenritter helfen dem Pöbel, der Egoismus hilft ihm." Wirklich der Egoismus und dieser Egoismus? Es käme auf die Probe an! Der Egoismus rufe dem Pöbel zu: Erobert euch das Eigenthum mit Gewalt, schlaget die Besitzenden todt und nehmet mit dem Dolche in der Hand den Fabrikherren ihre Schätze ab! Der Egoismus muß consequent sein, er muß den Fabrikherren ihr egoistisches Recht ebenso zugestehen, er muß dem populo crasso den egoistischen Majestätsbrief seiner eigenen Selbstverwerthung unter dem Motto schreiben: Schindet die Proletarier bis auf's Blut, verbraucht sie als die mechanischen Mittel eurer eigenen Selbstverwerthung, sucht sie um den letzten Groschen zu betrügen und wenn sie hungernd euch anbetteln, so ruft ihnen, wie euer glorreicher Prototyp den schlesischen Webern zu: Dort ist Gras auf dem Felde! — Was wird daraus entstehen! Gewiß zunächst „ein Krieg Aller gegen Alle!" Aber das Resultat dieses blauen Montages ist der Katzenjammer des Dienstages, der solideste Mäßigkeitsverein, die Werkelstube, wo einer der Meister und die übrigen lebendige Schusterschemel, die Misere des Eigenthums, wo einer der Herr und die übrigen an die Scholle gefesselt sind. — Die Politik des Machiavelli und der Staat des Hobbes — der Alles verschlingende Leviathan — haben den Krieg Aller gegen Alle zu ihrer Voraussetzung, und sie sind die entschiedenen Consequenzen desselben. Dieser Proceß führt sich von selbst aus, die Geschichte hat ihn im Großen wie im Kleinen tausendmal bewiesen, man braucht das Schicksal der egoistischen feindseligen Atome nicht in den Sternen zu lesen. Die Menschen egoistisch in brutale Atome zu zersplittern, das heißt wahrhaftig nichts weiter als für sie einen Schäferhund suchen und wer die Prügelei anfängt, der wird wohl wissen, daß der Gensd'armes nicht weit ist. Die Stirnersche Einzigkeit — en miniature gehalten — kommt über den Schäferhund und den Polizeisoldaten nicht hinaus, er predigt entschieden mit dem Gensd'armes in der Brust. Der Stirner'sche Egoismus ist der gewaltsame Stoß, der in demselben Moment von dem gleichen Gegenstoß begleitet, sich selbst aufhebt — in der That ein kindisches Manoeuvre! Die Ruhe der faulsten Stabilität ist die nothwendige Consequenz des Einzigen — eine einzige Consequenz! Eine Censur, die für das Bestechende von diesem Buche nur irgend etwas fürchtet, kann nicht auf drei Schritte sehen. Der staatsauflösende Egoismus des Einzigen ist in Wahrheit die Begründung der schaamlosesten Despotie, und in den fernen grollenden Gewittern, auf die Stirner ahnungsvoll hinweist, höre ich das Hundebell und das Klirren eines verhängnißvollen Säbels!

Der Egoist vernichtet mit jeder politischen Schranke zugleich die freie Concurrenz „die praktische Ausführung der Egalité." „Alle sind im Staate simple Individuen, im Verhältniß zu einander Concurrenten, die Concurrenz ist bedingt durch das Eigenthum, und das Eigenthum hat der Staat. Dagegen reagirt das Princip der Lumpengesellschaft: die Vertheilung." Gegen beides erhebt sich der Egoist, der keine Schranke, weder die der politischen Concurrenz, noch die der socialen Gemeinschaft duldet. „Der Egoist erkennt in jedem einen Theil seines Vermögens," jeder einzelne ist für den Egoisten nichts weiter als „ein brauchbares Subject." Der Egoist erobert das Vermögen Aller, das objective Vermögen, das Geld, „die Concurrenz wirbt um das Geld, das ist die romantische Sehnsucht nach der Jungfrau. Die Gesellschaft vernichtet die Jungfrau, der Lump heirathet sie und macht die Geldjungfer zur Arbeiterin. Der Egoist streift Allem den Geist der Fremdheit ab, dem Vermögen der Banquiers, wie Napoleon den Ländern der Könige." Für den Egoist sind die Gesetze ein menschlicher Spuk: „Humanus heißt der Heilige!" „Der Egoist insultirt das Heilige," er verwandelt das Eigenthum der Gesetze in sein Eigenthum. „Die Presse muß sein eigen werden, um statt den Gesetzen einem Spuke zu dienen. — Wer die Preßfreiheit genießen will, muß eine günstige Gelegenheit abpassen — um den Staat zu betrügen. Mein ist die Presse, wenn ich nur durch mich und durch meinen Egoismus zum Schreiben bestimmt werde, — die Preßfreiheit ist immer verantwortliche Presse, die unverantwortliche geht allein aus dem Preßeigenthum hervor.

So löst der Egoismus des Einzigen überhaupt den Verkehr auf, indem er die Basis desselben, die wesentliche Identität des Menschen, das Princip der Liebe vernichtet, „der auf das Wesen gestützte Verkehr ist Verkehr mit einem Spuk, nicht mit der Wirklichkeit. Ich muß die Liebe mir vindiciren und sie aus der Macht des Menschen erlösen, ich opfere nicht der Liebe, ich opfere nur meiner Leidenschaft." Der Menschenliebe setze ich meine Liebe entgegen. „Die sittliche Menschenliebe ist Menschenquälerei." „Die religiöse und romantische Liebe ist eine Besessenheit." „Die Liebe ist mein Eigenthum, meine Empfindung — ich benutze die Welt und die Menschen, der Geliebte ist mir nur die Nahrung meiner Leidenschaft, ich speise meine Liebe mit ihm, ich genieße ihn, wie ich von ihm verspeist werde."

Also doch Dalailamacultus! Das heißt sich zweimal verspeisen, erst verzehre ich den Geliebten, dieser aber verzehrt mich, ich verzehre also im Geliebten mich selbst oder ich verzehre mein eigenes Verzehrtwerden. Max und Marie gehören somit in der Naturgeschichte der Liebe zu den Wiederkäuern! Ruge persiflirte die romantische Liebe, die „in süßen Tönen denkt," sehr witzig mit dem: „Maikäfer, summ', summ', summ'!!" Was würde er von der egoistischen Liebe sagen, in der sich die Liebenden gegenseitig auffressen? Ob man für das Anonyme derselben ein natürliches Analogon findet? Ich glaube, die stummen Schnecken werden sie am besten parodiren! — — Der Egoist erklärt Alles für sein Eigenthum, damit ist die Gesellschaft und der Communismus vernichtet. „Der Communismus ist Feudalwesen, der Egoist ist Eigner, der Sociale ein Lump. Das Feuerbach'sche Christenthum ist die vollendete Feudalität, das allumfassende Lehnswesen, die vollkommene Lumperei."

Dagegen empört sich der Egoist. Meine Befriedigung entscheidet über mein Verhältniß zu den Menschen, mein Verkehr ist Weltgenuß und gehört zu meinem Selbstgenusse. Mein Selbstgenuß ist die Empfindung meiner in der Vernichtung alles Jenseitigen, alles Objectiven. „Der Genuß muß triumphiren über Sehnsucht und Hoffnung. Der Mensch ist zu nichts berufen, er hat keine Aufgabe, keine Bestimmung, so wenig als eine Pflanze oder ein Thier, er ist von Haus aus wahrer Mensch. Sein Wesen zu realisiren ist das Ziel armer Sünder." Das Wesen ist für mich eine Wahrheit und darum die Unterwürfigkeit meiner selbst, die Macht des Denkens und die Macht der Sinnlichkeit mache ich zu meinem Eigenthume. „Das Reich der Gedanken erlischt im Ich, wenn die Gedanken ausgehen, giebt es keine Gläubigen mehr. Das freie Denken ist Raserei. Der Schamane der speculativen Philosophie bezeichnet die unterste und die oberste Stufe in der Stufenleiter des innerlichen Menschen — des Mongolen." „Das eigene Denken unterscheidet sich vom freien Denken, wie sich die eigene Sinnlichkeit von der Begierde unterscheidet. Das absolute Denken ist Sache der Pfaffen, Gespensterglaube, Wahrheit sind Phrasen." „Die Sehnsucht nach Wahrheit ist die Sehnsucht nach dem Herrn, der christliche Glaube an die Wahrheit ist der furchtsame Jammer des Gespensterglaubens." „Die Wahrheit ist mein Eigenthum, sie ist meine Creatur, eben so ist das Denken mein Eigenthum, die Kritik mein Eigenthum, mein Amüsement, — je nach meinem Bedürfniß zerkaue ich die Sachen oder ziehe nur ihren Duft ein." „Ich bin die Kritik der Wahrheit, — die eigene Kritik sorgt nur für den Selbstgenuß, meine Kritik ist die thierische Kritik des Instinctes." So bin ich als dieser kritische Despot der absolute Herr über die Dinge und die Gedanken, ich bin an kein Eigenthum gefesselt, ich bin in der kritischen Willkür unendlich über dasselbe hinaus, und indem ich es verliere habe ich nichts verloren. „Wohl werde ich als Eigner der Gedanken so gut mein Eigenthum mit dem Schilde decken, wie ich als Eigner der Dinge nicht Jedermann gutwillig zugreifen lasse, aber lächelnd werde ich zugleich dem Ausgange der Schlacht zusehen, lächelnd den Schild auf den Leichnam meiner Gedanken werfen, lächelnd, wenn ich geschlagen bin, triumphiren — das eben ist der Humor von der Sache — der eigne Humor!" So ist der Eigner in jeder Bestimmtheit seiner nicht auf ein Anderes bezogen, sondern rein für sich: „ich diene nur mir, so bin ich einzig, als Ich entwickele ich nur mich, d. i. der Sinn des Einzigen." „Ich dieser Einzige bin der Mensch," das ist das Resultat, dem die Weltent-

wickelung zuströmt. „Die vorchristliche Zeit will das Reale idealisiren, sie sucht den Geist und endet mit Weltverachtung, die christliche Zeit will das Ideale realisiren, sie sucht den verklärten Leib, sie wird mit Geistesverachtung enden," das Ideale und das Reale gehen in dem Einzigen unter. „Wenn ich mich als Einzig weiß, bin ich Eigner meiner Gewalt. Im Einzigen kehrt so der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird." Das Lied des Einzigen, mit dem er in die Welt tritt und aus ihr zu sich zurückkehrt, heißt: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!" —

Fassen wir an diesem Punkte, wo der Anfang des Stirnerschen Buches in dem Finalaccorde desselben zurückkehrt, noch einmal den Egoismus des Einzigen kritisch zusammen, so ist das Princip desselben die wesentliche Unbestimmtheit, die in jeder natürlichen und sittlichen Grenze über beide hinaus ist und nur in der Auflösung jeder Bestimmtheit sich den Genuß ihrer selbst giebt. Diese energische Unbestimmtheit, diese Maaßlosigkeit, die das indifferente Nichts jeder Bestimmtheit ist, identificirt Stirner mit dem Einzelnen, der in dieser Beschaffenheit von dem attractiven und repressiven Zusammenhange mit den Andern befreit, der Einzige geworden ist.

Diese abstracte Identification der absoluten Unbestimmtheit und der bestimmten Einzelnheit, ist nach der Seite der letzteren unkritisch und nach der Seite der ersteren sophistisch. Die Indifferenzirung jeder Schranke in das unbestimmte Nichts kann offenbar nicht an eine beschränkte Einzelnheit gebunden sein; ist sie es dennoch, so kann diese Einheit nur eine scheinbare und ihr Proceß nur ein ironischer sein. Stirner spricht diese Einheit dogmatisch aus. Der Einzige ist die dogmatische, die zum Princip gewordene Willkür, eine Monomanie, die sich auf Gespensterglauben gründet. Wie die Mystiker Alles in Gott, und Madame Staël alles in Necker sieht, so sieht Max Stirner überall Gespenster; wo irgend nur ein Gedanke, eine ideelle Macht sich blicken läßt, wo eine Individualität von einer Gedankenallgemeinheit — sei es religiös oder sittlich oder wissenschaftlich — durchleuchtet ist, da ruft er aus: Sauve qui peut! und wie ein gespenstergläubiger Knabe über den Stock des Ruprecht springt, um vor ihm sicher zu sein, durchbricht Stirner die gespenstischen Mächte und glaubt sich in dem Hafen seiner „Einzigkeit" vor ihnen gerettet. „Unter Larven die einzige fühlende Brust!" In der That eine glückliche Selbsttäuschung! Indem Max Stirner den egoistischen Kampf allen objectiven Mächten erklärt, begeht er den lächerlichen Widerspruch, gegen Gewalten sich aufzuspreizen, die er selbst für eingebildete, für illusorische hält; man kann den Kampf gegen Windmühlen nur aus der ritterlichen Phantasie eines Don Quixote begreifen, man spielt höchstens mit Illusionen, und geht auf sie ein nur um bei guter Zeit mit einem ironischen Instincte ihnen vornehm den Rücken zu kehren, aber man kämpft nicht mit ihnen; die Dialektik dieses Kampfes ist offenbar die, daß der Einzige in ihm selbst ein Gespenst wird. Der Egoismus, der im Bewußtsein seines principiellen Werthes auch alles Andere vernichtet und sich zur schrankenlosen Willkür erweitert, hebt dadurch seine beschränkte Einzelnheit auf: Der Ritter des Egoismus ist ein gespenstischer Ritter! Die Sehnsucht nach seinem Schatten, der ihm unter der Hand verloren gegangen, zwingt den Einzigen endlich, „lächelnd seinen Schild auf den Leichnam seiner Gedanken zu werfen" und einen „Verein von Egoisten" zu stiften. Damit hat der Einzige seinen Lebenslauf beschlossen: er schwärmte für den Egoismus und entschlummerte sanft in der Mitte seiner zahlreichen Familie in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Friede seiner Asche! Wir wollen auf seinen Denkstein schreiben: Er hat wie Don Quixote gelebt und ist wie Sancho Pansa gestorben!

(Fortsetzung folgt.)

Novitäten.

Bericht über die Ereignisse zu Köln vom 3. und 4. August 1846 und den folgenden Tagen. Zusammengestellt nach den bei der Bürger-Ermittelungs-Commission abgegebenen Aussagen von Augenzeugen und veröffentlichten Actenstücken. Mannheim, H. Hoff.

Es ist dieß eine ausführliche, bis in die einzelnen Thatsachen eingehende Geschichtserzählung des aus den Zeitungen noch hinlänglich erinnerlichen, in Folge der sogenannten Brigitten-Kirmes in Köln vorgefallenen Tumultes und der gewaltsamen Stillung desselben durch Polizei und Militär, mit den an betreffender Stelle eingeflochtenen Publikationen, amtlichen Rescripten und der Kabinetsordre des Königs. Der Geschichtserzählung sind allenthalben die Namen der Zeugen, auf deren Aussagen die speciellen Facta sich gründen, beigefügt. Die Darstellung erscheint wahrheitsgetreu und fast durchgängig unparteiisch und ist einfach und in ruhigem Tone geschrieben. Nach derselben stellt sich ziemlich klar heraus, daß wie der kölner Pöbel durch Unfug und Insulten den Beginn, so die Polizei und das Militär durch vorschnelles Eingreifen und gewaltsames Verfahren die Fortsetzung und Vergrößerung eines Aufstandes veranlaßt habe, der wohl ohne Blutvergießen hätte gestillt werden können. R.

Die „Wanderungen eines alten Soldaten," des bekannten karlistischen Brigade-Generals Baron von Rahden finden auch in England großen Beifall. Das Novemberheft von Blackwood's Magazine gibt unter der Ueberschrift Prussian Military Memoirs eine lobende Anzeige und zahlreiche Auszüge aus dem ersten Bande, der bekanntlich die Befreiungskriege von 1813—15 umfaßt.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. 1847. Nr. 9. Preis vierteljährlich 2¼ Thlr.

Ueber Daumer's Hafis

und

E. Mecklenburg's neue Poesieen.

Ein ästhetischer Brief

an

den Herausgeber der Leipziger Revue.

Von

Arnold Ruge.

1) Hafis eine Sammlung persischer Gedichte, nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern von G. F. Daumer. Hamburg bei Hoffmann u. Campe. 1846.

2) Neue Poesieen von Emil Mecklenburg. Mannheim, F. P. Grohe. 1846.

Die Reform, verehrter Freund, welcher Sie Ihre Blätter unterwarfen, als Sie mir den Plan Ihrer Revue mittheilten, kam mir auch darum sehr erwünscht, weil ich unserm Freunde Daumer und dem jungen Manne, der mir seine „neuen Gedichte" gewidmet, schon längst meinen öffentlichen Dank schuldig war.

Sie finden also in mir, so sehr Sie es wünschen, nicht einmal in der Poesie einen „unparteiischen" Kritiker, im Gegentheil, ich bin für beide Dichter eingenommen und einen großen Anhang unter den Lesern möcht' ich ihnen verschaffen. So unglücklich die Lage ist, wenn man seine eigne Partei verachten muß, so verzeihlich find' ich die Freude, wenn ihr etwas Schönes gelingt. Geben Sie mir in dieser unschuldigen Sache die Freiheit, Partei zu sein und zu machen? Ich glaube, ja! Und wie es dem Philosophen denn geht, der durch alle Köpfe mit reinigendem Geist hindurchgehn möchte, so wünsch' ich es auch Ihnen und der Leipziger Revue. Einigen stimmt, anderen brummt der Kopf bei dieser Reinigung. Möge sich also rasch eine fähige Jugend, welche die Stereotypen der Philosophie zu neuen beweglichen und mit Herzblut erfüllten Typen umgießt, zu Ihnen gesellen, und von den Aelteren was nicht verkauft, verrathen und verdorben ist, Ihnen beistehn, damit Sie eine respectable und geprüfte Phalanx schriftstellerischer Kräfte ins Feld führen und Ihren schönen Plan, Philosophie und Kunst wieder zu Ehren zu bringen, den Gegnern dieses Plans, den Verräthern, den Liederlichen und den Dummen zum Trotz ausführen können. Es werden in Deutschland viele Männer von Geist und Charakter Ihren Plan mit Freuden ergreifen und Ihre „Partei" gerne zum Siege führen.

Und dieser Sieg wäre der Beifall des Publikums, nicht des ganzen, was ja ein unerhörtes Unglück wäre, sondern eines guten und auch der Zahl nach nicht unverächtlichen Publikums der lesenden und receptiven Welt.

Ich meines Theils gehöre gern zu beiden; ich sehe in dem einen Ehre, in dem andern Vortheil. Und bin am Ende überzeugt, daß Sie diese Art und Weise Partei zu ergreifen nicht von der Hand weisen werden, obgleich ich zugebe, daß die Sache in Deutschland sehr bedenklich ist.

Ich beginne also, ganz als wenn wir noch lange ruhig in der Minorität wären, meinen Bericht über Hafis und die „Neuen Poesieen," den ich Ihnen zugedacht.

1) Hafis.

Daumer berichtet:

„Mohammed Schemseddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, der Bewahrer des Korans, weil er dieses heilige Buch von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, war geboren zu Schiras und lebte daselbst von den ersten bis zu den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts, in Zeiten also, wo es bei uns im Occidente noch tief nachtete und an einen Luther, Voltaire, Göthe und ähnliche, ein neues Weltalter großartig vorbereitende Genialitäten und Lichtaufgänge noch lange nicht zu denken war. Er gehörte zu einer Gemeinschaft von Derwischen und Sofis oder contemplativen Weisen und Mystikern, beschäftigte sich mit theologischen und philologischen Arbeiten, stimmte in seiner ascetischen Begeisterung die erhabensten, alles Irdische und Sinnliche mit Füßen tretenden Lieder an, wurde die mystische Zunge genannt, war ein großer, berühmter Lehrer seiner Zeit, gab Unterricht am Hofe, und stand so hoch in Gunst, daß ihm der Großvezir Hadschi Kawameddin Mohammed Ali eine eigne Schule baute."

„Alle diese Bestrebungen und Leistungen seines Lebens' seine Weisheit und Wissenschaft, seinen Stand und Beruf, sei-

nen Glanz und Ruhm verhöhnt nun der einzige Mann in den freiesten, kühnsten, heitersten Gedichten seines Alters, die nirgend ihres Gleichen haben. Er wird der geschworne Feind aller Pfaffen, Mönche, Mystiker und Schulpedanten."

„Niemand in der Welt hat das tiefliegende Uebel einer negativen Denkart, die im Orient und Occident durch jene Zunft ihren lebensfeindlichen Einfluß übt, vollständiger überwunden und ingeniöser bekämpft, als dieser Dichtergreis, der nicht im Lenze des Lebens, nein, in seinem Winter mit glänzender Jugend des Geistes erblüht."

„Gehaßt, doch nicht geschädigt von Zeloten und Finsterlingen, geliebt und geehrt von den Verständigeren, entschlief er im hohen Alter 1389 und wurde, wiewohl es die Eiferer versuchten, ihn der Ehre des Begräbnisses zu berauben, in Mosella, einer schönen Vorstadt von Schiras, wohin noch heute seine Verehrer wallfahrten, zur Erde bestattet."

Seine hinreißend schönen Gedichte, deren Freiheit bisher kein deutscher Dichter übertroffen und nur wenige in der letzten Zeit erreicht, legt nun **Daumer** in einer meisterhaften, lange Jahre mit Liebe gepflegten Uebersetzung dem Publikum vor. Dies ist zwar jetzt in einer Mauser begriffen und schwankt zwischen den Zeloten und den Frivolen hin und her; es ist zu befürchten, daß die einen Feuer schreien und die andern ihren gesetzlosen Frevel nur bestättigt finden, wenn sie **Hafis** Gedichte lesen: aber es herrscht doch vielleicht schon so viel edler freier Sinn, daß die Schönheit des **Hafisischen** Uebermuthes und die Wahrheit seiner fessellosen, freien, positivmenschlichen Gedanken genossen, begriffen und, ich wünschte es mit **Daumer**, enthusiastisch gepflegt wird.

Es ist eine Probe mit unserm Jahrhundert. Soll es den Negativen, den Zeloten und den unwahren und unschönen Frevlern, den liederlichen Sophisten, gelingen, die schönen Gedichte des 14. Jahrhunderts noch im 19. in den Staub zu ziehn? Demüthigend genug für die geistesstolzen Deutschen ist ein so frühes Vorbild, noch demüthigender für die fortschrittsstolzen Historiker ist dieser glänzende Stern der Vorzeit, der mit vernichtenden Strahlen in unsre albernen Discussionen und Reformen hineinscheint. Nicht nur die Griechen, auch noch die Perser sollten uns beschämen. Doch noch einmal, auch Geistesgenossen wird **Hafis** unter uns finden. Lassen wir endlich den Göttlichen selber reden! Er singt:

Enthalte dich der Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirst du nur im Rausch empfahn;
Denn daß der Unberauschte nicht
Ganz finster sei, das ist ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels sei, das ist ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und spat
Lies in der Schönheit Alcoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentisch sei, das ist ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergötiere;
Doch was du liebst, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienst
Und Ketzerei, das ist ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor seinem Stern!
Und o, wie ist es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe sei, das ist ein Wahn.

An seine Geliebte.

Als einst von deiner Schöne,
O meine süße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die **nun** erst erhellten
Sich breitete — geboren
Ward eine neue Gottheit;
Die Liebe ward der Herzen
Gewaltige Königin.

Und über den Himmel schwang sie
Den flammensprühenden Zepter
Mit ihrer stolzen Hand;
Allein die Engel standen
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unentbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;
Sie flog zur Erde nieder,
Zu **fühlender Menschen Herzen**
Die Fittige gewandt.
Seit jenem Tage sprühen,
Seit jenem Tage glühen
Die Flammen ihres Zepters
Durch alles ird'sche Land.

Und noch eins! sie verdienen alle zehnmal abgeschrieben und hundertmal nachgesungen zu werden:

Fern sei die Ros' und ihre Pracht!
Ein Rosenmündchen ist genug;
Fern sei der Bund mit Glück und Macht!
Ein Kosebündchen ist genug.

Ach, schicke mich nach Eden nicht
Aus deiner Kammer, süßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu sündigen
Ein trautes Stündchen, ist genug.

Mir wurde kein erhabner Geist,
Den großer Dinge Fund beglückt;
Doch find' ich einer Schenke Thür',
O dieses Fündchen ist genug.

Zu ewig ist die Ewigkeit
Für meine schwache Phantasie;
An einer warmen Wogebrust
Ein Wonnestündchen ist genug.

Aus welchem Grunde bin ich hier?
Sei's ohne weitern, sei es nur,
Zu küssen deiner Füße Staub!
Denn dieses Gründchen ist genug.

Ich sage nichts mehr über **Hafis** und seinen genialen Uebersetzer — Uebersetzer? Wird ein Mensch, der Form und Sinn versteht, **Daumers** Widerdichtung des **Hafis**, anders

als mit dem vollsten Genusse originaler Poesie lesen? — Ich setze nichts weiter hinzu. Für Sie, mein Freund, und für viele Kenner des Schönen ist ein Einziges Gedicht von diesen dreien genug, um von ganzem Herzen für die Nachtigall von Schiras und für ihre ergreifenden Widerklänge in unsern Hainen — Partei zu ergreifen. Ist es nicht so? Hier hören auch Sie auf Kritiker zu sein, Sie werden mit mir Enthusiast. Oder sollen wir uns dieser Bewegung schämen, weil irgend ein vertrocknetes Gehirn so weise ist, weder kalt noch warm, weder Royalist noch Republikaner, weder religiös noch irreligiös, weder Fisch noch Fleisch, sondern nur ein Fuhrmann fremder Entschiedenheiten aus China, Amerika und Frankreich zu sein? Ich dächte, nein! Wir entscheiden uns selber.

2) Neue Poesien von Emil Mecklenburg.

Dieser Dichter hat mich bestochen. Er widmet mir seine Poesieen, er ermahnt mich, nach Hause zu gehn. Ich bin gegangen; und dann prophezeiht er uns aus unserer Hafisischen Freiheit nicht ein gleiches Loos, wie den Persern, sondern alle Güter, die wir nur wünschen. Sind die Deutschen so gelehrig wie ich, dann wird er Recht haben.

Wahrlich, der Himmel der Kunst und des geisterbeschwörenden Wissens
Glänzet mit Sonnen geziert, herrlich, in leuchtender Pracht,
Ueber dem wolkenbedeckten, gewitterbedroheten Deutschland:
Fürchten die Wolken wir nicht, teinken wir freudig das Licht.
Strebenden Fluges durchziehet, mit mächtigem Fittige, Deutschlands
Genius heute die Luft seiner germanischen Welt.
Heil ihm, welchem gespannten und freudigen Blickes wir folgen,
Harrend des herrschenden Winks seiner gebietenden Hand.

Sie wissen, verehrter Freund, auch ich halte viel darauf, daß seit Lessings Zeiten eine große Zahl glänzender Sterne unser Volk erleuchten; ja, es scheint mir fast als hätten Sie in Ihrem Programm nur geradezu sagen können, Sie wollten mit Einem Wort

Die Erbschaft des glorreichen achtzehnten Jahrhunderts in Poesie und Philosophie vertheidigen und Ihre Partei sei die Partei der Lessing, Kant, Fichte, Schiller, Hegel und Göthe.

Die Devise dieser Herren des Humanismus schrieben Sie auf die Fahne der neuen Philosophie. Ich lege mir auch Ihr Programm so zurecht, und nun ich auch in diesen Gedichten es wiederfinde, so bestechen sie mich auch damit. Hören Sie nur folgendes Sonett:

Glück der Freiheit.

In meinem Geiste liegt an einer Stelle
Ein schönes Heiligthum voll Glück und Friede:
Als ob die Nacht hier aus dem Leben schiede
Erfüllt es immer eine lichte Helle.

Das Schaukeln nicht der leichtbewegten Welle,
Der Wohlklang nicht in meinem schönsten Liede,
Und ob es siegreich jeden Vorwurf miede,
Malt meines innern Glückes reine Quelle.

Hier hat der Geist gewaltig, ungeheuer
Das Unkraut alter Saaten ganz vernichtet
Mit einem großen allgewalt'gen Feuer.

Hätt' er das wüste Chaos nicht gelichtet,
Mir wäre nichts auf Erden werth und theuer,
Und nie vielleicht hätt' ich ein Lied gedichtet.

Und das Lied

An die Glocke.

Wozu soll das todte Erz
Uns Lebend'gen nützen?
Heilet nimmer Gram und Schmerz,
Kann uns nimmer schützen.

Eine Glocke weiß ich wol
Die das ganze Leben
Urgebildlich, wundervoll
Kann in Tönen geben.

All der Menschheit Wahn und Leid
Hat sie stets besungen,
Alles Werdende der Zeit
Kommt aus ihren Lungen.

Eine große Sünderin
Ist sie, werd't ihr sagen:
Sünde her und Sünde hin,
Nur Verzagte klagen.

Daß mein Liebchen ihr nicht höhnt,
Meines Lebens Blüthe:
Ihres Mundes Glocke tönt
Liebe nur und Güte.

Manchmal möcht' ich schier vergehn
Vor dem holden Klange:
Dann muß Glöckchen stille stehn,
Und ich küss' es lange.

Hierzu vergleichen Sie noch die Naturpredigt, worin der Zephir die ganze Welt in Bewegung setzt und dann Lerche und Nachtigall auffordert:

Meine holden Sänger, singt ein Lied
Dem alten Manne, der hier verschied,
Herrn Aberglauben, ein klein Duett
Nicht allzulang, aber doch recht nett.

Lerche.

Im Nestchen tief sitzt Frauchen mein
So heimlich und verborgen,
Das Nestchen ist so eng und klein,
Umgeben ganz von Soegen;
Doch, engt es ein mein volles Herz,
So streb' ich auf zum Lichte,
Vertreibe singend allen Schmerz
Mit Liedern, die ich dichte.

Nachtigall.

Ich bin des Menschen Herz, hinaus
In Sturm und Drang getrieben,
Seit von der Erde Haß und Graus
Vertrieb das süße Lieben;
Von Liebe und von Sorge schwer
Such heimlich ich den Schatten:
Nicht ohne Schmerz kann Liebe mehr
Sich mit dem Leben gatten.

Lerche.

Verfälscht durch Trug und Aberwitz
Ist Liebe rings und Leben:
Hinauf, hinauf, wo hellen Blitz
Des Geistes Mächte weben!
Der Freiheit Herold steig ich hoch,
Weit von der Menschen Rotte,
Ein bloßer Klang dem Sklaven noch,
Dem thiergewordnen Gotte.

Nachtigall.

Nicht wohnlich ist dein Element,
Unendlich, wie Gedanken,
Läßt ungeheilt, was peinlich brennt,
Im Herzen tief, dem kranken.
Es findet keine andre Wahl,
Als seine eignen Triebe,
Und alle seine Angst und Qual
Heilt nur die Qual der Liebe.

Ist es nicht hübsch, Kopf und Herz so zu verkörpern und zu individualisiren?

Es versteht sich, daß die Freiheitsgedichte nicht fehlen. An seine Landsleute, die Mecklenburger, wendet der Dichter sich mit einem eignen Cyclus.

Zuletzt giebt er eine Rhapsodie in Hexametern: „Der Pfarrer Johannes und der Tugendbund," ganz in der Farbe jener Zeit gehalten. Das tragische Ende des Pfarrers läßt der idyllische Eingang kaum vermuthen, obgleich die Kriegsnoth selbst diesen Eingang bildet. Nach und nach treten blutige Conflicte ein. Die Bauern haben einzelne Franzosen todtgeschlagen. Endlich wird der Pfarrer bei einer patriotischen Predigt ergriffen und erschossen.

Dies Lied möchte die alten Helden jener Zeit, die noch übrig sind, mit dem Schüler der freien Gegenwart versöhnen; es ist ganz im Geiste der alten Zeit gehalten, obgleich es leicht möglich gewesen wäre, gerade in jener Gegend Kantische Kühnheiten und Schillersche Bildung herbeizuziehen.

So viel wollt' ich Ihnen von der Lectüre dieser beiden poetischen Erscheinungen mittheilen. Und, noch einmal, Sie verzeihen mir also meine unbedingte Parteinahme? Denn muß es mir nicht gefallen, daß diese Poeten so singen, wie sie thun? Sie verzeihen mirs, denn Sie begreifen es.

Was aber wird das Publikum thun? O, ich bin der letzte, der ihm Böses nachsagt; denn wer sich mit ihm zu thun macht, wird sich am wenigsten täuschen, wenn er mit Aristoteles denkt: das Publikum ist klüger, als jeder von uns, denn wir sind nur ein Stück seiner ausgebreiteten reichen Weisheit. Wenn wir es erreichen, daß es uns bemerkt, wird es uns gewiß nicht ungerecht beurtheilen und, was das Schönste ist, für Alles Partei ergreifen, was Verdienstliches an uns, in diesem Falle, an unsern beiden Poeten, dem alten bewährten und dem kämpfenden neuen ist.

Mit Hochachtung und mit aufrichtiger, nicht weil, sondern obgleich Sie Censor sind der Ihrige.

Novitäten.

In unsern Tagen beginnt mehr und mehr die allgemeine Scheu, den menschlichen Körper und seinen wunderbaren Bau kennen zu lernen, die uns aus einer roheren Zeit überkommen ist, zu weichen. Man kann sich eines Lächelns nicht enthalten, wenn man die dürftigen Schlußkapitel selbst tüchtiger naturhistorischer Werke ansieht, wo von dem Homo sapiens Linn. gewöhnlich nichts anders vermeldet wird, als daß er sich in der That vom Affen unterscheidet und daß er in fünf Rassen getheilt wird. Es giebt aber auch heute noch Menschen, die höchstens einem Arzte anatomische Kenntnisse zu verzeihen geneigt sind, und die es für ein sehr ungehöriges Beginnen halten, die Lehre vom Bau des menschlichen Körpers unter die Unterrichtsgegenstände für die Jugend aufzunehmen. Kann es aber wohl einen würdigeren Gegenstand der Betrachtung geben, liegt uns in der ganzen Natur irgend einer näher, ist irgend einer geeigneter, Geist und Gemüth der Jugend zugleich zu bilden, als der Menschenleib selbst, den der Apostel Paulus so schön einen „Tempel Gottes" nennt? Wie anziehend ist der wunderbare Bau des Auges, wie kunstvoll die Bildung unsrer Hand, über die uns erst kürzlich Carus ein geistreiches Buch geschenkt hat! — Ein Buch von Dr. P. Theuerle: „Das Wissenswürdigste vom Menschen. In zwei Abtheilungen für die reifere Jugend und das Volk bearbeitet." Mannheim, Hoff. 1846. 8. 247 S. erstrebt auf tüchtige Weise den löblichen Zweck, Jugend und Volk in dieses so lange vernachlässigte Feld einzuführen. Absicht und Leistung sind des größten Lobes würdig. Der Verfasser ist seines Stoffes durchaus mächtig, und giebt ihn in einer klaren, ansprechenden Darstellung wieder, indem er Anatomisches und Physiologisches sehr geschickt verknüpft. Ein zweiter Abschnitt behandelt den Menschen in geistiger Beziehung, aus dem eine vortreffliche Darstellung der sogenannten Geisteskrankheiten, über die so viele unklare Vorstellungen verbreitet sind, besonders hervorzuheben ist.
G. P.

Der Zwiefache, der äußre und der innre Mensch. Als zweiter Theil der Schrift: „Meine Lehre von der persönlichen Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode." Von Friedrich Groos. Mannheim, Hoff. 1846. 8. 52 S.

Ein fast achtzigjähriger frommer Greis, für den der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode eine Gewißheit ist, nimmt aus einer scherzhaften Unterhaltung im Kreise seiner Familie Gelegenheit, in dieser kleinen Schrift über das „Wie" dieser Fortdauer einigen „schüchternen Vermuthungen" Raum zu geben. Er geht in diesen gemüthlichen Träumereien von der Voraussetzung der „der Physiologie nicht mehr ganz unzugänglichen" Existenz eines zweiten unmittelbaren Organs der Seele (des Paulinischen unverweslichen Leibes, des corpusculum der älteren Theologen) aus, und kommt endlich zu der Annahme, daß dieses von der Seele untrennbare Organ vermöge seiner „lichtstoffigen Natur" seinen künftigen Wohnsitz im Abendstern haben könne, dessen Stoff durch die Sonnennähe lichterer Art sei, als unsre Erde. So bestehe ja auch unser verweslicher Leib aus dem Stoffe unsres Planeten; eine Annahme, die, nebenbei gesagt, sehr unrichtig, und nur unter vielen Beschränkungen wissenschaftlich zu gestatten ist.
G. P.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. 1847. Nr. 10. Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Johannes Huß vor dem Concilium in Costnitz.

(Schluß.)

Dieser Hauptstreiter könnte wohl der Cardinal D'Ailly, Erzbischof von Cambrai sein, welcher auch des Pabstes vornehmster Widersacher war. Er hatte schon früher gegen die Unabänderlichkeit der auf der Kirchenversammlung zu Pisa (25. März bis 7. August 1409) getroffenen Verfügungen, auf welchen des Pabsts Johann Erhaltung beruhete, manches geäußert und rückte hier in Costnitz unverholen mit der Ansicht heraus: um die abscheuliche Dreieinigkeit von Päbsten zu beseitigen, wodurch die göttliche Dreieinigkeit beschimpft werde, müsse man alles was in Pisa beschlossen sei, als ungeschehen betrachten und zu dem alten Wege zurückkehren, nämlich die drei Päbste zu freiwilliger Entsagung bewegen. Die Kenntnisse und Reden und Maaßregeln dieses Cardinals, sein scharfer Charakter und sein Einfluß auf das Concil trugen viel dazu bei den Pabst vom Throne zu stürzen. Er hatte auch in mehreren Schriften die Ungültigkeit ungerechter päbstlicher Bannsprüche und die Verpflichtung gelehrt, ihnen so lang ungehorsam zu sein bis man an die Kirche appelliren könne. Und doch war er es auch wieder, der gegen Huß (welcher ja diese Lehre des Cardinals praktisch ausgeübt) am heftigsten eiferte, am lautesten sprach. Er war es, der in der Versammlung am 8. Juni mit Huß lang disputirte und dann den König, welcher mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem Burggrafen von Nürnberg in einer Fenstervertiefung plauderte (die Herren hatten das Concilium und die Pfaffen und diese theologischen Zänkereien schon so übersatt!) — herbeirief, damit er die von Huß gesprochenen Frevelworte selber hören möge! — Und von ihm ward am Schlusse dieser Versammlung Huß also angeredet als ob er nun der schwersten Verbrechen vollständig überwiesen wäre. — Nachdem Huß weggeführt war, nahm der König mit Heftigkeit das Wort und rief: „Ja, er sei der schwersten Verbrechen durch gültige Zeugnisse überwiesen und selber geständig!" — (Huß aber hatte gegen alle Behauptungen des Concils protestirt und die ihm zugemuthete Abschwörung von Irrthümern wiederholt abgelehnt: er sei sich keines Irrthums bewußt! man solle ihn erst überzeugen!) — — Und wenn er nicht widerrufe, setzte der König hinzu — müsse er verbrannt werden!" Der König war eine hohle Trompete; er gab die Töne wieder heraus, welche die Priester in ihn hineinbliesen. Mit diesen Worten des Königs stand das Urtheil schon fertig. Es war hauptsächlich das Werk dieses Cardinals d'Ailly. Lessing hat ihn (wenn er es sein soll) vortrefflich gefaßt. Dies Gesicht ist ganz Energie, Cardinalshochmuth, hierarchische Gewaltsamkeit, unversöhnlicher Priesterzorn gegen jeden Andersdenkenden. — Neben ihm (der letzte Cardinal in der Reihe) — ein ganz verschiedener Charakter. Blitzendes Auge, geistreiches Gesicht. Er horcht hoch auf, denkt ernsthaft nach, fühlt sich vom Wort des Redners tief innig getroffen; aber eine andre eben so lebhafte Stimme in seinem Innern ruft: Ja gegen das Pabstthum hast Du Recht. Du sprichst nur das nämliche aus, was wir selbst auch schon gesagt haben. Dir aber können wir das nicht einräumen was nur uns erlaubt ist. Wir setzen der päbstlichen Gewaltherrschaft unsre Macht der Aristokratie entgegen. Du aber bist ein Feind der Hierarchie, Du lästerst unsre Kirche, Deine Zwecke sind nicht die unsrigen — gemeinschaftliche Sache können und wollen wir mit Dir nicht machen. Du bist nur ein Plebejer, ein unberufener, uns unbequemer Rebell. Du mußt doch aus dem Wege! In's Feuer mit Dir!

Hinter diesen Cardinälen steht hoch aufgerichtet ein stattlicher Ritter. Er blickt den Reformator ernst und theilnehmend an. In seinem, wie auch in Hussens eigenem Gesicht ist der slavische Charakter unverkennbar ausgeprägt. Zwischen beiden Männern waltet nationelle und geistige Verwandtschaft. Dieser Ritter, meine ich, müsse Johann von Chlum sein, der vornehmste jener böhmischen Geleitsherren und ein aufrichtiger Verehrer des Reformators, zu welchem er sich — jedoch in viel innigerem und länger dauerndem Verhältniß — eben so stellte, wie hundert Jahre später der alte tapfre Freundsberg mit seinem: „Münchlein, Münchlein, Du gehst einen schweren Gang!" zu Doctor Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521. — Dieser Johann von Chlum protestirte aufs eifrigste gegen Hussens Verhaftung, forderte den König auf, sein Geleit in Ehren zu halten, und prophezeihete aus solchem Bruch der öffentlichen Treue die schlimmsten Folgen.

„Wir bitten Ew. Majestät, die öffentliche Treue nicht so verletzen zu lassen — es möchte für Euch und für ganz Böhmen großes Unheil daraus entstehen. Gott ist unser Zeuge, daß es uns sehr schmerzen würde, müßten wir erfahren, daß sich etwas zu Ew. Majestät Schande begäbe, geschweige daß Ihr selbst Euch mit solcher Schande beflecken solltet. Diese Sache dient andern zum bösen Bei-

spiel, so daß hienach Jedermann die öffentliche Treue und Ew. Majestät Geleit verletzen und verachten wird."

König Siegmund aber war eigensinnig und einfältig. Das pflegt denn oft bei einander zu sein. Beschränkte Menschen sehen die Folgen ihres Unverstandes nicht ein, weder die nächsten noch die entfernteren, und wenn man sie auch zehnmal mit der Nase darauf stößt. Sollte einem Fürsten nicht vor anderen Menschen der Begriff sonnenhell sein, daß er sein Wort halten, daß er auf seinem Schilde den Flecken eines nicht gelö löseten Versprechens nicht dulden dürfe? — daß er ja keine Treue von anderen fordern könne, wenn er nicht mit gutem Beispiele vorangehe? — König Siegmund wollte das nicht einsehen; mußte es aber doch lernen; die Gräuel der Hussitenkriege brachen über das Land herein, vergifteten ihm sein ganzes Leben, brachten Unheil und Verschwörung in sein eigenes Haus. Johann von Chlum hat nicht gedrohet, sondern nur vorausgesagt, was kommen mußte. Aber wie selten ist ein Fürst so klug, daß er Wahrheit vertrüge, und den, der sie zu ihm spricht, für seinen Freund hielte! —

In der dritten Versammlung am 7. Juni warf der Cardinal d'Ailly dem Huß vor: er behaupte freiwillig nach Costnitz gekommen zu sein, und ohne seinen freien Entschluß würde weder der böhmische noch der römische König noch das Concil ihn an diese Stelle gebracht haben. Da stand der Herr von Chlum auf und sagte stolz gegen den hochmüthigen Cardinal: „Daran hat der Huß ganz wahr gesprochen! ich bin noch keiner der mächtigsten Herren in Böhmen; aber doch getraue ich mir ihn auf meinen Schlössern länger als ein Jahr gegen die ganze Welt zu beschützen! Wie vielmehr erst die anderen Herren!" —

Als nach der vierten (vorletzten) Versammlung Huß noch von Deputationen der Conciliensglieder zur Abschwörung seiner Lehre und zum Widerruf ermahnt wurde, sprach Johann von Chlum zu ihm: „Lieber Magister Johannes, ich bin nur ein ungelehrter Mann, und habe Dir einem Gelehrten nicht viel zu rathen. Doch bitte ich Dich, wenn Du Dir eines Irrthums bewußt bist, scheue Dich nicht Deine Meinung nach dem Willen des Concils zu ändern. Wenn das aber nicht der Fall, so will ich Dir auch nicht rathen gegen Dein Gewissen zu thun — ertrage dann lieber jeden Tod, als daß Du einmal erkannte Wahrheit verrathest!" Huß antwortete: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich widerrufen und meinen Irrthum eingestehen will, sobald mich das Concilium mit Gründen überzeugt und belehrt. So aber kann ich nicht, will nicht und darf nicht!"

Ja, Johannes Huß war ein sehr tapfrer fester Mann, ein Held viel großartiger und höher, als so mancher, der im Harnisch einherstolzirte, und im Schlachtgewühl sich seiner Haut wehrt. — Als er im October 1414 von Prag gen Costnitz zog, schrieb er an seine Freunde einen Brief, die Ueberzeugung aussprechend, daß er nicht wiederkehren, sondern eines schmählichen Todes verfahren werde, den er aber für die Wahrheit, für seine redliche Ueberzeugung leiden müsse und wolle.

„Verbleibet in der Wahrheit, die ich gelehrt habe! ich erwarte zwar in Costnitz von meinen vielen und mächtigen Feinden, deren mehr sein werden als Christus selbst gehabt hat, viel falsches Zeugniß wider mich, baue aber auf den Beistand Gottes, daß ich ihnen nicht allein hinlänglich widerstehen, sondern auch mit fröhlichem Gemüth Verfolgung, Gefängniß und nach dem Beispiele des Erlösers einen schmählichen Tod werde leiden können. Es ist unmöglich, daß der zu Grunde gehe, der an Gott glaubt und in seiner Wahrheit bleibt. Nur bittet Gott, daß er mich durch seinen Geist darin befestige und selbst meinen Tod befördere, wenn er zu seiner Ehre gereichen sollte. Meine Rückkehr wünsche ich selbst nur unter der Bedingung, daß sie ohne Verletzung meines Gewissens geschehe, und daß ich immer mehr lerne die Lehre des Antichrists zu vertilgen und meinen Brüdern ein Beispiel der Nachahmung zu hinterlassen."

So sagte die prophetische Stimme ihm sein Schicksal richtig voraus. Die drohende Gestalt desselben und der ihm schon entgegenwehende Schein des flackernden Scheiterhaufens konnte ihn nicht zurückschrecken. Er schritt hinein und starb in der flammenden Glorie.

Neben dem stolzen ritterlichen Chlum steht ein kleinerer Mann mit weißem Haar und einem Gesicht ganz Biederkeit und Wohlwollen — vielleicht Wenzel von Duba — hinter ihm blickt noch einer herein; es mag etwa der dritte Geleitsherr Heinrich von Laczenbok sein. — Wie scharf stechen gegen sie die Mienen der umher stehenden Priester ab! Welchen Reichthum von Charakterschattirungen, welche Masse von Ideen hat Lessing in diesen Köpfen entwickelt! Er thut, ein reicher Mann, seine Schatzkammer auf, voll geistiger, scharfer, tiefsinniger Betrachtungen — lebendig, originell, keck, absonderlich treten sie uns entgegen, lauter wahrhaft so vorhandene, wirklich lebende, sprechende, handelnde Menschen und zugleich die Träger der allgemeinen Gedanken, welche die damalige Welt bewegten, welche in unsrer Gegenwart fortwirken, in unsre Zukunft hinauswachsen und weben. — — Alle im Guten wie im Bösen sind meisterhaft körperlich dargestellt — Vernunft, Schlauheit, Männerstolz, Priesterhochmuth, Eigensinn, Wohlwollen, Vertrauen, Aerger, Gleichgültigkeit, Haß und Zorn, ja Dummheit und armseligste Beschränkung — — es fehlt keine Sprosse in der ganzen Leiter der wunderbar durch einander klingenden Töne aus menschlich aufgewühlten, leidenschaftlich erregten Seelen — aber alles in wohlthätiger Harmonie, kein zerreißender Schrei, nichts Kleinliches, nichts was auch nur von weitem an das Gemeine hinstreifte. — Es ist eben ein Bild, das gar nicht anders gemacht sein könnte! — sagen wir — es lebt! —

Von der abermaligen und abermaligen Betrachtung dieses edeln unsrer deutschen Kunst zur wahrhaft großen Ehrenzierde gereichenden Werkes hingerissen, bin ich über die beabsichtigte Beantwortung unsrer beiden Fragen, nach dem Termine und den Personen des Bildes, hinausgegangen. Ob ich in der

Lösung dieser Aufgabe geirrt habe, lasse ich dahin gestellt sein. — Daß Lessing das erste Verhör zum Gegenstande seines Bildes gewählt habe, bleibt mir aus den angeführten Gründen so lange ausgemacht, bis ich eines andern belehrt werde. Dann will ich gern bekennen und widerrufen. — Diese Wahl verdient unsern Beifall noch aus dem besondern Grunde, daß er uns den Anblick des Königs Siegmund erspart hat. Abgesehen davon, wie er den König doch nicht allein hätte hereinbringen können, sondern ihn mit jenen andern Fürsten und Gefolge umgeben müssen, wodurch ein überbuntes Gedränge entstanden wäre — so macht doch auch dieser an Edelmuth, Gesinnung und Klugheit so gänzlich baare Fürst eine gar zu elende Figur in den Gruppen des Concils, wo er bewußtlos das Werkzeug der Priester, das Spottbild seiner eigenen Rathlosigkeit war, wo er die Schmach seines Treubruchs und den Schimpf seiner Ohnmacht in kindisch herausstaffirtem königlichem Pompe vor der Welt zur Schau trug — wie ein unverständiger Knabe, welcher mit der ihm an der Schulthür aufgesetzten buntgemalten Eselskappe vor dem gaffenden Marktvolk prahlt und sich aufbläht, als wäre es ein Ehrenschmuck.

Die Geschichte — der unbestechliche späte Richter aller derer, welche sich so groß dünken und oft so winzig klein sind, erzählt aus dem letzten Verhör, welches dem Urtheilspruch über Huß und seiner Entkleidung von der Priesterwürde voranging, folgende merkwürdige Scene. — Auf die Anklage, daß er den Bann des Pabstes verachtet und während desselben Messe gelesen habe, gab Huß zur Antwort: „Ich habe den Bann für unrechtmäßig gehalten und deswegen an den Pabst appellirt, auch Bevollmächtigte nach Rom zu meiner Rechtfertigung geschickt, die aber nichts als die größten Mißhandlungen erfahren; dennoch bin ich selbst auf diesem Concilium frei und ungezwungen im Vertrauen auf das mir gegebene Wort der hier anwesenden Majestät: daß ich vor jeder Gewaltthat sicher sein solle — erschienen, um meine Unschuld zu bezeugen und jedem, der es begehrt, Rechenschaft von meiner Lehre zu geben."

Indem er bei diesen Worten seine Augen starr auf den König Siegmund richtete, erröthete dieser über und über, so daß sein mit der Farbe der Beschämung übergossenes Gesicht sprach, wie er sich von dieser Wahrheit scharf getroffen fühle. — Doch aber drang auch diese letzte Stimme in sein armes hohles Gemüth nicht kräftig genug hinein um ihn aufzurütteln, daß er vor dieser Versammlung der Fürsten, der Kirche und des Volks seine eigene Ehre rette, und wie ein andrer ehrlicher Mann sein gegebenes Wort, sein königliches Wort halte. — Wenn er so schlecht handeln wollte, als er wirklich that, so hätte er doch nicht so dumm sein sollen, sich einer so öffentlichen schmachvollen Anklage auszusetzen. Glaubte er etwa, Huß, der den Tod nicht fürchtete, würde sich scheuen, ihm seine Ehrlosigkeit vorzurücken? — Die jämmerliche knabenhafte Eitelkeit, bei diesem Vorgang in seinem königlichen Ornat zu stolziren, hatte ihn ganz wirr und dunkel gemacht. Und so — vor seinen Augen, während er, ein ohnmächtiger Popanz mit Krone und Szepter auf den Thron paradirte, ließ er geschehen, daß Huß von den Priestern als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, daß er in seine Priestergewänder gekleidet, derselben nachher Stück für Stück wieder entkleidet, ihm das Haar abgeschnitten (sie zankten noch unter einander, ob er kahl rasirt oder ihm nur die Tonsur durch Wegschneiden des übrigen Haars mit der Scheere vertilgt werden müsse — er rief dem König zu: siehe, diese hier können über die Art mich zu verspotten nicht einig werden!) — und er im Namen des Concils aus dem Tempel Gottes verstoßen, dem weltlichen Arm hingeliefert, seine Seele aber dem Teufel zugewiesen wurde. — Hierauf öffnete nun der König, welcher bis jetzt in seiner Nichtigkeit ganz steif und stumm da gesessen hatte, endlich den Mund, sprechend die ihm aufgegebene Rolle in den eines Gerichtschergen würdigen Worten zum Pfalzgrafen: „Da Wir der sein, der das weltlich Schwert innen hat, lieber Ohm, so nehmet ihn an, statt Unser, und thut ihm als einem Ketzer!" — Der Pfalzgraf als Schirmvogt des Concils übernahm nun das unfürstliche unwürdige Amt, auf Befehl der Cardinäle und Priester die Verbrennung des unschuldigen verrathenen Mannes, diese öffentliche schändliche Mordthat, zu vollziehen. — Nie haben deutsche Fürsten sich elender betragen. Man sieht wie sie trotz ihres Hochmuths von ihrer Würde gar keinen Begriff hatten. Man sieht wie in den schwachen Händen solcher Menschen Deutschland dahin geführt wurde, wohin es mit ihm gekommen ist. —

Ein solcher König, von Hause aus ein Tyrann, und doch zugleich ein Knecht der ihm an Klugheit und Charakter weit überlegenen Kirchenfürsten, hätte einen in jeder Hinsicht grellen unharmonischen Ton in das Bild gebracht. Lessing hat sehr wohl gethan, ihn daraus wegzulassen.

Ich glaube die Verehrung und den Dank, welche dem großen genialen Schöpfer dieses Kunstwerkes gebühren, nicht besser als durch folgende Schlußbetrachtung aussprechen zu können.

Was hat das Concilium gefruchtet und genützt, auf dem sie diesen Märtyrer der Freiheit und Wahrheit verbrannten? — Was weiß die Nachwelt noch von allen den Fürsten, Päbsten, Cardinälen, Priestern, Doctoren und Junkern, die um den Scheiterhaufen her standen und jenes kreuzige! kreuzige! wiederholten, das vor achtzehnhundert Jahren in die Sterbestunde jenes noch Größeren hineingeschrien wurde, der auch für Freiheit und Wahrheit gestorben ist, und der heute noch wieder gekreuzigt würde, wenn er wie damals öffentlich leben und öffentlich lehren wollte? — Was ist von ihnen übrig geblieben? — Nichts! — Man muß ihre verschollenen unwürdigen Namen aus den Geschichtsbüchern zusammensuchen. — Nur dem großen Meister Lessing verdanken sie es, wenn jemand heute nach ihnen fragt. Der hat durch seinen Zauberstab selbst ihre todten Larven wieder ins Leben gerufen und beseelt. — Aber im Schein der Flammen, die den Reformator verzehren und verklären, sehen wir seine Gestalt unverwüstlich im Glanz des Heldentodes über die Jahrhunderte zu uns herüberblicken, und seine von Henkers Hand in den Rhein gestäubte Asche ward der

Samen der Reformation, welche aus diesem Concilium aufgegangen und groß gewachsen ist, und heutigen Tages ihre neuen Zweige und Sprossen in den Himmel ausbreitet. Das haben jene Päbste und Cardinäle mit ihrem Eifern und Wüthen, das haben die Könige und Fürsten mit ihren blinden Gewaltthätigkeiten zu Stande gebracht. — Das ist die große Lehre, welche nun Lessings großes Bild uns prediget.

Im Jahre 1360 trat Wiclef in Oxford mit seinem ersten Angriff gegen das Pabstthum auf.

Im Jahr 1415 ward Huß ermordet.

Im Jahr 1517 schlug Luther seine 95 Theses gegen Tetzels Ablaßkram an dem Dom zu Wittenberg an.

Im Sommer 1844 erlebten wir die Wallfahrten zum heiligen Rock in Trier.

Im Herbst desselben Jahres geschah der Abfall der Gemeinde Schneidemühl vom Pabstthum.

Am 1. Oct. 1844 schrieb der katholische Priester Johannes Ronge seinen Brief an den Bischof Arnoldi in Trier.

Lieben Freunde, wir sind noch mitten in der Reformation und es sind noch viele Wolken zu zertheilen, auf daß der gewaltsam verdunkelte Himmel über uns, zum Theil in uns gewaltsam verdunkelt, wieder hell werde. Aber — dem Licht kannst du nicht befehlen: es soll nicht scheinen! — Auslöschen kannst du es, wenn du Macht hast. Aber keine Macht der Welt, nicht der mächtigste gewaltigste eisernste Tyrann kann machen, daß es nicht geleuchtet habe, daß es nicht, wenn auch ausgeblasen, in den Augen fortleuchte, die es einmal angestrahlt hat. — So leuchtet und brennt auch Hussens Scheiterhaufen noch immer fort — seine Flamme erwärmt unsre Herzen und lebt in unsern Augen — Ein heiliges Feuer! Lessing hat die heilige Flamme mit geistigem belebendem Hauch aufs Neue angefacht. — Ehre darum und Lob dem tapfern Streiter für Freiheit und Wahrheit! — Das ist das Element, worin der Name Lessing schon vor vielen Jahren groß geworden ist, worin er sich jetzt unsterblich groß bewährt. —

L. Starklof.

Novitäten.

Zum Andenken an Dr. Johann Stieglitz, königl. hannov. Obermedicinalrath und Leibarzt. Von Dr. K. F. H. Marx, Hofrath und Professor in Göttingen. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung 1846. 172 S. gr. 8.

Die vorliegenden Blätter sind keine umfassende oder auch nur in zusammenhängenden Umrissen gezeichnete Biographie, sondern enthalten in der Hauptsache nur Auszüge aus Stieglitzens Briefen an den Verf., chronologisch geordnet und mit den nöthigen, meist den Inhalt der Correspondenz erläuternden Zwischenbemerkungen versehen. — Mittheilungen durch welche Herr Marx einem hochverehrten Freunde ein Denkmal setzen und Materialien zu einer künftigen erschöpfenderen Schilderung geben will. Das Leben und Wirken des Helden unseres Verfs. ist einfach, aber trotz seiner Einfachheit nicht unbedeutend. Johann Stieglitz, am 10. März 1767 zu Arolsen geboren, fing nachdem er auf der Schule zu Gotha und auf der Universität zu Göttingen seine Studien gemacht hatte, ums Jahr 1790 zu Hannover zu practiciren an, wurde hier im Laufe der Zeit der gesuchteste, beliebteste, gefeierteste Arzt, und starb allgemein betrauert am 31. Oct. 1840. Außer dieser Anerkennung, die er als Praktiker erlangte, erwarb er sich fast noch ausgezeichnetere Verdienste als Kritiker und selbständiger Schriftsteller. So aphoristisch nun auch im Ganzen die hier gegebenen Mittheilungen ihrer Natur nach sein müssen, so liefern sie doch sehr interessante Beiträge über Lebensereignisse, Charaktereigenthümlichkeit, Lebensgewohnheiten, über den wissenschaftlichen Standpunct, die praktische Thätigkeit und die schriftstellerischen Leistungen Stieglitzens. Namentlich enthalten die einen Zeitraum von 17 Jahren umfassenden zum Theil sehr ausführlichen Briefe vielfach beachtenswerthe Erörterungen über ärztliche Materien, scharfsinnige Ansichten über neue Erfahrungen zur Anwendung neu empfohlener Heilmittel in der Medicin, treffende Urtheile über medicinische alte und neue Literatur, Rathschläge die medicinische Praxis betreffend u. s. w. Ein Anhang gibt noch vier werthvolle Recensionen Stieglitzens über Ebell's Bleiglasur als die Quelle vieler Krankheiten, Hartmann Theoria morbi s. Pathologia generalis (Ackermann Institutiones therapiae generalis und Heckers Handbuch der allgemeinen Heilkunde) und zwei Briefe Heim's von Stieglitz.

Gleich günstig, wie der Graf Raczinski in seinem Werke „Les arts en Portugal" (vgl. S. 204) über die Portugiesen sich ausspricht urtheilt auch Herr William Kingston, Verfasser der so eben in deutscher Uebersetzung von M. B. Lindau erschienenen Reisebeschreibung. Auch er schildert die Portugiesen ungleich liebenswürdiger und wohlhabender, als man gewöhnlich annimmt, rühmt ihre große Gutmüthigkeit und Artigkeit und erkennt mit Lob an, daß namentlich in den höheren Klassen eine Feinheit und sittliche Grazie des Benehmens sich finde, dergleichen man bei andern Völkern vergeblich suche. Auch Sitten und Eigenthümlichkeiten der niedrigen Volksklassen finden seinen Beifall und er tadelt hier nur, daß an die Stelle der Gläubigkeit in dem Gemüthe des gemeinen Mannes in neuerer Zeit der Unglaube Platz gegriffen habe, ohne daß deßhalb der Aberglaube verschwunden sei. Merkwürdige Mittheilungen gibt er in dieser Hinsicht namentlich über die Vorstellungen des portugiesischen Volkes von der Geisterwelt und über ihren Glauben an Vorzeichen, gute und böse Tage u. s. w., der noch ganz heidnisch zu sein scheint.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. 1847. Nr. 11. Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Reisen im Norden.

Von

Wilhelm Danzel.

1) Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1846.

2) Baltische Briefe. Zwei Theile. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1846.

1) Die Reisewerke des Herrn Kohl haben so viel Beifall gefunden, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, einmal ernstlich zu untersuchen, worauf sich derselbe gründet und in wiefern sie ihn verdienen.

Diejenigen Reisebeschreibungen, welche zur Lectüre für das größere Publikum bestimmt sind, können im Allgemeinen für nichts andres angesehen werden, als für Darstellungen von Reisen, wie sie dieses Publikum selbst macht. Dieses aber reiset zur Erholung, wozu das Reisen allerdings ganz besonders geeignet ist, denn wenn die Erholung daraus hervorgeht, daß man sich von dem strengen Geschäfts- oder Gedankengange losspannt und eine beliebige Reihe von Vorstellungen in zufälliger Folge an sich vorübergehen läßt, so muß dieß wohl auf der Reise, besonders in unbekannten Gegenden am leichtesten zu erreichen sein, wo man sich in Bezug auf die Gegenstände und Vorfälle, die einem begegnen, durchaus passiv verhält. Auf diese Weise enthalten nun die gewöhnlichen Touristenreisebeschreibungen selbst nichts andres als eine solche lockere Folge von allerlei Dingen, die dann noch dazu — denn bei der Erholung ist es gerade nicht um ein tiefes Eingehen zu thun — auf ziemlich oberflächliche Weise aufgefaßt sind — womit denn natürlich aller Subjectivität Thür und Thor geöffnet ist; man darf kühnlich behaupten, daß die gewöhnlichen Touristenreisebeschreibungen die liederlichste Art von Schriftstellerei sind, die es giebt.

In der That mochte das lesende Publikum dieß fühlen, und dieser Lectüre nach und nach satt geworden sein. Auch hatte es Reisebücher in die Hände bekommen, welche ganz andre Ansprüche zu befriedigen wissen, nämlich solche, worin auf ganz objective, wissenschaftliche Schilderung der Gegenstände ausgegangen wird, z. B. die Humboldtschen, und so war das Bedürfniß in ihm erwacht, auch diejenigen Darstellungen, welche zunächst zu seinem Gebrauche bestimmt waren, objectiver und inhaltsvoller gehalten zu sehen.

Dieses Bedürfniß befriedigt Herr Kohl auf eine gewisse Weise, indem er sich in der That ernsthaft auf die Dinge einläßt, sich vorläufig auf seine Reisen wissenschaftlich vorbereitet, und die Zustände des zu bereisenden Landes studirt, und dann im Lande selbst aus den nur in ihm zu eröffnenden Quellen, z. B. nach persönlicher Bekanntschaft mit Männern, die sich der Erforschung seiner Geschichte, der Bearbeitung seiner Statistik, oder der Erörterung gewisser bestimmter Localfragen widmen, über die Verhältnisse desselben Bericht erstattet.

Allein damit hat er dann eine Aufgabe übernommen, der er nicht gewachsen ist.

Jene wissenschaftlichen Reisenden, deren Schriften ihm vorleuchten mochten, haben immer nur ein bestimmtes Fach vor Augen. Daß Humboldt das ganze Gebiet der Naturwissenschaften umfaßt, ist schon ein außerordentlicher Fall — andre reisen nur auf Zoologie oder Mineralogie insbesondere — und wenn derselbe überdieß zugleich ein politisches und diplomatisches Interesse hat und von dem Zustande von Neuspanien eine klassische Darstellung zu geben weiß, so wird darin Jedermann ein Zeichen sehen, daß wir an ihm einen der am reichsten begabten Geister unserer Nation zu verehren haben. Herr Kohl aber müßte nach dem Plane seines Buches noch weit vielseitiger begabt sein, denn er bespricht schlechterdings alle Seiten der von ihm bereisten Länder — und so ist es leicht einzusehen, daß sich seine Bücher in manchen Beziehungen ganz ungenügend erweisen müssen.

Wirklich fehlt es ihm in manchen Dingen, die er gleichwohl mit derselben Zuversicht, wie alles Uebrige, bespricht, an den nothwendigen Vorkenntnissen und an erforderlicher Vorbildung — er ist also gar nicht im Besitze der Gesichtspunkte, auf die es bei ihrer Auffassung und Beurtheilung ankommt, und folglich muß sich seine Besprechung derselben als ein kenntnißloses Gerede darstellen.

Referent ist, da er sich natürlich ebenso wenig, und vielleicht noch weniger als Herr Kohl, für einen Alleswisser auszugeben berechtigt ist, nur in Bezug auf zwei Punkte im Stande, das gefällte Urtheil mit Beispielen aus dem vorliegenden Buche zu belegen.

Der erste Punkt ist die Kunst. Herr Kohl bespricht, wie jeder Reisende, die Kunstsammlungen, die er auf seinem Wege antrifft, und erzählt von ihnen; aber an einer tieferen ästhetischen Bildung fehlt es ihm durchaus. Oder wie soll man über

Phrasen urtheilen, wie die folgende: „Man hätte mir damals dort auf der Terrasse vor dem Forsthause im Freien die schönsten Poussins, die besten Ruysdaels vorsetzen können, ich hätte sie keines Anblicks gewürdigt. Wäre ich ein ausgezeichneter Landschaftsmaler gewesen, so hätte ich einen Mühlstein an meinen Pinsel und meine Palette gebunden" — welcher Kraftaufwand! — „und hätte beide im Meere versenkt. Wenn ich mich der schönen Natur selber gegenüberstellte, so begriff ich nie, wie die Maler noch die Kühnheit haben können, zu malen. Die Armen müssen wirklich in freier Natur unendliche Qualen dulden. Ihre Produkte sind nur verhältnißmäßig schön, im Verhältniß zu dem Einen malt der Eine vortrefflich und der Andere noch vortrefflicher. Und wenn man sagt: Es ist ein wundervolles Gemälde, so meint man, nur viel wundervoller als das vieler andrer Maler. Gegen die Natur ist es Alles nicht als Kleckserei. Sollte ich es einmal versuchen, einen Ruysdael oder einen Poussin mit in den Wald oder auf einen Berggipfel hinauszunehmen, meine Begeisterung würde sofort für ihn schwinden und ich würde ihn bei Seite legen. Sehr wohlbedacht hängt man daher auch die Gemälde nur zwischen steinernen Mauern in den Städten auf, wo man nichts von der Natur sieht. Nur in ummauerten Sälen sind die Gemälde erträglich." (I. S. 333.) Der Verfasser steht also auf dem Standpunkte der ganz gemeinen Nachahmungstheorie — es versteht sich von selbst, daß damit über alle seine Kunsturtheile im Voraus der Stab gebrochen ist.

Nun könnte dann freilich Jemand antworten, dergleichen werde auch Niemand von ihm erwarten — es müsse genügen, wenn er nur über die in einem Lande vorhandenen Werke einen gründlichen Bericht abzustatten wisse. Aber gerade daran fehlt es ihm fast noch mehr. Obgleich er nachgerade fast Alles gesehen hat, was es in Europa von bedeutenden Kunstwerken giebt, so muß er sich doch um den gegenwärtigen Stand der Kunstgeschichte niemals bekümmert haben. Namentlich bei seiner Beschreibung von Gebäuden erfahren wir durchaus nicht das, worauf es bei ihnen ankommt. Er spricht viel von einigen alten Kathedralen in Skandinavien, in Ripen, Viborg, Odense, Ringstedt, Roeskilde, Lund, aber wir erfahren durchaus nichts von ihrem kunsthistorischen Charakter — der Verfasser hält es nicht einmal der Mühe werth, anzuführen, ob sie im Rundbogen- oder Spitzbogenstil gebaut. Ja was er über sie sagt, ist zum Theil offenbar falsch. Es seien, heißt es B. I. S. 415, jene alten Kirchen alle am Ende des 11. oder am Anfange des 12. Jahrhunderts gebaut. Und doch nennt er einige von ihnen gothisch, und leitet es aus dem Backsteinbau ab, daß sie nicht die reiche Ausschmückung des Kölner Doms, der Antwerpner Kathedrale u. dgl. haben. Es ist ihm also völlig unbekannt, daß der gothische, oder wie man ihn jetzt nennt, der germanische Baustil sich überhaupt erst im 13. Jahrhundert entwickelt, und daß, was im 11. gebaut ist, einem ganz andern Stile, dem romanischen angehört, von dem sich jener total unterscheidet. Mit welchem Auge mag nun dieser Mann die mittelalterlichen Gebäude in ganz Europa angesehen haben — was für Zeug mag er namentlich über England vorbringen — wir haben seine Reise in England nicht gelesen — wo dieselben so wichtig sind! Seine völlige Unkenntniß der neuern Gesichtspunkte zeigt er bei der Kirche in Lund. Von dieser heißt es wörtlich wie folgt: „Sie ist im altgothischen oder byzantinischen Stil gebaut und erinnert mich im Ganzen sehr an die Kathedrale von Durham im nördlichen England, die mit ihr ungefähr auf demselben Breitengrade steht, obgleich allerdings dieses englische Bauwerk sie sowohl in seiner äußeren Erscheinung und namentlich in seiner imponirenden Situation auf hohem Felsen, als auch in der Zierlichkeit seines innern Baues, so wie auch in der Größe und Höhe der Wölbungen übertrifft. Ueberhaupt erkennt man, wenn man beide Kirchen im Detail mit einander vergleicht, recht genau, wie verschieden das, was man altgothischen, normannischen oder byzantinischen Baustil nennt, sich in jedem Lande entwickelt hat. In den englischen Kirchen aus der sogenannten normannischen Zeit findet man eine Menge Dinge, die man in andern byzantinischen Kirchen, welche nicht auf brittischem Boden stehen, gar nicht wiederfindet. Man sollte eigentlich immer von dem englischen oder schwedischen oder dänischen Baustil während der sogenannten byzantinischen Zeit, oder während der Zeit der Renaissance, reden." (B. II. S. 405.) Hat man jemals ein solches Geschwätz gehört!

Ganz ähnlich verfährt Herr Kohl, wo er auf das Verhältniß der verschiedenen germanischen Sprachen kommt. Er muß von dem, was man jetzt historische Grammatik der deutschen Sprache nennt, und was allein über diese Dinge Aufschluß geben kann, niemals etwas gehört haben. So findet er, das Schwedische sei dem Deutschen ähnlicher, als das Dänische, denn der Weg heiße auf Schwedisch Wäg, auf Dänisch Wei, das Wetter auf Schwedisch Wedder, auf Dänisch Weir. Als ob nicht diese Lautvertauschungen auf urdeutschen Sprachgesetzen beruhten und alle beide gleich deutsch wären — oder meint der Verfasser, daß unsre neuhochdeutsche Sprache selbst etwas andres ist, als eine einzelne von den Formen, die das urdeutsche Sprachelement im Laufe der Zeit angenommen? „Es wäre interessant, sagt der Verfasser B. II. S. 387, wenn ein Kenner einmal so recht deutlich zeigen wollte, in welcher Beziehung das Schwedische dem Deutschen ähnlicher ist als das Dänische, und in welcher Beziehung wieder das Dänische; wie das Dänische sich im Ganzen nach Bau und Construction so ganz nach dem Deutschen gebildet hat; wie es namentlich eine Menge neuer Wörter ganz nach deutscher Weise componirt und eine Menge deutscher Ausdrücke aufgenommen und doch dabei noch viel Eigenes sich erhalten hat, und wie mit Einem Worte alle diese Sprachen in einander und zu einander hinübertragen und wie sie doch auch wieder und in welchen Richtungen aus einander streben." O ja — so recht deutlich — für Leute, die zu dergleichen Untersuchungen gar keine Vorkenntnisse mitbringen! Wir erinnern uns aus einer andern neueren Schrift des Verfassers eines ferneren Beweises, wie sehr dieß bei ihm der Fall

ist. Er ist der Ansicht, das Englische sei mit keinem deutschen Dialekt so verwandt, als mit der friesischen Sprache. Und das will er damit beweisen, daß er eine Anzahl Sprachweisen in der einen Sprache auch in der andern nachweist! Als ob daraus ein Beweis hergenommen werden könnte — es käme ja dabei auf ein Abzählen hinaus, wo sich etwa das Meiste wiederfinden möchte! Auch könnte ja bei Volksstämmen, die gar nichts mit einander zu thun haben, ein und derselbe urgermanische Sprachgebrauch zufällig erhalten worden sein. Das einzige, was hier entscheiden könnte, wäre dieses, daß eben dieselben Gesetze, welche die Bildung der friesischen Sprache als eines besonderen Zweiges vom deutschen Sprachstamme constituiren, auch den germanischen Elementen der englischen Sprache zu Grunde lägen.

Non omnia possumus omnes! wird vielleicht Herr Kohl erwidern. Aber diese Entschuldigung reicht für ihn nicht aus. Denn warum stellt er sich eine Aufgabe, zu deren Lösung es erforderlich sein würde, daß er in allen Sätteln gerecht wäre?

Auch hat die Sache noch ein weiteres Bedenken. Es giebt viele Partieen in diesem Buche, über deren Werth Ref. durchaus nicht zu urtheilen vermag. Aber er muß gestehen, daß er Bedenken tragen würde, auf die in ihnen enthaltenen Angaben irgend eine Behauptung zu gründen. Denn wer steht uns dafür, daß der Verfasser in diesen Gebieten sachverständiger ist, als in den andern? Es giebt ein Sprichwort über absichtliche Unwahrheit, das man hier auf die unabsichtliche anwenden möchte. Wenn irgend eine einzelne Ungenauigkeit das Vertrauen zu einem Gelehrten schwächt, nicht, als ob an diesem besondern Gegenstande so viel gelegen wäre, sondern weil man daraus ersieht, daß er einer solchen überhaupt fähig ist, was soll man fernerhin von einem Schriftsteller halten, der im Stande ist, von Dingen zu reden, von denen er gar nichts versteht, und der also — denn das liegt unmittelbar darin — es überhaupt an den erforderlichen Vorstudien und dem Umblicke auf das bereits Geleistete hat fehlen lassen?

Und so müssen wir denn am Ende die Behauptung aufstellen, daß dem Herrn Kohl jener Vorzug selbst, daß dem Publikum in seinen Büchern ein objectiveres Interesse zugemuthet wird, als dasjenige, welches die gewöhnlichen Touristen befriedigen können, zum schwersten Vorwurfe ausschlägt — denn es zeigt sich nun, daß hier, zum Theil wenigstens, nur scheinbar eine kräftigere Speise geboten werde, und daß seine Betrachtungen, welche der Wissenschaft angehören, ohne den Ernst derselben dem Publikum auf eine oberflächliche Weise zum Amüsement preisgegeben werden!

Die Oberflächlichkeit der Betrachtungsweise, welcher sich Herr Kohl hingiebt, äußert sich noch auf eine andre Art, die heutigen Tages am wenigsten mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Da er sich auf die Dinge überhaupt nicht tief einläßt, und die Widersprüche, welche sie etwa enthalten möchten, entweder nicht bemerkt, oder aufzulösen nicht versucht, so muß er nothwendig bei der ungeheuren Menge von Gegenständen und Gesichtspunkten, die ihm auf seinen vielen Reisen durch den Kopf gegangen sind, zu einer gewissen Blasirtheit gekommen sein. Nicht, als ob diese sich darin zeigte, daß er für das Neue, das ihm vorkommt, so durchaus kein Interesse zu fassen wüßte, daß er sich lieber gar nicht mit demselben abgäbe: hiervon kann bei ihm gar nicht die Rede sein; es ist ihm angeboren, immer Neues in sich aufzunehmen, und wir glauben prophezeihen zu dürfen, daß er, auch wenn er das Alter des Eremiten von Gauting erreichen sollte, noch reisen und Reisen schreiben wird; aber er faßt kein tiefes Interesse an den Dingen, er sieht sie weder mit entschiedenem Gefallen noch mit entschiedenem Mißfallen an, sie sind ihm gleich von vorn herein historisch; wenn er lobt, so kommt immer „von der andern Seite" wieder ein wenig Tadel hinzu — und tadelt er, so wird man noch viel gewisser ein begütigendes Lob angehängt finden, das nur allzuoft danach aussieht, als verbiete es ihm sein Gewissen, von seinen gütigen Wirthen übel zu reden, oder als fürchtete er, bei künftigen Reisen von der Nachrede gehindert zu sein, man habe sich vor ihm in Acht zu nehmen — was freilich für einen Mann, der nicht nur lebt um zu reisen, sondern, wenn man aus seiner großen schriftstellerischen Productivität schließen darf, auch reist um zu leben, ein böser Zufall wäre. Mit einem Worte, das Endurtheil des Herrn Kohl über alle Dinge, die ihm begegnen, lautet, wie beim lieben Gott — „Siehe, es ist in seiner Art Alles gut." Das ist nun aber doch, wenigstens in Bezug auf menschliche Dinge, bekanntlich nicht wahr. Ganz besonders gilt dieß für den Streit der Nationalitäten, welcher gegenwärtig überall entbrannt ist, und die Unterdrückung der einen durch die andere, welche hier und da stattfindet, und vieler Orten versucht wird. Man kann sich denken, daß Herr Kohl in dieser Reise in Dänemark und den Herzogthümern auch auf den dänisch-deutschen Sprachstreit kommen muß. Und da giebt er nun allerdings gar manche Notizen, welche wir Andern, die wir uns nicht ex professo mit der Sache beschäftigen, dankbar entgegennehmen mögen. Die Männer von Fach werden wohl andere Quellen haben, um sich über diese Punkte zu unterrichten. Namentlich constatirt er das Factum, daß die deutsche Sprache in unaufhörlicher Ausbreitung nach Norden hin begriffen ist. Wir dürfen die interessanten Thatsachen, die hier angeführt werden, nicht ausschreiben. Allein wenn es ihn nun anwandelt, sich selbst für die deutsche Sache zu interessiren, so betrachtet er dieß als eine Schwachheit. Er hatte irgendwo eine Gesellschaft Deutsche gefunden, die gleichwohl keineswegs behaupteten, daß die unter den Deutschen allgemein herrschenden Ansichten alle in jeder Beziehung die einzig richtigen seien, und gern zugaben, daß auch die Dänen in vielen Stücken, wenn man sich nur in ihren Gesichtspunkt versetzte, ganz recht hätten. „Eine leise Stimme, sagt er uns, fing in mir an, gegen sie zu eifern, sie für kalte Patrioten und schlechte Deutsche auszugeben. Ich ließ diese Stimme eine Zeit lang in mir gewähren und wunderte mich darüber, in mir, der ich mir eingebildet hatte, kos-

mopolitisch und unparteiisch zu fühlen, so etwas laut werden zu hören. Wie tief steckt doch nicht in unsrer Natur die Sympathie, welche wir für die Genossen unseres Volks empfinden! Es ist in uns Allen etwas von dem Sinne der Kinder Israels, und ich glaube, selbst der größte Philosoph kommt wohl schwerlich ganz aus dem Bande der Vorurtheile oder der Sympathieen heraus, welche ihm von Jugend auf als Mitglied dieser oder jener Nation ankleben. Was ist wohl schöner und herrlicher, was ist lobenswerther und erhabener, sprach ich zu mir, als ein gerechter und aufrichtiger Mann, der alle Menschen auf gleiche Weise liebend, nichts als die Wahrheit sucht, der vom Urtheil der Menge und der Zeit sich nicht hinreißen läßt, und sich auf einen höhern Standpunkt schwingend und seine Nationalgefühle in sich selbst bekämpfend sich ein eignes, von seinen und seiner Mitbürger Leidenschaften unabhängiges Urtheil bildet, und dieß kühn und ohne Furcht ausspricht. Und doch suchst du, den alle diese Sachen nur entfernt angehen, nun auch mit diesen Unparteilichen zu hadern. Wie mag es ihnen erst bei denen ergehen, die wirklich lebhaft Partei ergreifen? — Ich muß gestehen, daß die nationale Parteiung der Dänen gegen die hiesigen Deutschen und die Parteiung der Deutschen gegen die Dänen im Ganzen so groß ist, und daß die Meinungen und Ansichten auf beiden Seiten sich so gerade zuwiderlaufen, daß für ächte Unparteiische in der Mitte äußerst wenig Platz bleibt." B. I. S. 146. Und an einer andern Stelle bemerkt er, das sei nun einmal so hergebracht, daß die Grenznachbarn mit einander haderten, das habe er in der ganzen Welt so gefunden, und darauf laufe es nun am Ende auch hier hinaus. Und doch ist das Alles nicht viel mehr als leeres Gerede. Mag dergleichen überall vorkommen — wohl — aber folgt daraus, daß solcher Hader ein leerer ist? Muß nicht, wenn zwei mit einander streiten, der Eine nothwendig Recht haben, wenn auch vielleicht nur in dieser oder jener Beziehung? Und was soll nun also die Unparteilichkeit dabei? Darf ich auch nur unparteiisch sein, wenn ich sehe, daß meinem Nächsten Unrecht geschieht? Es ist ein ganz falscher Gegensatz, wenn Herr Kohl dieser Unparteilichkeit die Leidenschaft, das nationale Vorurtheil entgegensetzt. Davon ist hier gar nicht die Rede — wer möchte eine solche mit Absicht hegen und pflegen! — sondern gerade je mehr man über das nationale Vorurtheil erhaben ist, je klarer man überhaupt denkt, um so entschiedener wird man hier auf die Seite der Deutschen treten müssen. Nicht weil die Schleswig-Holsteiner Deutsche sind, sollen sie von uns Deutschen à tout prix in irgend einer thörichten Schrulle unterstützt werden, sondern weil sie Recht haben in ihren Forderungen, als Deutsche zu gelten, sollen wir Deutsche sie, wie wir das sonst in unserer kosmopolitischen Unparteilichkeit, d. h. philisterhaften Altklugheit, zu thun geneigt gewesen wären, bloß nicht im Stiche lassen. Andrerseits verhilft denn freilich Herrn Kohl diese Scheu, sich an den Dingen zu betheiligen, gelegentlich einmal zu einem besonnenen Urtheil, das nicht zu übersehen ist. So z. B. wenn er B. I. S. 212 es für irrthümlich erklärt, daß man alle irgendwo Eingewanderten, die aber die Sache ihres neuen Vaterlandes gegen das alte verfechten, gleich von vorn herein für Renegaten im schlimmsten Sinne, für Schurken hält, und wenn er dann den Eifer, den sie freilich zu zeigen pflegen, psychologisch ableitet. „Es ist bei dem Fremden, sagt er, der sich ein neues Vaterland gewählt, ein sehr natürliches Gefühl, das ihn bewegt, für dieses neue Land in die Schranken zu treten. Erstens interessirt ihn dasselbe mehr, eben als etwas Fremdes und Neues. Er fängt daher an zu forschen und zu fragen, wo der indolentere Einheimische sich als bei etwas Alltäglichem ganz gleichgültig zeigt. Was man zu erforschen und kennen zu lernen strebt, gewinnt man dann leicht lieb und nimmt Partei dafür, und es liegt dann sehr nahe, daß man die eigenen Landsleute, welche als Entferntwohnende oft sehr unrichtig urtheilen, eines Bessern zu belehren wünscht. Man sieht, wie das Land und die Leute, dem man sich anschloß, von den eigenen Landsleuten so viel Unglimpf und ungerechte Beurtheilung erfahren mußten, man wünscht vielleicht, dieses Unrecht wieder gut zu machen, und wirft sich zum Ritter der fremden Nationalität auf. Allerdings wünscht man auch, bei den neuen Landsleuten, bei denen man nun alles das zu erringen hofft, was man im eignen Vaterlande nicht erringen konnte, seine Fremdheit vergessen zu machen, und zeigt sich daher patriotischer und passionirter als sie selbst, um seinen guten Willen an den Tag zu legen." Oder mit einem Worte, es ist in solchem Kampfe für einen Feind des Vaterlandes nicht das Negative, wie man gemeiniglich annimmt, die Verunglimpfung des letztern, sondern das Positive, die Vertretung des ersteren das Ursprüngliche, aus welchem sich jene Verunglimpfung nur eben gelegentlich ergiebt — und dieser ganze psychologische Hergang mag denn freilich besonders oft bei Deutschen vorkommen, welche vor Andern dazu geneigt zu sein pflegen, sich von einem vorwaltend theoretischen Interesse leiten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Novitäten.

Vorfragen zu einer allgemeinen christlichen Glaubens- und Kirchenlehre von Körner, Vorsteher der Deutsch-katholischen Gemeinde zu Elberfeld. Elberfeld 1846.

Der Verf. giebt seiner Schrift selbst eine für das gegenwärtige religiöse Bewußtsein der Deutsch-Katholiken mehr praktische als theoretische Bedeutung. Mit der unsystematischen Behandlung des Gegenstandes geht zugleich eine Unbestimmtheit im Ausdrucke Hand in Hand, welche die prägnante Schärfe und formelle Entschiedenheit vermissen läßt, die gerade für praktische Effecte erforderlich ist. 3.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 12.** Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Moderne Sophisten.

(Fortsetzung.)

b. Das Individuum oder das natürliche Thierreich.
„Das Verstandesthum oder das Individuum."

Die Sophistik muß über den Egoismus des Einzigen hinausgehen, wenn sie sich von dem durchgehenden Widerspruche desselben, dem der formellen Allgemeinheit und bestimmten Einzelnheit befreien will, die Philosophie löst diesen Widerspruch dialektisch, indem sie die Momente der Unbestimmtheit und der Bestimmtheit, des formellen Selbstes und der Individualität aufhebt zur wirklich freien, sittlichen Selbstbestimmung. Der sophistische Trieb ist überhaupt gegen das Moment des Allgemeinen, Ideellen, Wesentlichen gekehrt, er sucht nicht nach einer Vermittlung des Allgemeinen und Einzelnen, vielmehr sucht er das erstere durch das letztere zu vernichten, d. h. er geht auf eine abstracte Befreiung des Einzelnen von aller Idealität aus. Der Fortschritt der Sophistik gegen Stirner innerhalb ihres gemeinsamen Principes wird daher darin bestehen, daß sie den Gedanken der Einzigkeit aufgiebt und das aller Idealität entblößte Individuum zum Princip macht, an die Stelle der unverschämten Willkür tritt der unverschämte Trieb, an die Stelle des geistigen Thierreiches das natürliche Thierreich. Stirner versuchte aus der Welt der Gedanken den Schritt in „das Unsagbare" zu thun, aber er blieb in der „Einzigkeit" stecken und nannte seinen Standpunkt „Max Stirner"; diesen Schritt in das Gebiet des Unsagbaren thut „das Individuum" wirklich, das Individuum ist anonym geworden. — Auch das Individuum hat denselben confusen Sparren wie der Einzige: in das alte romantische Land zu reiten und aus den labyrinthischen Gängen der Geschichte sich selbst als deren verborgenes Kleinod an das Licht der Welt zu ziehen, das Individuum will ebenso wie der Einzige die Consequenz der Geschichte sein; die Geschichte ist der Lebenslauf des Geistes, die Hegelsche Philosophie seine höchste Erscheinung, die Kritik der mißlungene Versuch seiner Vernichtung, das Individuum seine lebendige Grabschrift. „Das Individuum nimmt die höchsten Sphären des vergeistigten, verhimmelten, vergöttlichten Geistes in sich zurück und trägt damit den Geist als solchen zu Grabe."

Der Lebenslauf des Geistes endet mit dem absoluten Geiste d. h. mit „einer Gespenstergeschichte," die gemüthliche Einheit des Geistes mit der Natur. — Die Kunstreligion des Alterthums geht im Christenthume unter — „dem Wunder des Geistes", die erste Erscheinung des christlichen Principes ist die äußerliche, katholische Synthese des Göttlichen und Menschlichen, eine Aeußerlichkeit, die der Protestantismus zur innerlichen Einheit mit Gott aufhebt. „Die protestantische Philosophie ist das freie Denken, die enthüllte Philosophie, Gedankensystem, Phantasiespiel, Dichtung, Glaube, Dogmatik, Mythologie." Der Culminationspunkt derselben ist die Hegelsche Philosophie. „Hegel ist die Alleinherrschaft des Denkens, die Beichte der Philosophie, die Buße des Christen, — sie ist das Grablied der Philosophie und zugleich ihr höchstes Hosianna!" Die Kritik ist die erste Kriegserklärung gegen den Geist, „die Aufhebung des Geistes durch ihn selbst."

„Die orthodoxe Kritik" von Strauß und Bauer erreicht in dem letztern die Höhe des freien Selbstbewußtseins und führt damit aus dem Gebiete der Religion in das der Sittlichkeit, aus der orthodoxen Kritik in „die sittliche Kritik" über. Diese macht in Feuerbach den Begriff des Menschen zu ihrem Mittelpunkte, „Feuerbach hat an die Stelle der bisherigen Religion die Ethik gesetzt, dadurch Alles religiös gemacht, Alles versittlicht, das Christenthum selbst im Wesen des Christenthums reservirt." Die praktische Consequenz der sittlichen Kritik ist die Religion der Zukunft von Friedrich Feuerbach. „Friedrich Feuerbach ist die phantasieentkleidete, nackte, gebrauchte und verbrauchte „Jungfrau" Ludwig Feuerbachs — die Abendanschauung des Philisters, doch Ach nach Nichts!" „Die Feuerbachische Sittlichkeit ist die in eine Betschwester umgewandelte Hure des Geistes! — die Bornirtheit der Welt, die Sclaverei des Individuums."

Gegen die reine Kritik Bauers und den realen Humanismus Feuerbachs erhebt sich Max Stirner, aber als die Negation der Kritik ist Stirner selbst kritisch. „Der Einzige ist der erste Versuch, sich der Herrschaft des Geistes zu entringen, er ist der Geistigste der Geistigen, das Gespenst der Gespenster, der Besessene der Besessenen, der Heilige der Heiligen." — „Der Einzige ist von der Welt der Geister verzehrt, er stirbt an der Geisterwelt." — „Der Einzige ist Idealist, er träumt von einer Welt der Egoisten! Die Egoisten sind ebenso gut wie die Pantheisten und Communisten „Isten", d. h. eine phantastische Allgemeinheit."

Das Individuum hat Recht, aber ist das Individuum gescheidter? Wir wollen sehen!

„Die Dialektik und die Kritik ist individuenloser Proceß," die letztere verliert sich in die schlechte Unendlichkeit. Der Untergang beider ist die Auferstehung des Individuums. „Auf den Trümmern der physischen und psychischen Welt steht das Individuum!" Das Individuum vernichtet die physische Welt, die Natur, indem es aufhört, sie zu denken. Damit ist die Natur aus ihren Angeln gerissen, „es giebt keine Materie, Raum, Zeit, Causalbegriff, Gattung, Substanz, Gesetz, Zweck, Allverhältniß, es giebt in der Natur nichts als einzelne bestimmte Existenzen." —

„Das Individuum denkt die atomistischen, einzelnen Dinge nicht, sondern stiert, schaut, faßt sie an." — Mit den Gesetzen der physischen Welt vernichtet das Individuum zugleich die der psychischen. Der geistigen Flüssigkeit, welche die isolirten Atome identisch setzt und die Härte des Individuums in den allgemeinen Idealisirungsproceß der Sittlichkeit und der Bildung auflöst, setzt das Individuum in der brutalen Ataraxie seiner selbst einen absoluten Widerstand entgegen; die Welt des theoretischen und praktischen Geistes zersplittert an dem dickhäutigen Individuum, in dem der Schmetterlingsflug des Gedankens gelähmt und die Idealität des Geistes in der Ruhe eines Kirchhofes erstorben ist. „Der Geist ist das erbleichte, schattenlose Individuum, — die Geisterwelt ist die Welt der Liebe, die Auflösung des Einzellebens, der Mysticismus des Individuums, das Vaterunser des Geistes, der Beischlaf des Geistes beim Geiste." „Die Wahrheit ist die Liebe zum Allgemeinen, — der Priester der Wahrheit ist der indische Weise, der christliche Mönch, der Großinquisitor, der begeisterte Reformator, der Philosoph, der Kritiker, der Einzige." „Die Freiheit ist die göttliche Nothwendigkeit, die Substanz des Geistes, die Praxis der Theorie." Das Individuum schiert sich nicht um die Geschichte, um die Liebe, die Wahrheit, die Freiheit, es wird in der Wissenschaft „zu Tode gehetzt" und sieht in ihr, wie überhaupt in dem Geiste, nur seinen Mangel, „das ungeborene Individuum." Wie der theoretische Geist die Auflösung des Individuums, so ist der praktische, die Bildung, „die Carricatur alles Individuellen." „Die Bedingung der Bildung ist die Ascetik, die Bildung selbst fanatisch und ihre Symbole sind das Inquisitionstribunal und das Henkerschwert. Die Bildung will Lakaiennaturen! sie ist der außer sich gekommene Geist, die pure Verrücktheit." Rousseau negirte die Bildung, weil sie entmensche und entsittliche, das Individuum entzieht sich der Bildung, denn es kann nicht Fürstendiener sein!

Ihm gilt Bildung und Sittlichkeit dasselbe, sie sind ihm beide gleich indifferent, es wirft Alles durch einander: „Philosophie, Orthodoxie und Kritik gelten ihm gleich." „Es spielt in der Geisterrolle das komische Subject, — alle Geistergestalten sind ihm spaßhaft und ernst zugleich — das Individuum lacht — damit sind sie vernichtet, es dreht sich um — damit sind sie widerlegt, es läßt sie gehen — das ist das Ende ihres Bestehens." „Der Umgang des Individuums mit dem Geisterreiche ist: Ungeheure Heiterkeit!" „Das Individuum ist die Ironie auf die Geisterwelt — die Parodie aller Idealität, aller Sentimentalität, — es ist der absolute Herr dieser Welt. — Die Existenz des Individuums ist das Handeln in dieser Welt, seine Bestimmtheit und Bestimmungslosigkeit — sein Ueber Alles hinaus sein ist der Spott auf diese Welt und die Verspottung derselben."

„Das Individuum macht aus der physischen und psychischen Welt seine Prädicate, es hebt den Unterschied von Geist und Körper auf, es hat die Geschichte, die Welt der Geister, die Wissenschaft zur Voraussetzung, das Individuum hat den Geist, die Macht der Welt, in sich zurückgenommen und ihn nicht bloß in unzerreißbare Fesseln geschlagen, sondern geköpft." „Das Individuum sagt von sich: Namen nennen mich nicht. Es ist die vernichtete Idee, es hat kein Soll, keine Aufgabe, keine Mission, kein Pathos, keine Lehre, doch sein Auftreten ist der Fanatismus selbst, die wirkliche Opposition gegen Alles!! — Das Individuum ist weder Egoist noch Communist, weder Gattung noch Exemplar, weder atheistisch noch theistisch, es existirt für das Individuum weder Zufall, noch Nothwendigkeit, noch Möglichkeit, weder gut noch böse. Tugend und Laster sind ihm begrifflose Begriffe. Es ist nicht extrem, nicht Geist, nicht Sinnlichkeit, es ist zwecklos, eine incommensurable Größe. Das Geschöpf seines Kopfes ist die Wahrheit, seines Herzens die Liebe, das Thermometer seiner Lebenskraft der Wille. — Es ist das leuchtende Centrum in dem chaotischen Weben seiner Eigenschaften, — das Noli me tangere, die daseiende Volubilität — das Individuum liebt nicht, es ist nicht frei, es hat kein Recht, es ist der Zerstörer der Kunst, die Vernichtung des Menschen. Es negirt Alles, weil es selbst Alles ist, sein Spruch heißt: tel est notre plaisir. — Das Individuum ist unvergleichlich — ohne Beziehung auf Andere, es spiegelt sich überall, es beliebäugelt und poussirt nur sich, es ist Kritik, aber die einzige, eigene, individuelle Kritik. Das Individuum ist nicht zu fassen und nicht zu haben, es steht keine Rede und keinem Rede. „„Ich bin ich selbst allein."" — Damit schließt das Individuum seine erbaulichen Reflexionen.

Die Sophistik hat somit das rohe, brutale Individuum zum Nachfolger des Geistes ernannt, — der letzte verzweifelte Athemzug des sophistischen Denkens! Indem das Individuum sich sophistisch zu constituiren sucht, schlägt es sich eigentlich selbst hinter die Ohren, es kann als solches sich weder eine geschichtliche Consequenz beilegen, noch darf es sich als den negativen Punkt der physischen und psychischen Welt ansehen, in beiden Fällen giebt es sich eine objective Bedeutung und verfällt so in denselben lächerlichen Widerspruch, den wir schon oben bei Stirner gerügt, nur daß er in dieser Modification noch viel plumper und ungeschickter, als dort hervortritt. Die entsprechende Form für die Darstellung des Individuums ist einzig und allein die

sinnliche Brutalität der thierischen Selbstposition, das absolute Aufgehen in seine natürliche, individuelle Bestimmtheit, die entschiedene Bornirtheit, die jeder geistigen Erhebung eine unüberwindliche Schranke entgegenstellt. Wenn aber das Individuum sich als solches ausspricht, so ist die thierische Gattungsbeschränktheit offenbar in ihm zum Gattungsbewußtsein aufgehoben, wenn es sich in erbaulichen und ermüdenden Phrasen über seine eigene Auferstehung und Herrlichkeit ergeht, ist leider der letzte Funke des göttlichen Spiritus in ihm noch nicht erstorben. Was für ein schaaler Dogmatismus ist es, erst auf allen Punkten, wo noch der Flügelschlag des Geistes rauscht, die sophistischen Netze auszubreiten, die letzten Lebenszüge des Geistes höhnend zu belauschen und auf dem Grabe desselben lachend den Triumph des Individuums zu feiern. Der Geist ist nicht die Macht und das Wesen des Individuums, vielmehr ist das Individuum die Macht und das Wesen des Geistes; haben wir damit nur um eine Linie die „Welt der Gespenster" überschritten? Der Geist war eine gespenstische Illusion, weil er das Wesen der Dinge, die Idealität des Universums war, was ist das Individuum anders, wenn es das Wesen des Geistes, das auflösende, höhnische Schicksal der natürlichen und sittlichen Welt ist? Es ist ein Wesen, ein sophistisches Gedankending, eine Kategorie, eine Aufgabe geworden und — „sein Wesen zu realisiren, ist das Ziel armer Sünder" — sagt Max Stirner. Nun wohl! Der Einzige und der Anonyme müssen dann die ärmsten Sünder sein, denn sie laufen ihrem Schatten nach und sobald sie ihn greifen, ist er von neuem entwichen. Ich gratulire zu der Wanderschaft des ewigen Juden! — Was hilft dem Individuum nun seine Ataraxie, was hilft es ihm, „daß es nur sich beliebäugelt und poussirt?" Es ist doch fortwährend von sich als einem Wesen erfüllt und so über seine eigene Beschränktheit hinaus andächtig auf ein Anderes hingewiesen, so spricht es mit dogmatischer Andacht von seinem Auferstehungsmorgen, mit religiösem Zelotismus von seiner Weltvernichtung, mit überschwenglicher Emphase von seinem Incognito; es hilft ihm nichts, daß es sich dem Gedanken und seinen Mächten entzieht und zum Zeichen seiner Emancipation die Geschichte, die Philosophie, Hegel, Feuerbach, akademische Hefte und jede allgemeine Kategorie mit seinen Gänsefüßen tritt, schon das Factum einer objectiven Reproduction, schon das Vermögen, sich fremde Gedanken zu assimiliren, beweist hinlänglich, daß der Standpunkt des absoluten Individuums, der „einzigen, eigenen, individuellen Kritik" eine Dummheit ist. Das Individuum muß diesen Widerspruch erkennen, es hat mit seinen Gänsefüßen sich selbst zertreten, und sich nur das Dilemma übrig gelassen, entweder die stumme Raupe des Gedankens zu werden, oder in der Geisterwelt als Schauspieler aufzutreten, um in der Maske des komischen Subjectes das Fastnachtsspiel zu theilen und zugleich zu belachen. Das Individuum nimmt die Maske, es lacht! Auch der Einzige konnte in seinem Weltverkehre sich zuletzt nur ironisch genießen, „er mußte lächelnd das Schild auf den Leichnam seiner Gedanken werfen, lächelnd, wenn er geschlagen war, triumphiren." — Es war der Humor des Einzigen — der eigene Humor! Das Individuum beliebäugelt und poussirt nur sich, es ist in seinem Verkehre mit der Welt zugleich der Spott auf die Welt, in seiner Bestimmtheit zugleich die Bestimmungslosigkeit und in „ungeheurer Heiterkeit" „die Ironie auf die Geisterwelt, die Parodie aller Idealität." Es ist der Humor des Individuums, — der individuelle Humor! Der Egoist und das Individuum lachen! Ich denke, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Das Lachen ist ein Act, der schlechterdings nur dem Geiste möglich ist, nur das mit dem Wesen der Welt identische, nur das erfüllte, vernünftige Subject kann wirklich lachen, das Lachen ist die Auflösung des Egoismus und die Erschütterung des Individuums, in ihm habt ihr euch beide an die Geisterwelt unwiderruflich verrathen. Ihr könnt zuletzt den Geist und seine Macht nur loswerden, indem ihr ironisch mit ihr spielt — ein betrügerisches Spiel, das wider seinen Willen zugleich die tiefste Anerkennung des Geistes enthält. Der kühne egoistische Verbrecher ist ein zudringlicher Gauner geworden, der im eleganten Frack die Parodie auf alle Taschen, die Ironie auf alle Geldbeutel ist, und der noble Gauner endet als geheimer Spion, der die Ironie auf alle Schelme, die Parodie auf alle Spitzbuben darstellt. Ihr wollt die Welt lachend betrügen? Ihr seid betrogene Betrüger — und das ist der Humor davon! Euer ironischer Spott auf die Wahrheit beweist nur eure eigene vergebliche Centrifugalität, ihr bleibt doch auf sie bezogen, die sophistische Ironie ist an sich schon die Auflösung des sophistischen Principes überhaupt, sie wird mit einem Stoßseufzer und einem Philisterbekenntnisse enden. —

c. Die sophistische Ironie und ihr Resultat. — „Liebesbriefe ohne Liebe von Karl Bürger."

Die Dialektik des ironischen Principes ist bekannt. Es ist nur ein Schritt von dem Schooße der Lucinde in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Der ironische Selbstgenuß, gleichviel ob er die poetische Genialität, oder den Egoismus des Einzigen, oder die Brutalität des Individuums zu seinem Inhalte hat, ist in Wahrheit bereits die unfreie Sehnsucht nach einer abstracten Autorität, und das rohe, zufällige Subject, das sich in ihm auf die Mächte des Geistes bezieht, muß offenbar in diesen eine eben so rohe und unfreie Kritik seiner selbst erfahren: die Zucht des Gesetzes und das unerbittliche Maaß des Procrustesbettes. Dieser Proceß führt sich von selbst aus. Die ironische Selbstständigkeit des Subjectes, die sophistische Betonung seines atomen, particularen, egoistischen Seins ist doch nichts weiter, als die unendliche Schwäche, nicht zu der Idee und ihrer Wahrheit durchdringen zu können, diese Ohnmacht muß das Bekenntniß ihrer Nichtigkeit ablegen und ihren souveränen Rausch in dem Katzenjammer des abstracten Philisteriums ausschlafen. Man täusche sich nicht über die scheinbare Freigeisterei, mit der diese Sophisten dem Principe des Humanismus und der Sittlichkeit den Krieg erklären, noch weniger er-

schrecke man vor den Consequenzen dieses kühnen Libertinismus, es liegt ein entsetzlicher Aberglaube und eine kindische Furcht in seinem Hintergrunde: wer den Teufel an die Wand malt, der fürchtet sich vor dem Teufel. Lassen wir die Sophisten ihr Schicksal erfüllen. Max Stirner wird Präsident eines Mäßigkeitsvereins; das Individuum wird mit seinem erbaulichen Kanzeltone nächstens Bekehrungsversuche anstellen und die sophistische Liebe wird wie ein schlechter Roman enden: die Leutchen kriegen sich! — Es enthalten diese Liebesbriefe ohne Liebe, die auf der Basis der sophistischen Prosa Schlegels Lucinde parodiren, in ihrer Liebesdialektik eine Selbstkritik des sophistischen Principes, die mit dem Egoismus der Liebe anfängt und mit dem „Orden der Pantoffelbrüder" endet. Die Liebe als die gewaltige Identität, welche die Isolirtheit der Subjecte aufhebt und sich als ihre geistige Einheit verwirklicht, nimmt das sophistische Subject in sich zurück. Die sophistische Liebe ist eine scheinbare Liebe, in Wahrheit ist sie der egoistische Selbstgenuß, der über seine individuelle Schranke nicht hinausgeht, sie ist „Liebe ohne Liebe."

(Schluß folgt.)

Reisen im Norden.

(Schluß.)

2) Aller dieser Tadel trifft die baltischen Briefe nicht. Nicht als ob in ihr jene Viel- oder vielmehr Allseitigkeit, aus deren Abwesenheit das Fehlerhafte der Kohlschen hervorgeht, in der That angetroffen würde; sie macht vielmehr gerade gar keinen Anspruch auf eine solche, und fällt daher unter einen ganz andern Maßstab. Die Originale zu den hier gegebenen Briefen rühren nämlich von einer Dame her, einer Engländerin, die der höchsten Aristokratie anzugehören scheint, denn sie sitzt in Petersburg in einer Loge mit einer Gräfin, der der Kaiser die Hand küßt, und die der Sitte nach, zur Erwiederung einen Kuß auf die kaiserliche Wange drückt. Unsere Engländerin unternimmt die Reise, um eine Schwester, die an ein Mitglied des hohen Adels in Esthland verheirathet ist, zu besuchen, weßhalb sich auf die Schilderung dieser Provinz und besonders ihrer Hauptstadt Reval der größte Theil des Buches bezieht; doch hält sie sich sowohl auf der Hin- als auf der Rückreise in zwei aufeinanderfolgenden Saisons in Petersburg auf. Der deutsche Bearbeiter ist wahrscheinlich Niemand anders als der esthländische Schwager selbst; wenigstens finden sich in den Noten gewisse Angaben über den statistischen und politischen Zustand dieses Landes berichtigt. Wer in jener Gegend ein wenig zu Hause ist, muß die Persönlichkeiten sehr leicht bezeichnen können. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß wir es hier nicht mit der Uebersetzung eines gedruckten englischen Buches, sondern nur mit einer deutschen Bearbeitung englisch geschriebener Familienbriefe zu thun haben. So viel über die Persönlichkeit der Verfasserin und den allgemeinen Inhalt des Buches. Was nun seinen geistigen Charakter anbetrifft, der es von dem Kohlschen unterscheidet, so ist es für denselben vor allen Dingen bezeichnend, wie auch der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, daß die Verfasserin sich vielfach mit zeichnender Nachbildung der ihr begegnenden Gegenstände beschäftigt. „Die zeichnende Kunst," sagt er, „hat es mit dem Zuständlichen zu thun, — sie kann die höchsten Offenbarungen über den geistigen Werth oder Unwerth des von ihr Dargestellten gewähren, ohne daß ihr selbst auch nur ein dämmerndes Bewußtsein von demselben aufgegangen wäre; sie hängt lediglich an der Form, giebt nur diese wieder; sie treu und glücklich aufgefaßt, sie ebenso wiedergegeben zu haben, ist ihr höchstes Verdienst; der geistreichen Auffassung bleibt es überlassen, den Geist des Gelieferten zu deuten." Nun enthalte das Buch zwar sowohl Darstellung als Deutung, doch walte die erstere bei weitem vor. Namentlich sei, was über die politischen Verhältnisse gesagt werde, ungenügend. Das Alles müssen wir unterschreiben, wobei wir aber noch hinzuzufügen haben, daß der Umstand, daß die Schilderungen aus der Feder einerseits einer Frau — und zwar, wenn wir recht sehen, eines Mädchens von annoch jugendlichem Alter — andrerseits einer Engländerin herrühren, die Gegenstände zum Theil in ein äußerst interessantes Licht rückt, und wenn auch hier wie in allen englischen Büchern das edle Selbstgefühl, mit dem der Engländer bis in die Zollstätte des russischen Czaaren hinein die Welt als sein Eigenthum betrachtet, das Ganze durchzieht, so ist auf der andern Seite die Schilderung von der Hohlheit der russischen Gesellschaft, der Bildungslosigkeit der Frauen, der von der Kaiserin genährten allgemeinen unbegrenzten Genußsucht um so überzeugender, je weniger die Verfasserin von politischen Gesichtspunkten ausgeht, und sich persönlich über ihre Aufnahme zu beklagen hat. „Und mit den erloschenen Lustfeuern — so schließt die Verfasserin — dieser lustigsten und langweiligsten aller Capitalen muß auch die nüchterne Schreiberin dieser Zeilen Abschied nehmen, um eine aufrichtige Bewunderung für die inneren Elemente Rußlands sich zu bewahren, — das tiefste Interesse an seiner Wohlfahrt, — den höchsten Glauben an seine Bestimmung; aber auch die unerfreuliche Ueberzeugung, daß für den Augenblick Rußland das Land ist, wo der Unterrichtete seine Zeit verliert, dem Patrioten das Herz bricht, und nur der Schurke gedeiht."

Wilhelm Danzel

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. 1847. Nr. 13. Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Die Methode in den Anleitungsschriften.

Von

G. Pritzel.

Man kann nicht oft und bestimmt genug auf den Werth einer guten Methode in den Lehrbüchern, namentlich in den Naturwissenschaften, hinweisen. Dieß gilt in besonderem Grade noch von denen, deren Zweck Selbstbelehrung ohne Leitung eines Lehrers ist. In dieser Beziehung läßt sich aber von den deutschen Elementarwerken im Allgemeinen wenig Anerkennendes sagen, und trotz der Unmasse solcher Productionen geräth man oft in Verlegenheit, wenn man eins derselben empfehlen soll. Der Grund ihrer Untüchtigkeit liegt in dem Umstande, daß bei uns Männer, welche auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen, eine eigenthümliche Scheu (bisweilen aber auch ein gewisses Ungeschick) haben, den Kern der Wissenschaft in allgemein faßlicher Form den Gebildeten und Bildung Suchenden zugänglich zu machen. Wir haben entweder dickleibige polemisirende Compendien von Universitätsprofessoren, deren Paragraphen mit eigenthümlicher Kunst so zugerichtet sind, daß sie ohne den erläuternden Vortrag des Verfassers durchaus ungenießbar und unverständlich sind, oder noch häufiger Producte weit schlimmerer Art. Ich meine die Bücher jener Federfertigen, die lehrend auftretend wollen, ehe sie selbst etwas Tüchtiges gelernt haben, und die durch eine fade Compilation halbverstandner Lehren nothwendigerweise nur falsche und unklare Begriffe bei den Lernenden erzeugen können, wenn sie sie nicht ganz zurückschrecken und es verschulden, daß man die Trockenheit und Schmucklosigkeit ihrer Darstellung der Wissenschaft selbst schuldgiebt. Unter diesen Umständen hat uns ein Buch, welches unter einer höchst ansprechenden Form den gehaltvollsten Stoff bietet, außerordentlich angesprochen, so ungern wir auch damit das Geständniß verbinden, daß es uns aus der Fremde kommt. Die Verfasserin ist Mistriß Marcet, eine geistreiche Engländerin, die unter der Leitung ihres Gatten, eines bekannten Naturforschers, und im langjährigen Umgange mit den Genfer Gelehrten tiefer in die Naturwissenschaften eingedrungen ist, als man es von einer Frau erwarten sollte, und die mit einer ungewöhnlichen Empfänglichkeit und Auffassungskraft für diese Studien das ungleich seltnere Talent verbindet, ihnen lehrend neue Freunde und Pfleger zu gewinnen. Sie hat seit mehreren Jahren diese Befähigung durch ihre bekannnten „Unterhaltungen über Physik, Chemie u. s. w.“, die ins Deutsche, Italienische und Französische übersetzt wurden, bestens bewährt. Das uns vorliegende Buch führt den Titel:

Unterhaltungen über die Physiologie der Pflanzenwelt. Enthaltend die Elemente der Botanik und die Anwendung derselben auf den Gemüse- und Gartenbau. Frei aus dem Englischen. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung (K. Heubel).

Die Verfasserin erklärt mit bescheidner Freimüthigkeit, daß die im Werk vorgetragnen Thatsachen und Meinungen nicht ihr Eigenthum, sondern beinahe ganz und gar aus den Vorlesungen „eines berühmten Professors in Genf“ entnommen seien. Und in der That begegnen wir hier denselben Lehren, die der große De Candolle in seiner „Théorie élementaire“ selbst ausgesprochen hat. Die Leser, welche sich der schönen Biographie des verewigten Naturforschers erinnern, die Herr von Martius in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gegeben hat, oder die selbst Gelegenheit hatten, die herrliche Allobrogerstadt am Ufer des Lemanischen Sees kennen zu lernen, wissen, welche hervorragende Stellung dieser bedeutende Mann in dem geselligen Leben seiner Vaterstadt einnahm, und wie er namentlich der Wissenschaft, zu deren Koryphäen er gehört, unter seinen Mitbürgerinnen durch seine in Genf unvergeßlichen hinreißenden Vorträge zahlreiche Anhängerinnen erwarb. Möge aber immerhin das Stoffliche sammt den so geistreich gewählten Beispielen hier zu Tage gefördert worden sein, so bleibt der Mistriß Marcet dennoch das nicht geringe Verdienst einer richtigen Auffassung und höchst anmuthigen Darstellung desselben. Sie legt auf dieselbe mit vollem Rechte einen gewissen Werth, und wir stimmen ihr gern bei, wenn sie dieselbe als interessant und klar bezeichnet. Ihre Methode besteht nämlich darin, daß sie eine Frau B. mit zwei jungen Mädchen, Emilie und Caroline, sich unterreden läßt. Die Gesprächsform an sich ist für den Unterrichtszweck zwar längst und oft, aber selten vielleicht mit solcher Geschicklichkeit angewendet worden, als hier. Frau B. vertritt allerdings allein die Rolle des Lehrers, aber nicht in langathmigen Perioden, in denen die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesenden nur zu oft erkaltet, oder in fortwährenden Fragen nach Dingen, deren Beantwortung man von Seiten des Schülers nicht erwarten darf; vielmehr weiß sie ihre Schülerinnen sehr geschickt zu Fragen herauszufordern, deren Lösung sie

gemeinschaftlich mit ihnen übernimmt. Erwägt man nun, daß die Verfasserin mit berechneter Absichtlichkeit zwei Schülerinnen redend eingeführt hat, von denen die jüngere, Caroline, alle diese naive Ignoranz, die in naturwissenschaftlichen Dingen leider so verbreitet ist, entfaltet, die ältere, Emilie, die Rolle einer geistreichen Hypothesenmacherin übernimmt, so kann man der formellen Einrichtung des Buchs seinen Beifall nicht versagen. Die angedeutete Charakteristik der beiden Mädchen ist mit aller Consequenz durch das ganze Buch festgehalten; Caroline fragt mit rastloser Wißbegierde alle die Fragen, die man wohl so im täglichen Leben aufwerfen hört, treulich durch; Emilie ist voller Erfindung, wenn es darauf ankommt, allgemeine Folgerungen aus einer eben besprochnen besonderen Erscheinung zu ziehen, oder neue Erklärungsweisen zu versuchen; das Blendende, Großartige imponirt ihr und verleitet sie zu phantastischer Ausschmückung (ein Zug, der in ihrer und der weiblichen Natur überhaupt vollkommen begründet ist); dann übernimmt Frau B. in letzter Instanz die Erledigung der Frage, indem sie auf die Grenzen der Beobachtung in der Erfahrungswissenschaft hinweist. Ich bin fest überzeugt, daß dieses Buch, welches alles Unwesentliche, Trockne so umsichtig beseitigt, und das reiche Gebiet des Wissenswürdigen so erschöpfend behandelt, ungemein fördernd auf Jeden wirken müsse, der es mit dem nöthigen Ernste zur Hand nimmt. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen recht brav; sie ist nirgends gezwungen und liest sich wie etwas ursprünglich Deutsches. Sie wäre vielleicht nicht so gut, wenn sie von einem Botaniker gearbeitet wäre, da diese eben erst anfangen, sich im Deutschschreiben zu üben. Dafür hat der Mangel botanischer Kenntnisse des Uebersetzers einige Verstöße in der Wahl von Kunstwörtern herbeigeführt. Am wesentlichsten ist die durchaus unstatthafte Wiedergabe des Wortes species durch Gattung; unsre besten naturhistorischen Schriftsteller haben es stets durch Art übersetzt, und dabei muß es bleiben, da man mit diesen Worten nicht willkürlich wechseln darf, ohne das Verständniß zu beeinträchtigen. Genus ist Gattung; species ist Art; das Wort Geschlecht ist ziemlich gleichbedeutend mit Gattung, aber entbehrlich; das vom Uebersetzer gleichfalls für genus gebrauchte Familie hat einen ganz andern Begriff. Ein andrer sehr böser Irrthum ist die Uebersetzung des englischen Wortes corn durch Korn. Corn bedeutet, trotz aller Wörterbücher, Weizen. Es hat allerdings, ganz wie das deutsche Wort Korn und das französische froment (frumentum) eine allgemeine, fast ganz untergegangne, Bedeutung, die unserm Wort Getraide entspricht; im engeren Sinn bezeichnen diese Worte aber einzig und allein die in jedem Lande vorherrschende Getraideart, also corn und froment = Weizen, Korn = Roggen.

Moderne Sophisten.

(Schluß.)

Görge und Rosalinde sind über die Dummheit der unglücklichen Liebe einig, zur Liebe gehört der Egoismus und die Liebe ist weiter nichts, als Egoismus. Die Liebe als die Substanz des Individuums, als die Idee der Menschheit ist nur die Phantasie des Menschen. „Wie wenn sich der einfache, inhaltsvolle und inhaltsleere Mensch statt von der alldurchdringenden Substanz abhängig zu sein auf sich selbst stellte und mit diesem Acte die Substanz erkannt, begriffen und damit zugleich aufgelöst hätte?" Die Macht der Liebe verfällt der Willkür und dem Egoismus des Subjectes, das in dem Genusse der Liebe zugleich in sich reflectirt, das Bekenntniß des antiken Eudämonismus ablegt: „Ich habe die Liebe, nicht sie mich." „Ich liebe nur dann, wenn ich zugleich nicht liebe und liebe nicht während und in meiner Liebe." — Rosalinde ist eine gelehrige Schülerin, sie begreift das sophistische Aperçu der Liebe, deren „Begriff" verschieden und an deren Stelle „ein momentanes Gefallen treten müsse, aber sie erkennt zugleich den Widerspruch der egoistischen Liebe, und die communistische Auflösung derselben. Vor dieser Abstraction rettet sich der sophistische Seladon in die Ironie des Individuums, jenen negativen Punkt, in dem die Gegensätze der Welt neutralisirt werden. Das ironische Individuum ist farblos, weil es in allen Farben schillert, es bezieht sich auf Nichts, weil es sich auf Alles bezieht, „es ist von Allem frei, weil Sclav von Allem." Das individuelle Belieben, der individuelle Genuß ist die Kritik über Alles. „Ich gebe mich dir hin, weil es mir Spaß macht, weil du für den Augenblick mein einziges Begehren bist und ich nur in diesem Begehren bin, weil ich Kitzel dabei empfinde, weil ich darüber lachen kann." — Rosalinde triumphirt über diesen „Sieg Alles Individuellen," die Gleichgültigkeit gegen Alles Objective, „man muß über dem Begriffe der Opposition und damit zugleich über dem Begriffe selbst stehen." Ueber dem Begreifen steht das „Spiel der Liebe" und Rosalinde läßt den Geliebten leben, um mit seinem Leben auch ferner dieses Spiel der Liebe zu treiben. Um über das Begreifen hinaus zum individuellen Liebesspiele zu kommen, hätte es nun freilich der Mühe nicht bedurft, den „philosophischen Obelisken" zu erklimmen, auf dessen Höhe über Feuerbach, Bauer und Stirner „das Verstandesthum und das Individuum" thront. Im Gegentheile ist das praktische Liebesspiel mit der Berufung auf das doctrinelle Individuum gestört, denn das Individuum, das den Verstand vernichten soll, hat, wie Rosalinde richtig bemerkt, eine Tendenz, steht als ein „Leuchtthurm der Geschichte" da, ist ein „ens spirituale." Nichts destoweniger versteht Rosalinde dieses ens spirituale zu materialisiren und in der sinnlichen Hingabe ihrer Individualität zugleich eine spirituelle, ironische Selbstständigkeit sich dadurch zu sichern, daß sie im praktischen Liebesspiele theoretisch über dasselbe hinausgeht und so in demselben Moment der Genuß und zugleich die Auflösung des Genusses ist, sie widerlegt ihre Praxis durch ihre Theorie, sie ist der ironische Widerspruch, jeder von beiden einen andern Inhalt zu geben und in diesem Gegenspiele sich selbst als den sublimen Mittelpunkt zu wissen, in dem jede Beziehung nach außen, die praktische und theoretische Hingabe an ein anderes

Individuum zum bloßen Schein herabgesetzt wird. So schreibt sie an den fernen Geliebten: „Und wenn sich ein Freund enger an meine Seite schmiegt und nur von Hoffnung und von Liebe und von Unsterblichkeit erzählt und mit dem Kopfe die Adern meiner Brüste schlagen hören will und mir oft in dunkler Nacht — — — ach, wie schön küßt sich's in pechschwarzer Nacht! — Dann denke ich dein." Sie giebt sich ihren Liebhabern hin, aber ihr Herz ist „ein aristokratisches Herz mit liberalen Liebesinstitutionen," das sich „mit den Herzen ihrer Liebhaber auf der linken Hand trauen läßt." Es ist klar, dieser ironische Proceß ist die letzte Kraftanstrengung des Individuums sich aller Idealität zu entäußern, der nächste Schritt wird den Spiritualismus der Ironie aufgeben und die praktische Rückkehr in das Thierreich des Geistes vollziehen. Rosalinde wird „sentimental", Görge kann selbst in Berlin den Verstand nicht verlieren, und was bedarf es weiter, als den hausbackenen Verstand und ein sentimentales Frauenzimmer, um die beste Disposition für die Prosa einer ehelichen Misere herzugeben? Der sophistische Liebhaber erkennt seine Anlagen für den Orden der Pantoffelbrüder und wenn niemand mit Bestand des Rechten gegen diese Ehe etwas einzuwenden hat, wird er nach dreimaligem Aufgebote in üblicher ehrsamer Weise die tugendbelobte Jungfrau ehelichen. Die Ehe ohne Liebe — diese Menagerie des sittlichen Lebens, ist das Resultat der sophistischen Frechheit, die Freiheit von aller Idealität, von allen Vorurtheilen sucht eine legitime Form, in dieser hat der Sophist nach seinen Irrfahrten endlich seine historische Bestimmung gefunden: er wird als ehrlicher Pantoffelbruder sich bemühen die betreffenden Paragraphen des preußischen Landrechtes zu erfüllen! —

Der Gegensatz gegen die moderne Sophistik.

Wir haben das sophistische Princip in seinen modernen Gestaltungen verfolgt und ihm Schritt vor Schritt seine theoretische Richtigkeit bewiesen, es ist in jedem Momente der haltungslose Widerspruch in sich selbst, es widerlegt seine Voraussetzungen durch seine Resultate und umgekehrt, schon seine theoretische Existenz überhaupt ist eine logische Sünde. Der sophistische Gegensatz gegen die Idealität und Wahrheit des Geistes ist seiner Natur nach kein theoretischer Gegensatz. Nur da, wo diese Idealität so leer und abstract ist, daß sie das concrete Wesen des Menschen nicht in sich begreift, hat die einseitige sophistische Betonung der endlichen Subjectivität ein logisches Recht und das Verdienst eines theoretischen Fortschrittes; aber der Macht des Geistes gegenüber, wie ihn der moderne Gedanke begriffen, ist das sophistische Princip eine Reaction im spezifischen Sinne des Wortes, eine Empörung gegen die sittliche und wissenschaftliche Ponirung des menschlichen Wesens. — Dadurch gewinnt der sophistische Gegensatz eine unmittelbar praktische Bedeutung und wie er seine theoretische Auflösung in dem Begriffe der Idee findet, so ist seine praktische Auflösung die sittliche Constituirung der Idee in der politischen Humanisirung des Menschen. Die Realität des Humanismus hat ihren unsterblichen Feind in der rohen, undurchdrungenen Subjectivität, in dem unkünstlerischen Leben der Menge, in dem gedankenlosen Cultus antiquirter Vorstellungen und ausgelebter Formen. Gebt dieser gottverlassenen Praxis die Gestalt der Reflexion — und ihr habt die Sophistik! Das Subject, das seine individuelle Bestimmtheit zum Princip macht, sei es in der Gestalt der Willkür oder des Triebes, sei es in der Gestalt unkritischer Vorstellungen und Phantasien, ist der Feind des Humanismus und gehört in das Lager seiner Feinde, — gebt diesem Subjecte die Gestalt der Reflexion und es ist „Egoist", „Individuum", Romantiker, Jesuit, — mögen diese Standpunkte der sophistischen Reflexion auch noch so verschieden sein, sie sind identisch in ihrer Reaction gegen den Humanismus. Die Sophisten haben praktische Anhänger unendlich mehr, als theoretische; wo nur der Egoismus, die Brutalität, wo jene Freiheit von Vorurtheilen, die, wie Ruge trefflich sagt, über die Freiheit der Hintertheile nicht hinauskommt, ihr gedankenloses Wesen treiben — da müssen die Sophisten triumphirend ausrufen: „Auch hier sind Götter!" und diese Götter beherrschen fast an allen Punkten die vulgäre Praxis. Wo die sophistische Reflexion selbst diese Praxis in ihre Extreme treibt, wo sie sich eine principielle Praxis zu geben sucht, da wird sie ein Object der Polizei, aber ihre Motive selbst haben eine unmittelbare praktische Geltung und bilden in dieser Form überhaupt den Gegensatz gegen die ideale Praxis des Humanismus, einen Gegensatz, gegen den jedes neue Princip und jede welthistorische That sich kämpfend durchzusetzen hat. Deßhalb hat dieser Gegensatz einen ernsten Charakter, deßhalb ziehen die Sophisten als die philosophischen Wortführer aller erdgeborenen Subjecte gegen die Freiheit und das Princip des Humanismus zu Felde, deßhalb ist ihnen der Mensch in seiner Wahrheit und Idealität ein Gespenst, eine unheimliche Macht, gegen die der Egoismus und die Brutalität Front machen müsse. Es gelte den Kampf! Allerdings ist der Humanismus ein kritischer Gedanke, der den Menschen in sein Wesen vertieft und zu seinem Begriffe zurückführt, um die sittliche Harmonie der Menschen zu produciren; für das Subject, das mit Haut und Haaren die Idee stürmen will, für den sophistischen Sanscülottismus ist er allerdings eine negative, unheimliche Macht, die sich in den Siegesrausch der Reaction eindrängt und ihnen zuraunt: Bei Philippi sehen wir uns wieder! — Arme Ungläubige! Ihr wollt uns mit Gespenstern berücken? Wohlan, ich adoptire das Wort, es giebt einen Talismann, um die Schatten der Unterwelt an das Licht des Tages zu zaubern. Aber ihr begreift nicht, daß der reine Gedanke, der das Individuum und die natürlichen Mächte verzehrt, sich dadurch selbst individualisirt und in der Form der schönen Menschlichkeit sich verwirklicht; ihr begreift nicht, daß die Braut von Corinth erlöst wird durch eine platonische Umarmung, daß die platonische Liebe die kritische Feuerprobe besteht und aus der zerrisse-

nen Welt in die freie Menschheit zurückkehrt, — Gehabt euch wohl mit euren neuen Göttern:

„Wenn der Funke sprüht, wenn die Asche glüht.
Eilen wir den alten Göttern zu!"

Kuno Fischer.

Novitäten.

Michael Akominatos von Chonä, Erzbischof von Athen. Nachrichten über sein Leben und seine Schriften, mit Beifügung der letztern, so weit sie bekannt sind, im Original und in deutscher Uebersetzung. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Athens im Mittelalter. Von Dr. Adolf Ellissen. Göttingen, Dieterichsche Buchh.

Für die Geschichte des eigentlichen Griechenlands, die seit du Cange bereits einer gänzlichen Vergessenheit verfallen war, ist erst in unserer Zeit durch Villemain, Fallmerayer, Tafel, Zinkeisen und Buchon ein neues, lebendigeres Interesse wieder erweckt worden. Aber so glückliche unerwartete Aufklärungen wir auch den Bemühungen dieser Männer im Allgemeinen bereits verdanken, so ist doch die über diesen dunkeln Theil der Geschichte verbreitete Helle mehr den Streiflichtern der frühen Morgendämmerung als dem vollen strahlenden Tageslichte zu vergleichen und es bedarf noch vieler Forschungen im Einzelnen, um diese so lange vernachlässigte Geschichtsperiode in allen ihren Theilen auch nur nothdürftig zu erhellen. Einen Beitrag hierzu liefert uns die vorliegende Biographie des Erzbischofs Michael Akominatos, eines Mannes, der zu Chonä, dem alten Kolossä in Phrygien geboren, eine ausgezeichnete Wirksamkeit in und für das aus seinen Trümmern in schwachem Glanze wieder erstandene Athen am Ende des 12. Jahrhunderts n. Chr. entwickelte. So spärliche Bruchstücke auch dem Verf. bei seiner Arbeit zu Gebote standen, so hat er doch verstanden, dieselben zu einer möglichst anschaulichen und recht interessanten Charakterbilde zusammenzustellen. Sehr anziehend ist schon der von dem Verf. gegebene einleitende Ueberblick der Schicksale Athens im Mittelalter bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, mit welchem die Schrift beginnt. Besonders wichtig aber ist die ausführliche, genaue Nachricht über Michaels Schriften so wie die Mittheilung mehrerer derselben, da sie im Allgemeinen noch ziemlich unbekannt sind. Der Herausgeber hat dieselben zum Verständniß der im Griechischen Ungeübten mit einer Uebersetzung und mit erläuternden Anmerkungen versehen, unter denen vorzüglich die Nachweisungen über die vielen sprichwörtlichen Redensarten und sonstigen Reminiscenzen aus heiligen und Profanschriftstellern dankenswerth sind. Die werthvollsten unter den Schriften sind: Die Trauerrede auf den 1198 verstorbenen Erzbischof Eustathios und die Denkschrift an Alexios III., in welcher Michael sich über die Erpressungen und Unbilden der kaiserlichen Beamten in Athen eben so freimüthig als bitter beschwert. Aber auch die andern hier mitgetheilten Schriftenbruchstücke, z. B. das Fragment eines Gedichtes auf Athen sind von Interesse. Die beiden gleichfalls langen Reden am Palmsonntage und auf den Tod des Niketas hat der Herausgeber, da sie bis jetzt allein in lateinischer Uebersetzung vorliegen, nur auszugsweise aufgenommen. Uebrigens trägt der Styl des Michael Akominatos ganz das Gepräge der byzantinischen Zeit; die Schreibart ist schwülstig und dunkel und vielfach mit verschrobenen metaphorischen Ausdrücken überfüllt. H.

Ueber das Verhältniß der Arithmetik zur Geometrie, insbesondere über die geometrische Bedeutung der imaginären Zahlen" von Scheffler. Braunschweig bei Fr. Leibrock.

Der Verfasser entwickelt, von den ersten Elementen der Mathematik ausgehend, die hauptsächlichsten Lehren der Arithmetik, indem er die Operationen derselben durch geometrische Betrachtungen zu veranschaulichen sucht. Er sagt in dem hierzu verwendeten ersten Abschnitte zwar nichts Neues, indessen bereitet er durch die Art seiner Darstellung die späteren Entwickelungen vor und gewinnt durch die Klarheit derselben das Interesse des Lesers. Im zweiten Abschnitte erst kommt er auf den Hauptgegenstand seiner Untersuchungen und zeigt, wie das Imaginäre eines arithmetischen Ausdrucks geometrisch als Abweichung von einer fest angenommenen Richtung, nach der die reellen Größen gemessen werden, aufgefaßt werden könne. Indem also durch irgend welchen arithmetischen Ausdruck nicht nur die Länge einer Linie, sondern auch ihre Lage bezüglich einer von vorn herein bestimmten (reellen) Linie angegeben wird, ist die Möglichkeit eröffnet, sowohl Eigenschaften geometrischer geradliniger Gebilde (der Parallelen, Dreiecke, Vierecke) zu entwickeln als auch krummlinige Figuren darzustellen, die durch gesetzmäßige Bewegung eines Punktes entstehen. Das Imaginäre eines Ausdrucks ersetzt gewissermaßen den Winkel bei Polarkoordinaten. Vom 4ten Abschnitte an giebt der Verfasser eine Anwendung derselben Principien auf die Gebilde des Raumes erweitert, und schließt mit der Bestimmung der Oberfläche und des Volumens.

Das Ganze zeigt, daß Herr Scheffler mit Liebe und Erfolg den interessanten Stoff bearbeitet hat und sein Werk empfiehlt sich als Interesse und Nachdenken erweckend allen Freunden der Mathematik.

L.

Demselben Gelehrten verdanken wir eine Bearbeitung des Werkes: „Die mechanischen Principien der Ingenieurkunst und Architektur" von Heinrich Moseley, Prof. der Londoner Univers., dessen Zweck der ist, die Anwendung der Principien der Mechanik auf die wichtigsten Fragen darzulegen, welche sich in der Praxis des Ingenieurs und Architekten darbieten, unter Berücksichtigung aller Umstände, von denen die Lösung derselben abhängig ist. Der erste und zweite Abschnitt enthält eine der Bestimmung des Werkes entsprechende Abhandlung der Statik und Mechanik, deren Principien nach möglichst einfachen Methoden entwickelt sind. Herr Scheffler fügt zur Vervollständigung in Zusätzen die wichtigsten Lehren bezüglich der allgemeineren Fälle hinzu. Im dritten Abschnitte sind die Gesetze für diejenigen Maschinentheile, welche im Gebrauche am häufigsten vorkommen, sowohl für sich als auch in Verbindung mit einander, entwickelt. Die 3 Abschnitte des zweiten Bandes handeln von der Stabilität der Stein- und Erdkonstruktionen, der Festigkeit der Materialien und den Gesetzen des Stoßes, nebst einer Theorie der Ramme. Diesen folgt als Anhang ein Beweis des Ponceletschen Lehrsatzes über die näherungsweise Bestimmung der Quadratwurzel aus der Summe und Differenz zweier Quadrate, hierauf die numerischen Werthe der vollständigen elliptischen Funktionen erster und zweiter Art, und Tabellen über die mechanischen Eigenschaften der wichtigsten Materialien.

Das ganze an Stoff reichhaltige und durch klare Darstellung sich auszeichnende Werk wird Männern von Fach willkommen sein, die sich auch für die Theorie ihrer Kunst interessiren. Sie finden in diesem Werke viele für die Wissenschaft neue Gegenstände. L.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 14.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Calderon.

Von

Wilhelm Danzel.

Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Stuttgart bei J. G. Cotta.

Wenn die vorliegende Sammlung eine fühlbare Lücke in unserer Uebersetzungsliteratur ausfüllt, — denn so Wunderherrliches uns diejenigen, welchen das Original zugänglich ist, von Calderons geistlichen Dramen berichteten, war es doch nicht möglich, aus ihren Erzählungen einen deutlichen Begriff derselben zu schöpfen — so ist sie zugleich für eine der in der Kunstlehre am meisten ventilirten Fragen unserer Zeit von wesentlicher Bedeutung.

Zwar das eine der in derselben enthaltenen Stücke gehört der Hauptsache nach einer Klasse an, von der dem deutschen Leser schon Beispiele vorliegen. Ferdinand der Katholische belagert Sevilla. Unermüdlich thätig in Ausübung seiner Feldherrnpflichten, läßt er sich kaum durch die Mahnungen seiner Getreuen bewegen, sich eine kurze Ruhe zu gönnen. Er schlummert ein mit dem Gedanken, in Sevilla, wenn er es gewonnen, der heiligen Jungfrau eine Kirche zu erbauen, die ein achtes Wunder der Welt sein solle und an ihr eine Hauskapelle, um dort einst zu ihren Füßen zu ruhen. Jetzt lassen sich Klänge in der Luft hören, es öffnet sich eine von Sternen durchschimmerte Wolke, in der man einen blumengeschmückten Thron erblickt, auf welchem die Jungfrau mit dem Kinde wie das berühmte Madonnenbild zu Sevilla, sichtbar wird; zwei Engel stützen an den Seiten singend den Thron. Die Jungfrau redet ihn an — das Sehnen seiner Andacht hat sie vom Himmel herabgezogen, um ihm ein Zeichen zu geben, damit seine Hoffnung nicht wanke. Neuer Gesang der himmlischen Heerschaaren; endlich erwacht der König. Fest überzeugt, daß es ihm gelingen werde die Stadt zu nehmen, ist er von Stund an bedacht für die geliebte Kapelle ein Bild der Jungfrau verfertigen zu lassen, das seiner Vision entspreche, und bietet dazu alle Künstler seines Reiches auf. Unterdessen fällt der entscheidende Kampf vor; Ferdinand zieht als Sieger in die Stadt ein, die sich unbedingt unterworfen hat, und bald steht die Kapelle fertig da. Allein kein Künstler vermag eine Bildsäule hervorzubringen, die der Anforderung des Königs genügt. Endlich erscheinen zwei jugendliche Pilger, die selbst den possenhaften Thürhüter des Schlosses mit ihren heiligen Gesängen entzücken. Sie geben sich als Künstler an, und wünschen die Lösung der vom König gestellten Aufgabe versuchen zu dürfen. Dieser mißtraut ihnen wegen ihrer Jugend, doch da sie auf seine weiteren Fragen wundersam tiefe Antworten geben, gestattet er ihnen Hand ans Werk zu legen, unter der einzigen Bedingung, daß es ihm, aber ihm allein, verstattet sein solle, jederzeit zu ihnen hereinzutreten. Da sie sich nun ans Werk machen, hört man seltsamer Weise drinnen statt der Hammerschläge himmlische Harmonien ertönen. Wie der König hinzukommt, erschallen von innen heilige Gesänge, und da die Thür geöffnet wird, sieht man die Jungfrau auf einem Throne genau so wie sie früher erschienen, als Statue, an beiden Seiten schweben die Künstler als Engel empor — die heilige Jungfrau hatte dem frommen König selbst ihre Himmelsboten gesandt, damit er sein heiliges Gelübde erfüllen könnte. Die Engel verschwinden unter dem lieblich erhabenen Gesange:

> Den Herren preis't
> Und lobsingt mein Geist
> In der Seele ein still' Beglücken
> Und in Gott all' mein Entzücken.
> An seiner demüth'gen Magd
> Wollt' er sich groß erweisen
> Drob werden, so weit es tagt
> Die Völker sie selig preisen,
> Denn hoch über die Welt
> Hat sie seine Lieb' erhoben,
> Die den Stolz zerschellt
> Und die Demuth schwingt nach oben.
> Den Herren preis't
> Und lobsingt mein Geist
> In der Seele ein still' Beglücken
> Und in Gott all' mein Entzücken.

Der König stirbt bald darauf den Tod der Frommen und wird, wie er gewünscht, am Fuße des Marienbildes beigesetzt. — Dieß ist nun offenbar nichts anderes als eine dramatisirte Legende, wie dergleichen schon in der ersten Schlegel'schen Uebersetzung Calderonscher Stücke in dem „standhaften Prinzen" und der „Andacht zum Kreuze" vorliegen. Auch finden sich hier noch zwei bestimmte Elemente, die zunächst dem weltlichen Drama Calderon's eigen sind, einerseits nämlich eine komische Person. Der Thürhüter, welcher den Engeln, die sich für Künstler gaben, zu essen bringen soll, läßt sich also vernehmen:

Gab es je ein härteres Räthsel?
Rathet einmal: Was ist weder
Wahr noch unwahr und doch wahr
Und nicht wahr in Einem Tempo?
Gebt ihr eu'ren Witz gefangen?
So vernehmt denn, 's ist das Essen
Das ist hier im Kober bringe;
Denn wahr ist's, ich bring's den Fremden
Und zugleich doch, daß ichs ihnen
Bringe, ist erlogen eben;
Dieß beweis' ich, richtig folgernd
Da ich dieses zu mir nehme.
(Er ißt und trinkt)
Daß hier eins dem andern folge,
Wer wohl leugnet dieß verwegen?
Nun denn, Bissen so auf Bissen
Schluck auf Schluck, draus folgr' ich ferner,
Daß mir eben Alles bleibt
Wenn mir Nichts mehr bleibt von Essen,
Denn ein Brocken ist ein Brocken
Dies ist klar — dieß zugegeben,
Was ist denn ein Brocken mehr
Weiter als ein Brocken wen'ger?
Doch mit diesem und dergleichen
Steh' ich schon am Haus der Gäste —
Traun das ist das erste Gasthaus
Das ich lieber später sähe.

Und zweitens finden wir am Ende einige hofmäßige Anspielungen auf die Gegenwart — eine greifende Anspielung auf die fürchterlichen Verfolgungen der heimlichen Mohamedaner unter Philipp III. Laß dein Hoffen nun! sagt einer der Engel zu einer Person, die wir noch weiterhin werden erwähnen müssen

Laß dein Hoffen nun! begegnen
Wird ein andrer König dir
Der dein Trachten niederschmettert
Und hinaus dich stört aus Spanien —
Welcher König — Der Urenkel
Ferdinands, Philipp der dritte
Dem dereinst Gewalt gegeben
Deinen Stamm auf immerdar
Zu entwurzeln —

— worauf denn auch noch Philipp IV. wegen seiner Marienverehrung genannt wird.

Dagegen stellen die übrigen Stücke auch nicht einmal im Sinne des Legendarischen einen gewöhnlichen Bühnen- und Lebensvorgang dar, sondern haben einen religiös-allegorisirenden Charakter — und ein diesem Gebiete angehöriges Element nimmt auch in dem so eben besprochenen Stücke eine wichtige Stelle ein.

Der Berichterstatter muß zu seiner Beschämung bekennen, daß er mit einer gewissen Angst an die Lectüre dieser Dramen gegangen ist. Er hat zwar schon immer den maaßlosen Widerwillen gegen alles Allegorische, den manche Neure an den Tag legen, nicht theilen können, aber wie traurig ist doch alles Mysterienhafte, und vollends wenn sich Moralienallegorie hineinmengt! Und was war nach den Personenverzeichnissen von diesen Stücken anders zu erwarten? Jetzt aber mag es ihm, falls es auch Andern so gehen sollte, vergönnt sein, einige Reflexionen voranzuschicken, mit denen er sich, nachdem er eingesehen, daß er geirrt, selbst einzutränken versucht hat, daß er so nicht hätte irren sollen.

Wir haben wirklich nicht Unrecht, gegen die religiös-dramatischen Versuche des Mittelalters kalt zu bleiben. Sie sind zu demjenigen, was wir von dramatischer Poesie zu verlangen berechtigt sind, nur erst ein Ansatz. Die dramatische Dichtung bemächtigt sich des Lebens sowohl seiner Breite, als seiner Tiefe nach, das heißt zugleich in Bezug auf die wunderbaren Verschlingungen der Begebenheiten, und in Rücksicht der psychologischen Motive, die denselben zu Grunde liegen — sie ist nach dem alten Worte ein Spiegel des menschlichen Lebens in jeder Beziehung. Davon kann nun bei jenen uranfänglichen Poesieen noch gar nicht die Rede sein; sie verweilen in einem übermenschlichen oder abstracten Gebiete, und das Innere des Menschen kommt nur insofern in ihnen zum Ausdruck als es über sich selbst hinausgeht.

Allein hiervon kann doch im vorliegenden Falle nicht die Rede sein, wir haben es hier nicht mit Dichtungen des frühern Mittelalters, sondern mit Werken zu thun, die einer Zeit, ja einem Dichter angehören, deren Empfänglichkeit für das menschliche Leben nicht nur längst geweckt war, sondern eine ungewöhnlich frische und lebendige ist. Wir werden also annehmen müssen, daß jenen an sich dem wirklichen Leben fremden Stoffen hier eine ganz eigenthümliche Behandlung widerfahren, daß sich das Menschenleben an ihnen auf unerwartete Weise geltend machen wird, und es fragt sich nur, welches diese Weise sein wird?

Die bildende Kunst aus der späteren Zeit des Mittelalters kann auf die Beantwortung dieser Frage führen. Wir finden hier auf die unbefangenste Weise in der ganzen Umgebung, in Architectur, Kleidung und Sitten bei der Darstellung biblischer Begebenheiten das Costüm der Zeit, in welcher das Kunstwerk entstand, beobachtet, und wo sich eben ein allegorisches Element dazu findet, wird dieß um so leichter derselben Behandlung unterworfen werden können, da dasselbe ja überhaupt jene Zeit, welche, in sofern sie daran gewöhnt war, das sinnlich Erscheinende unter dem Gesichtspunkte eines höheren Geistigen, das sich in ihm kund gebe, aufzufassen, auch wohl einmal dieses geradezu in jenes einkleiden konnte, viel näher lag, als wir es uns so ohne Weiteres vorzustellen wissen. Geht diese Annäherung des Alten an das Neue doch am Ende so weit, daß bei den Venetianern die Darstellung einer Hochzeit zu Cana, einer Anbetung der heiligen drei Könige, einer Findung Moses im Grunde nur zur Veranlassung dient, ein prächtiges Gastmahl, eine Versammlung von ausländisch und reich gekleideten Personen, eine Gruppe schöner Mädchen darzustellen.

Nach eben demselben Principe verfahren die vorliegenden Dramen; sie behandeln ihre Stoffe mit frischer Unmittelbarkeit gänzlich als einen Vorgang aus jener Zeit, und wir sehen uns daher bei diesen geistlichen Gegenständen im Wesentlichen in dieselbe romantische Sphäre versetzt, die uns in den weltlichen Dramen Calderon's einen so reichen und pikanten Genuß verschafft.

Man kann diese Behandlungsart vielleicht auf den Geist des Katholicismus überhaupt zurückführen, der in weitgetrieb-

ner Anthropomorphisirung des Göttlichen ganz eigens darauf auszugehen sucht, es dem menschlichen Seelenverständnisse nahe zu rücken; das bräutliche Verhältniß Christi zu der Kirche, ja des höchsten Gottes selbst zu einer sterblichen Jungfrau, so wie endlich die Auffassung dieser letzteren als einer wahren geistlichen Herzensdame boten an sich selbst Motive dar, die einer dramatischen Ausführung fähig waren und in der That in den vorliegenden Stücken mehrseitig anklingen.

Wir begnügen uns in dieser Beziehung mit einer etwas mehr ins Einzelne eingehenden Analyse des ersten der von dem Verfasser aufgenommenen Schauspiele — Gift und Gegengift; es wird die Aufgabe derselben sein, der Behandlung des Stoffes im Allgemeinen und Einzelnen nachzugehen, und es begreiflich zu machen, wie dieselbe sich in der That zu einem lebensvollen Bilde hat gestalten können.

Der Inhalt des Stückes ist, wie der Leser schon vermuthet haben wird, die Verderbung der menschlichen Natur durch den Teufel und ihre Errettung durch Christus.

Wir betrachten, was sich durch den künstlerischen Blick des Dichters ohne Zweifel mit Einem Schlage zusammengefunden, so, als wäre es durch eine auf die zweckmäßigste Anordnung des Ganzen gerichtete Reflexion allmälig entstanden.

Warum verführt der Teufel den Menschen? Denkt man sich bei dem Teufel nur das Böse in seinem speculativen Sinne, so hat eine solche Frage keinen Sinn; das Böse ruhet eben nur in des Menschen Brust, und wirkt dort Böses, weil es einmal das Böse ist. Hier im Drama wird dagegen der Teufel natürlich in ganz persönlicher Gestalt gedacht werden müssen. Bei dieser Anschauungsweise giebt es nun allerdings auf jene Frage eine Antwort: der Teufel verführt den Menschen, um möglichst viel Unheil zu stiften. Allein hier, wo die Menschheit selbst als eine persönliche Gestalt aufgefaßt werden muß, ist diese Antwort nicht bestimmt genug — es ist hier etwas erforderlich, was geeignet sei, zu erklären, wie er sich gerade zu dieser bestimmten Gestalt hingezogen fühlen möge, wie für ihn aus der Verführung derselben ein bestimmter Genuß hervorgehen könne. Dieß leistet der Dichter dadurch, daß er den Teufel als Liebhaber der menschlichen Natur als eines schönen Mädchens concipirt — und das ist der künstlerische Grundgedanke des vorliegenden Dramas.

Das Stück beginnt mit einem ländlichen Feste zu Ehren der Infantin. Der Verstand — welchen man als ihren Hofmeister oder Rathgeber zu betrachten hat, singt:

Von den schönen Bergeshängen
Wo die blühnden Wipfel ragen,
Als hab' Lenz auf diesen Gängen
Seinen Hofstaat aufgeschlagen,
Laßt in lieblichen Gesängen
Bei der Instrumente hellen
Klängen eure Stimme wieder
Durch den Wald melodisch schwellen
In das Rauschen und die Lieder
Rings der Vögel und der Quellen,
Auf daß Ruhm die Schönheit kröne,
Laßt uns in kunstreichen Weisen,
Durch die tief Geheimniß töne,
Der Natur erhab'ne Schöne
Dieses Reiches Erben preisen

Musik.

Vögel, Lüfte, Blumen, Bronnen
Rauschet auf in Liebeswonnen!

Einer.

Vögel euren Gruß ihr bringt.

Alle.

Lobsingt, lobsingt!

Einer.

Quellen, spiegelt rings ihr Bild.

Alle.

Rinnet mild, rinnet mild!

Einer.

Lüfte, haucht ihr Kühlung zu.

Alle.

Fliegt zu, fliegt zu.

Einer.

Blumen, webt ihr Feierkleid.

Alle.

Gedeiht, Gedeiht,
Ihr zu dienen froh bereit
Flieget, wachset, rinnt und singet
Liebesgruß der Herrin bringet
Vögel, Quellen, Blumen, Lüfte
Singet, rinnet, fliegt, haucht Düfte.

Die Infantin spricht ihr Herrscherbewußtsein über die ganze Natur aus:

Sieh' mein adlig Wesen weis't
Auf des Ursprungs Götterflamme;
Drum kein Lob mich sicher preis't,
Als daß ich vom König stamme,
Angehaucht von seinem Geist.
Röthet doch das Licht der Sonne
Mich mit leisem Schmelz, in Wonne
Und in Staunen selbst verloren,
Daß ich mein', es sei geboren
Zur Vasallin mir die Sonne.
Mond, den ewig wandelbaren
Seh' ich, folgsam meinen Winke,
Westwärts selbst das Blau befahren,
Jetzt im Morgenroth versinken.
Seine schönen Funkenschaaren
Blinken durch die stillen Nächte
Daß ich liebend sein gedächte,
Holder Blumenflor in meinen
Gärten, Sterne in den seinen.
Selbst der Elemente Mächte
Sind mir dienstbar zugewendet u. s. w.

Sie verbittet sich daher das fernere Lob, das sich von selbst verstehe: wogegen die Unschuld, die ganz als ihre Duenna auftritt, meint, es höre doch jede gern ihren Ruhm — warum wolle sie's nicht thun? In der Form der Keckheit der Kammerzofen ist hier ihre Bedeutung ausgesprochen — da der Verstand an der Unschuld solche Gesinnung tadelt, und ihr mit Verweisung aus dem Palaste droht, antwortet sie

Ha! aus solcher Drohung Graus
Da mach' ich mir wenig draus;
Denn so groß ist unsre Liebe,
Daß die Herrin nicht drin bliebe,
Würft ihr mich zum Haus hinaus.

Unter wiederholten Gesängen der Jahreszeiten geht die Infantin ab. Lucifer tritt auf

O schöne Au'n, empfahet
Gastfreundlich den verstellten Hirten,
— Auch ich ja wurde einst als Hirt geboren —
Der scheu und keck euch nahet;
Was kümmerts den Verirrten,
Ob seine Heerde leitlos nun verloren!
Denn die dieß Reich erkoren
Zur Herrin sich der Gauen,
Es hat mit Gluthverlangen
Sie euer Gast umfangen,
Der, um sein Lieb' zu schauen,
Verlarvt durchs Grün sich windet
Verliebt und lichtlos, zwiefach so erblindet.

Er trifft mit der Unschuld zusammen, die durch ihren Instinct gewarnt, ihm scheu aus dem Wege zu gehen sucht, ganz wie ein unschuldiges junges Mädchen einem luziferartigen Cavalier, etwa einem Don Juan. Die Infantin tritt hinzu, und Luzifer macht ihr seine Liebeserklärung. Sie fragt, wer er sei. Er erzählt seinen Fall unter dem Bilde, daß er sich als einen höchst mächtigen Prinzen angiebt, der aus seinem Reiche vertrieben sei.

(Schluß folgt.)

Novitäten.

M. Tullii Ciceronis Paradoxa. Ad codd. Ms. partim recens collatorum editionumque veterum fidem recognovit, prolegomena, excerpta scholorum D. Wyttenbachii, annotationem veterum et recentiorum interpretum selectam suamque, excursus et indicem rerum verborumque adjecit Geo. Henr. Moser. Göttingae, Dieterich. 1846. XL. u. 375 S.

Die Paradoxa des Cicero stehen in Bezug auf ihren Inhalt in enger Verwandtschaft mit dessen Tuskulanen und man kann dieselben geradezu als einen Anhang dieser letzteren Schrift betrachten. Hier wie dort versucht Cicero stoische Grundsätze zu beweisen und ihre Wahrheit bei seinen Zeitgenossen zu allgemeiner Anerkennung zu bringen und er deutet in der an Brutus gerichteten Vorrede selbst auf die Aehnlichkeit des Inhaltes hin. Dieser innige Zusammenhang, in welchem die beiden genannten Schriften mit einander stehen, veranlaßte Herrn Moser der Ausgabe seiner Tuskulanen eine in ähnlicher Weise verfaßte Edition der Paradoxa folgen zu lassen um so mehr, da drei von Creuzer ihm mitgetheilte Handschriften (aus den 15. Jahrhundert), die noch nicht verglichen waren, und mehrere unbenutzte alte Editionen ihm eine wenn auch nicht reichliche, doch beachtenswerthe kritische Ausbeute zu versprechen schienen. Mit Benutzung dieser neuen Hülfsmittel und sorgfältiger Berücksichtigung der älteren schon bekannten, hat Herr Moser den Text mehrfach neu constituirt, in der Einleitung eine genaue Beschreibung sämmtlicher bis jetzt bekannter Handschriften und alten Editionen, in denen sich die Paradoxa besonders oder in Verbindung mit andern ciceronischen Schriften finden, gegeben, die griechischen, französischen und deutschen Uebersetzungen so wie die Commentare der in Rede stehenden Schrift vollständig aufgeführt und Prolegomena über Plan, Inhalt und Abfassungszeit so wie über die Ueberschriften der einzelnen Paradoxen beigefügt. Die hinter den verschiedenen Abschnitten angeknüpften ausführlichen Anmerkungen enthalten nicht bloß mit großer Genauigkeit die bei jeder Stelle in Frage kommenden Varianten zum Theil mit Rechtfertigungen und Beweisen der richtigen Lesart, sondern beschäftigen sich auch mit sprachlich-grammatischen Untersuchungen und mit Entwickelung und Nachweis des Sinnes und Zusammenhanges der Gedanken. Eine gewiß Vielen willkommene Zugabe hat die Ausgabe noch durch die Scholien Wyttenbachs, dessen Zuhörer Moser eine Zeitlang in Leyden war, erhalten. In schönem Latein geschrieben und Sinn und Geist des Wyttenbach so innig vertrauten Schriftstellers oft tief erfassend, sind sie von dem Herausgeber jedesmal an der betreffenden Stelle wörtlich mitgetheilt. Die Schrift ist auch äußerlich gut ausgestattet. R.

Das alte Stadtrecht von Lüneburg herausgegeben von Dr. Wilhelm Theodor Kraut. Göttingen, Dieterichsche Buchh.

Herr Kraut gibt uns in vorliegender Schrift einen gereinigten und getreueren Text des für die deutsche Rechtswissenschaft so wichtigen alten Lüneburger Stadtrechts nach der in einem auf dem Rathsarchive der Stadt Lüneburg unter dem Namen „Donat" aufbewahrten Pergamentcodex enthaltenen sehr guten, sorgfältigen Abschrift. Bekanntlich ist dasselbe schon früher von J. C. H. Dreyer in seinen „Nebenstunden" (Bützow und Wismar 1768. 4.) unter dem Titel „Jura vetustissima civitatis Luneburgi 1247 inedita adhuc prodeunt nunc primum ex codice apographo seculi XV." abgedruckt erschienen, aber es finden sich darin so viele Fehler, daß der Herausgeber zweifelt, ob überhaupt der Text der genannten Handschrift treu wiedergegeben sei. Er glaubt nun, durch vorliegenden Abdruck nach einer Handschrift, die er vor das Jahr 1401 setzt, eine fehlerfreiere Recension geben zu können, und bemerkt zugleich, daß es ein Irrthum sei, wenn Dreyer die sämmtlichen Stücke, aus denen das Stadtrecht zusammengesetzt ist, in das Jahr 1247 verlegt, da doch mit Ausnahme des Privilegiums des Herzogs Otto, womit die Sammlung beginnt, die übrigen 5 Theile nachweislich späteren Ursprungs sind. Die Hauptstücke des Stadtrechts, die uns der Herausgeber mittheilt, sind nämlich 1) eine Einleitung in niederdeutscher Sprache, die Dreyer nicht hat; 2) Das Privilegium Ottonianum vom Jahre 1247, ursprünglich lateinisch, in niedersächsischer Uebersetzung; 3) Statut von dem Hergewäte und der Grade; 4) über das Verfahren in Echtag nebst den Echtags-Artikeln; 5) Bauernsprache vor Michaelis (fehlt bei Dreyer); 6) Statut von Erbschichtungen; 7) Statuten über verschiedene Gegenstände und Schöffensprüche. Die Abweichungen des Textes von dem Dreyerschen so wie in den Echtagsartikeln von der Pufendorffschen Ausgabe (Observatt. juris universi Tom. II.) sind allenthalben genau angegeben, hier und da auch erklärende Notizen beigefügt. Das Ganze ist auch in sprachlicher Hinsicht beachtungswerth. Nr.

Motive und Grundlinien einer allgemeinen Staatsreligion und sittliche Weltgebote für das Jahrtausend. Breslau 1846.

Le style c'est l'homme d. h. der Verf. dieser Schrift ist ein labyrinthischer Confusionarius, der in einem bogenlangen Recepte eine Panacee für das Jahrtausend mittheilt. Ob eine ganz oberflächliche, praktisch-eudämonistische Auffassung der Religion ein Recht hat sich die obige Firma zu geben, wollen wir dem Genius „des Jahrtausends" überlassen. Wenn der Verf. die Bestimmung der Religion dahin setzt: „die Menschen im Allgemeinen glücklich zu machen, die Einzelnen dem Allgemeinen unterzuordnen, ihr Zusammenleben in Friede und Eintracht zu ermöglichen, ihre Fortpflanzung zu beschützen, ihrer Nachkommenschaft einen gleich glücklichen Zustand zu sichern" — so sieht diese Religion einem preußischen Gensdarmes wenigstens sehr ähnlich. Wer will aber den in den Mittelpunct „des Jahrtausends" stellen? F.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 15.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Calderon.

(Schluß.)

Und hier führt nun jenes Motiv des Liebesverhältnisses den Dichter auf eine weitere äußerst geistreiche, ja tiefgedachte Erfindung.

Es könnte unmöglich daran genug sein, daß in der Umwerbung der Infantin durch Luzifer nur schlechthin die Verderbung der menschlichen Natur durch den letzteren dargestellt wurde; es mußte auch dieß, daß eben darin zugleich eine Empörung gegen Gott liege, in eine Form gebracht werden, die dem hier begründeten Zusammenhange entspräche — und dadurch dann ferner für die Errettung der Menschheit ein bestimmterer Anknüpfungspunkt gewonnen werden. Dieses gelingt dem Dichter mittels der glücklichsten anthropomorphischen Wendung dadurch, daß er den Luzifer der Infantin erzählen läßt, wie er, — was ja von jeher in Liebesgeschichten ein wirksames Motiv gewesen — gerade um ihrer selbst willen jene Vertreibung erlitten, denn der Krieg zwischen ihm und dem höchsten Herrscher sei dadurch herbeigeführt, daß auch der letztere sie liebe, und da er bei ihm ihr Bild erblickt und dabei von Liebe ergriffen worden, in Eifersucht entbrannt sei.

Lucifer war der mächtigste der Fürsten des Himmels, und dem Herrscher so vertraut, daß er endlich ihn sogar in das Geheimniß seiner Liebe blicken ließ und ihm das Bild seiner Braut zeigte. Bei seiner Erblickung sprach Lucifer seine Sehnsucht, wie ihm dünkt, in einem Sonett aus:

Sprachs; und wie ein Edler nimmer
Seine Eifersucht verbirgt
(Denn nicht adlig ist zu achten
Was durch sie gemein nicht wird):
Also auch in Zorn, Verzweiflung,
Trachtete ich freventlich
Zu verstören meines Herren
Wundersüßes Lebensziel.
Und wir's in des Neides Wesen,
Daß er selber Böses spricht
Von dem Gegenstand des Neides,
So zu schmähn erkühnt ich mich
Ihre Schönheit nicht — sie war ja
Hier ein ird'scher Seraphim —
Ihren Stand sucht ich zu schwärzen,
Wenden nur des Königs Sinn
Wollt' ich, sagend, wie er trübe
Seiner Hoheit Glanz und Licht,
Wähle er aus den Naturen
Niedern Ranges sich sein Lieb
Und ich selbst vor allen andern
Würd' verweigern Eid und Pflicht,
So es gälte, zu begrüßen
Seine Braut als Königin.
Ob der Rede zürnt' der König
Und ich scheute seinen Blick,
Doch verzweiflungsvoll entschlossen
Schon zum Tode oder Sieg,
Sann fortan ich, nicht die Braut nur
Auch das Reich zu rauben ihm.

Es folgt die Erzählung des Kampfes und endlich heißt es:

Und des Wunderbildes Urbild
Herrin, du bist's. —

Es wird nicht nöthig sein, ausführlich darauf hinzuweisen, welch ein tiefer Sinn darin liegt, wenn hier die menschliche Natur als der ursprüngliche Zankapfel zwischen Gott und dem Teufel aufgefaßt wird, so wie auch darin, daß dieselbe Gottes Geliebte genannt wird — eine Wendung, die, wenn man in Betracht zieht, daß dieselbe hier als schönes Mädchen personificirt ist und zugleich an die Gottesbraut Maria denkt, eine unendlich romantische Perspective eröffnet. — Die letztere, die reine Jungfrau, erscheint hier als die unschuldige Paradiesesmenschheit selbst und Christus in ganz besonderem Sinne als der Menschensohn.

Die Infantin erweist sich der Liebeswerbung Luzifers nicht zugänglich, sondern befiehlt ihm, wie das in solchen Fällen gebräuchlich, sogleich aus ihren Augen zu gehen — worauf sich die Unschuld, die scheu entwichen war, wieder zu ihr gesellt.

Nun hat aber doch das Böse in der Menschengeschichte einmal einstweilen wirklich den Sieg davon getragen — wie wird sich dieß in den gegenwärtigen Rahmen bringen lassen?

Der Dichter leistet dieß durch eine sinnige Wendung, die er der alten Sage vom paradiesischen Apfelbiß zu geben weiß. Lucifer bringt der Infantin einen Liebestrank bei.

Mag, was Liebe nicht vermochte
Jetzo List uns denn erwerben.
Wissenschaften ja erforscht' ich
Manch Geheimniß mir entdeckend,
Das verborgen wohnt in Kräutern,
Blumen, Bäumen, Frucht und Felsen;
Wohl, der Zauber allergrößten
Will ich gegen sie nun wenden.

Er ruft den Tod — dieser erscheint in einem offenen Baume. Dieser räth ihm, die Jahreszeiten mit Geschenken an die Fürstin vertreten zu lassen, und das Gift in dem zu verbergen, das ihm das Passendste scheine. Dieß geschieht. Der Winter bringt ein Glas eiskaltes Wasser — aber das kann nicht vergiftet werden — Wasser soll dereinst alle Kraft der Hölle

abwaschen — der Frühling hat Rosen — aber sie spiegeln die jungfräuliche Reine der Infantin ab — der Sommer hat Waizen — aber auch hier ist das Gift nicht anzubringen.

Ein Mysterium still reifen
In der Körner Gelde spür' ich.

Endlich wird der Apfel gewählt, den der Herbst bringt.

Indessen muß man nun nicht glauben, daß der Dichter es mit dieser ganz äußerlichen Motivirung des Sündenfalles genug sein lasse. Er deutet auch die innern Gründe desselben an. Man erblickt die Infantin, sich in einem Bache betrachtend.

Infantin.

Wahr wohl ist's, ich mocht nicht enden
Denn es wollte, als entzückt
Ich im Bache mich erblickt,
Meine Schöne so mich blenden
Daß ich nicht den Blick konnt' wenden.
Strahlt sie so von feuchter Flur,
Und ist doch mein Abglanz nur,
Wie schön muß ich selbst dann prangen.

Gesang (gleichsam Chor.)

Zu sich selbst in Lieb' gefangen
Ist die menschliche Natur.

Jetzt treten die Jahreszeiten auf mit ihren Geschenken und die Infantin ergreift den Apfel; so wie sie, trotz der Warnung der Unschuld, hineingebissen, schaudert sie zusammen

Weiß nicht wer mit Zauberblicken
Weiß nicht, wer mir's angethan,
Daß mir ist im wilden Wahn
Als brách mir das Herz in Stücken.

und stürzt ohnmächtig nieder. Zugleich nimmt auch die Unschuld einen ganz andern Ton an; Herzenseinfalt und Verderben, heißt es weiterhin, sind nah verwandt; die Unschuld hat hier überhaupt zugleich die Bedeutung der Reinheit und der Unerfahrenheit. —

Es ist eine hoch poetische Anschauung des Christenthums, daß durch den Fall des Menschen auch die Natur zerrüttet worden sei, daß nicht bloß durch einen Befehl Gottes und zur Strafe für die Unthat das Paradies in eine Wildniß verwandelt sei, sondern daß dieß die unmittelbare, innerlich begründete Folge von jener Unthat gewesen sein soll. Auch dieses Element findet in dem vorliegenden Stücke eine angemessene Bearbeitung.

Zuerst erblickt die Infantin, indem sie aus der Ohnmacht erwacht, den Frieden der Natur gestört.

Die du gestern mir gelacht,
Sonne, mit siegreichen Strahlen,
Was verlöschst du heut' in fahlen
Oeden Qualmen deine Pracht?
Zitternd Dämmerlicht der Nacht,
Luna, die im wandelbaren
Lauf noch gestern mit dem klaren
Glanze leuchtend mich umfangen
Wie kann wachsend aufgegangen
Seh' ich schwindend heut' dich fahren?
Blumen, gestern noch verstreute
Silberflocken, Purpurfunken,
Auf den Fluren farbentrunken
Warum so verwildert heute?
Du der Raubthier' lust'ge Meute
Die mit schmeichelndem Beginnen
Ich um meine Gunst sah minnen,
Bändigend dein wild Entsetzen,
Weßhalb gestern mein Ergötzen
Willst du heut' Verderben sinnen?

Und hierauf tritt dann die Zerrüttung der Natur wirklich ein — die Mächte derselben entziehen sich ihrer Einheit, das heißt eben, der Oberherrschaft der Infantin, der menschlichen Natur, welche diese als das Centrum der Natur ausübte, so lange sie sich nicht — in Liebe zu sich selbst versunken — selbst von derselben isolirt hatte.

Nämlich die Jahreszeiten sprechen unter einander, wie die Unschuld, die aber jetzt Arglist ist, sagt, von der Satzung,

Daß, was der Vernunft ermangle
Nimmer gültig erben könne,
Und da's nun mit der Infantin
Just auf dem Punct nicht ganz richtig,
Dürft sie nicht den Thron verlangen
Noch Gehorsam.

der Herbst setzt hinzu:

Das ist wahr,
Und wir leugnen nicht die Wahrheit.
In uns Allen wird sie fürder
(Aendert sie nicht ihr Bewegen)
Nimmer Diener finden, mindstens
Nicht freiwill'ge Unterthanen

worauf selbst der Verstand erwiedert:

Ihr habt Recht, denn niemals darf sie
Ihren königlichen Vater
Jemals zu beerben hoffen,
So sie fällt aus seiner Gnade.

Und so tritt der Wechsel der Jahreszeiten ein, wobei den grauen Haaren des Winters der Vortritt gegeben wird.

Sehr gut wird nun durch die Herrschaft des letzteren die nunmehr eintretende Zeit des Schreckens bezeichnet.

Unterdessen macht der Verstand bekannt, es sollen alle Aerzte aus der Nähe und Ferne herbeikommen, um Heilungsversuche bei der Infantin anzustellen.

Und ehe noch die Zeit der Herrschaft des Winters um ist, erscheint im Hintergrunde ein Schiff auf dem Meere mit einem Pilger am Steuerruder.

Der Pilger tritt ans Land, läßt sich vom Winter die Lage der Dinge erzählen, und bittet ihn um ein Nachtlager; dieser kann ihm nur eine Krippe mit Stroh in seiner Hütte anbieten; dem Pilger ist dieß gerade recht; wie er weiter geht, begrüßt ihn Musik hinter der Scene

Ehre Gott auf Wolkenschwingen
Und dem Menschen Fried' auf Erden

und der Verstand selbst will aus der Burg um ihn zu empfangen; der Pilger, der sich als einen Kaufmann vorstellt, der Waizen herbringe, erklärt dann weiter, dennoch sei ihm die Infantin verwandt

Denn solchen Adels
Bin auch ich, daß in der Himmel
Höchstem, meinem Vaterlande
Ich der zweite bin gewesen,
Ja dem ersten selbst im Range
Gleich mich stelle, da wir beide
Einer Wesenheit entflammen.

Der Pilger tritt ins Schloß ein, und zugleich folgt auch auf die Herrschaft des rauhen Winters schon die des hoffnungsvollen Lenzes.

Wir nähern uns jetzt der Katastrophe. Luzifer tritt mit der Infantin auf, und sucht sie, mit Hülfe der arglistigen Unschuld, zu bereden, ihm in sein Reich zu folgen. Sie weigert sich; da erscheint der Verstand, und kündigt die Ankunft des fremden Arztes an, der Heilung verspreche. Luzifer meint spöttisch:

Wenn unendlich jenes Gift,
Das sie trübt, nun so ist's klar ja,
Auch unendlich Gegenmittel
Heischt es dann, doch wer erfand noch
Ew'ge Mittel? Drum so gnügt
Nimmer eines Menschen Kraft hier.

Sie genügt, antwortet der Verstand. Wie da er Mensch? sagt Luzifer. Ja, und Gott auch, ist die Antwort:

Beiderlei Naturen
Wunderbar vereint umfaßt er
Göttliche und die des Menschen.

Ha, wer sagt das? antwortet Luzifer.

Pilger.
(Ein Pistol auf ihn abfeuernd.)
Mein Wort sagt es,
Das ein Lichtblitz ist und Donner.

Hierauf thut der Pilger an die Infantin eine Reihe Fragen nach ihrem Seelenzustande, die wie ärztliche aussehen: sie hat damit gebeichtet. Dann spricht der Pilger:

Feuer, Worte, Baum und Speise
Waren ihres Unheils Anlaß —
Alles Giftes Mächte weichen
Ihrem Gegentheil, und also
Denn verordne ich das Wort,
Speise hier und Baum und Wasser.

Die Infantin muß sich zuerst im Borne baden: das ist die Taufe — dann erscheint ein Todtengerippe in einem Baumstamme und auf dem Wipfel ein Kreuz — endlich zeigen sich auf dem Gipfel des Kreuzes Kelch und Hostie. Und damit ist denn Luzifers Macht gebrochen, und der Verstand spricht zum Pilger:

Da nun Leben neu gewonnen
Die Natur, der Welt Infantin,
So nimm sie als Braut denn hin.

Der Pilger führt die Infantin auf dem Schiffe von dannen, die Unschuld wird wieder was sie war, und das Stück schließt.

Gesang der Unschuld.

Sieh, nun ist die Macht gebunden,
Die voll Tücke sann auf Tod,
Denn im Apfel hat das Brod
Alles Herbe überwunden,
Und sein Gift gelöst in Frieden
Und die Hölle gähnt verdrossen —

Alle.

Weil demselben Stamm entsprossen
Gift und Gegengift hinnieden.

Wir beschließen diese Darstellung mit den Worten Göthes, die derselbe bei Gelegenheit eines italienischen Gedichtes, das die Hochzeit Christi und einer Klosterjungfrau feiert, ausgesprochen: (38 S. 211.)

„Jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der römischen Kirche am besten gelungen sei, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat."

Dem in diesem Stücke vorhandenen Grundgedanken ist die Stellung der Sultanin in Ferdinand dem Heiligen analog. So wie nämlich der christliche Ritter die Jungfrau Maria als eine geistige Geliebte in den Kampf begleitet, so bedeutet jene Sultanin das Gesetz der Mohamedaner, den Koran. Als solches bringt sie am Anfange des Stückes in Abenjoseph's Schlafzelt ein, und fordert ihn zum Kampfe auf. Dieser antwortet:

Bist du meine Religion,
Wohl, so bist du eine Dame,
Die zu schützen mir geziemt
Bis zum Tode mit den Waffen,
Ohne daß man andern Grund,
Als zu schützen sie, verlange
Deum, den Kampf mit anzuschauen,
Scheide nicht! zu tausendmalen
Freud'ger ja im Angesicht
Der Geliebten läßt sich's schlagen.

Darauf sie erwiedert:

Wackres Wort! Und meiner Freiheit
Dann gebrauch ich; schon gewahrt ichs
Oft ja, wie Allegorie
Und Geschicht' einträchtig walte —
So, ein Widerspiel von Beiden
Bin ich mit dir.

Wilhelm Danzel.

Novitäten.

Die Menschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein von J. G. Kohl. Drei Bände. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.

Der unermüdliche Reisende — denn wie sind nicht gesonnen, dem Verf. sein epitheton perpetuum zu rauben — beschenkt uns hier mit einer neuen Arbeit. Man hat neuerdings Klage darüber geführt, daß er seine Bücher fabrikmäßig anzufertigen beginne. Wenn damit ein oberflächliches Wesen bezeichnet sein soll, so kann dieß insofern von dem vorliegenden Werke nicht behauptet werden, als der Verf., wie er gelegentlich anzumerken nicht vergißt, da er an der Unterweser geboren

und erzogen ist, von vorn herein eine gewisse Kenntniß von diesen Nordseeländern, und für das, was ihm in einem andern Theile desselben, als den er aus seinen Jugenderinnerungen kannte, vorkommen mochte, wenigstens eine richtig gestimmte Empfänglichkeit besaß. Daß ihm in Folge dessen Fehler der Art, wie sie ein Reisender, der von ganz fremden Gesichtspuncten ausgeht, leicht begehen kann, nicht begegnen, glaubt Ref., der selbst der Geburt nach einem dem Landstriche, welchen er behandelt, noch näher gelegenen Orte angehört, bezeugen zu können. Man findet in diesem Buche ein treues und lebendiges Bild jener eigenthümlichen Küstenverhältnisse. Nur wäre freilich zu wünschen, daß dasselbe nicht so ganz und gar den Charakter leichter Unterhaltungslectüre trüge. Es fällt dieß an allerentschiedensten auf, wo der Verf. von den Halligen an der Schleswigschen Küste spricht. Hier nimmt sich seine Darstellung nicht bloß ganz wie eine Ergänzung der Biernatzkischen Novellen aus, sondern er fühlt sich offenbar durch diese beschränkt und die besten Stoffe bereits von ihnen in Beschlag genommen. Von dieser Concurrenz mit einem belletristischen Product abgesehen, aus der für sein Buch eine gewisse Gleichartigkeit mit demselben folgt, finden sich auch bei ihm im Einzelnen gar manche derartige Elemente, die nur darum unter den statistischen, geographischen oder zoologischen Elementen nicht unangenehm auffallen, weil diese an und für sich etwas von dem Geiste derselben eingesogen haben. Wir rechnen dahin die häufige Anwendung ganz populärer und selbst verbrauchter Dichterstellen, z. B. aus Schiller; besonders aber den Traum oder die Vision, welche er auf der Lootsenfahrt bei Sylt gehabt haben will, und in die er die vorher erzählten friesischen Sagen zu einem Ganzen zusammenfaßt — so wie endlich eine gewisse Spaßhaftigkeit, wie man sie bei einem so weit gereisten und ohne Zweifel weltgebildeten Manne nicht suchen sollte, z. B. die Uebersetzung von Hamlets Monolog in die schleswigsche Aussprache des Hochdeutschen. Es gemahnt dieß etwas an die alte Einbildung der Bewohner des meißnischen Kreises, unter denen sich der Verf. gegenwärtig aufhält, daß sie allein das Deutsche richtig sprächen und das Recht hätten, über alle andern „Provinzen" zu spötteln. Ueberhaupt stellt sich das Buch gar zu sehr als ein solches dar, das bloß auf die Süßwasserleute berechnet ist. Ist doch gar Vieles darin aufgehäuft, das jeder beliebige Leipziger Bäckermeister, der ein paar Wochen in Wyk auf Föhr badet, eben sowohl mit zurückbringen kann; es wird den Leuten nur die Freude verdorben, daß sie nachher zu Hause was Rechtes zu erzählen haben. Die Föhringer oder ihre Sanddünen und Austerbänke könnten Herrn Kohl als einen argen Plagiarius anklagen. Auch hat es etwas Beleidigendes, von einem deutschen Volksstamm auf solche Weise wie von einem halb wilden Volke, als von einer besondern Merkwürdigkeit erzählen zu hören; es muß dieß die schon erwähnte Selbstüberhebung derer, die zufällig hochdeutsch reden, sehr erhöhen. Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß sich hier auch manches wissenschaftliche Material besprochen findet, aber theils ist es der Art, daß man sich durch dasselbe aus der belletristischen Sphäre nicht erhoben fühlt — so erinnert z. B. der Abschnitt über die Spitzenindustrie in Jütland und Schleswig auf das entschiedenste an den Abschnitt vom Garnspinnen in Göthe's Meister — sondern es mischen sich hier auch bisweilen so entschieden unwissenschaftliche Elemente ein, z. B. wo unter den Hypothesen über die Herleitung der Nachsylbe um in friesischen Dorfnamen auch der Einfall eines Badegastes, es sei die lateinische Neutralendung, nicht verschwiegen wird! — daß man sich, wenn man eben etwas anderes sucht als ein raschwechselndes Spiel von allerlei Vorstellungen und Bildern, nothwendig verstimmt fühlen muß. Für die Schleswig-Holsteinsche Sache ist endlich das Buch nicht von großer Wichtigkeit. Daß der Verf. nicht sehr entschieden die Partei der Deutschen ergreift, wollen wir ihm nicht so hoch anrechnen, wie es der Recensent desselben in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gethan hat; als Herr Kohl in der Gegend reiste und seine Notizen sammelte, waren wir alle noch nicht so begeistert, auch mag man es einem solchen Zugvogel nicht verargen, wenn er die Verhältnisse der Völker und Staaten ein wenig aus der Vogelperspective betrachten lernt. Um desto dankbarer sind übrigens die Bemerkungen über das Vorschreiten der deutschen Sprache nach Norden anzunehmen; eben jene Gleichgiltigkeit spricht nur um so entschiedener für ihre Richtigkeit. Außerdem ist das Buch für die Schleswig-holsteinsche Sache auch insofern nicht von großer Erheblichkeit, als es erstlich in zwei Drittheilen einen Distrikt und ein Sprachgebiet bespricht, die bei jener Sache zunächst nicht in Betracht kommen, nämlich die Friesischen Lande, und zweitens in dem dritten Drittheil nur ein kleiner Theil von Schleswig-Holstein geschildert wird, nämlich die östlichen Marschen, während doch der größte Theil des Landes Geestboden ist, und als der Hauptheerd der deutschen Agitation zunächst das östliche Land, wo Kiel und die Besitzungen der Augustenburger liegen, betrachtet werden muß. Dieser letztere Punct ist nicht ohne Wichtigkeit; wären alle Bewohner Holsteins Seefahrer, oder auch nur reiche Marschbauern, die beide vermöge der Naturverhältnisse überall in entschiedener Demokratie leben so hätte sich dort ein viel entschiedener Freiheitssinn geltend gemacht, und namentlich hätte die Nortorfer Versammlung nicht einen solchen Ausgang genommen, aber die Holsteiner sind nicht alle Dithmarschen, im innern und östlichen Holstein aber ist der Landbesitz in wenige Hände concentrirt, und das Volk daher arm und wenig zahlreich; es ist bekannt, daß auf den adligen Gütern die Leibeigenschaft noch gar nicht sehr lange aufgehoben ist, und es darf hinzugefügt werden, daß der Bauer an manchen Orten, wo er unter geringem Drucke stand, darin durchaus keinen großen Gewinn zu entdecken gewußt hat. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß mit allen diesen Bemerkungen dem Buche seine Bedeutung als interessante und vielfach belehrende Lectüre nicht geschmälert werden soll; es wäre im allerhöchsten Grade zu wünschen, daß dergleichen Bücher alle und jede gewöhnliche Romanlectüre auf ewige Zeiten verdrängten, denn hier findet man theils gesunde Natur, Schilderung des Wirklichen, andrerseits eine Ablenkung von der subjectiven Innerlichkeit ins freie offene Leben, während die Romane, die meistens von Herzensangelegenheiten handeln, auch bei allgemein sittlicher Haltung immer etwas entnervendes haben. Nur daß eine solche Production sich denn doch über die Unterhaltungslectüre im besseren Sinne nicht erhebt, daß die vorliegende Reise als eine wissenschaftliche Quelle zur Kenntniß dieser Lande nicht zu betrachten sei, wollten wir hier gelegentlich einmal accentuiren.

—t—

Schuster Müller. Eine Geschichte für Junge und Alte, von C. Mücke. Auch unter dem Titel: Volksbücher. Herausgegeben vom norddeutschen Volksschriften-Vereine. 2 Lief. Berlin, Adolph Rieß (o. J.)

Eine ganz nach dem Leben gezeichnete Geschichte, in welcher die schlimmen Folgen einer zu nachsichtigen, aus schwächlicher und zugleich stolzer Elternliebe hervorgegangenen Erziehung geschildert werden.

Die Erzählung wechselt häufig mit Dialogform und erhält dadurch größere Lebendigkeit. Zugleich weiß der Verf. allerlei praktische Belehrungen und brauchbare moralische Lebensvorschriften in die Darstellung der Geschichte auf ungezwungene Weise so zu verflechten, daß sie dem Leser ganz natürlich aus dem Gange der Geschichte zu resultiren scheinen. — Die Form des Ausdrucks ist einfach und populär und im Ganzen angemessen und sinkt nur selten ins Triviale herab.

R.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 16.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Städtephysiologieen.

Von

W. Jordan.

1. Königsberg und die Königsberger von Dr. Alexander Jung. Leipzig, H. Kirchner 1846.
2. Zur Kenntniß von St. Petersburg im kranken Leben. Von Aurelio Buddeus. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cottascher Verlag 1846.
3. Berliner Skizzen, Bilder und Charakteristiken aus dem Leben der Gesellschaft. Von Albert Fränkel und Ludwig Köppen. Berlin, A. Rieß 1846.

Die Zusammenstellung der beiden ersten Bücher ist deshalb interessant, weil dieselben in der ganzen Art ihrer Auffassung und Methode schnurgerade Gegensätze bilden. Man braucht das Urtheil über das eine nur umzukehren, um die richtige Würdigung des andern zu erhalten. Die Verfasser, der erste ein spekulativer Philosoph, der andere ein junger Arzt, bei dem eine vielseitige wissenschaftliche Durchbildung alles widerwärtige Fakultätenthum abgeschliffen hat, so daß er sein Fachwissen mit unbefangener Anspruchslosigkeit der Publicistik zu Diensten stellt, haben sich jeder einen interessanten Kollektivorganismus zum Vorwurf ihrer Darstellung genommen, ihre Betrachtung aber auf entgegengesetzte Weise angefangen. Jener giebt uns kaum die dunkeln, nebelhaften und vielfach verschwimmenden Umrisse einer Silhouette, nach welcher sich nur Der eine Vorstellung vom Original machen kann, der sie in der Erinnerung schon fertig, nur eines Anstoßes bedürftig, liegen hat. Dann erzählt er uns sogleich von den innern Regungen, vom Wesen, vom Geist, von der geschichtlichen Bedeutung seiner Gestalt, ohne uns ihre eigne Geschichte zu geben. Der Leser erhält eine Reihe von Behauptungen über die in Rede stehende Kollektivperson, die er entweder glauben oder nicht glauben kann, je nachdem es ihm beliebt, denn keiner der gegebnen Züge hat das Ueberzeugungerzwingende eines Porträts, vor dem man unwillkürlich ausruft, es muß getroffen sein, auch wenn man das Original niemals gesehen hat.

Der Andere scheint sich gleichsam mit einer Zehe des Riesenleibes begnügen zu wollen, aber indem er diese Zehe vor uns zergliedert und dabei selbst das Geringfügigste und Unscheinbarste nicht verschmäht, setzt sich unerwartet das Bild der ganzen Gestalt vor unsern Augen zusammen, in einer Schärfe der Linien, in einer Durchsichtigkeit seiner Natur, die nichts zu wünschen übrig lassen, und bevor noch mit einer Sylbe des Wesens, des Geistes erwähnt worden ist, der diesen Organismus belebe, können wir diesen Geist bereits mit Händen greifen.

A. Jung erklärt von vorn herein, sein Buch sei kein ängstliches Referat, sondern eine freie Produktion, eine Art dramatischen Gedichts, in das er die Königsberger Situationen und Charaktere verwoben (Vorw. S. IX.); es mache keine Ansprüche auf die ordinäre buchstäbliche historische Treue, sondern bemühe sich, die Wahrheit in einem viel höhern Sinne vorzutragen, nämlich von seinem Standpunkte aus. (S. VIII.) Er nimmt sich vor, nicht gewissenhafter zu sein als der Maler, welcher keinen Anstand nehme einem Greise das „idealische Lockenhaar der Jugend zuzuurtheilen;" denn seine Absicht sei „vor Allem" den Geist des Königsberger Lebens in lebendigen Gestalten zu concentriren. Kurz, er giebt sich von Anfang an unumwunden als Idealist als — Geisterseher zu erkennen.

A. Buddeus dagegen läßt den Geist Petersburgs vorläufig ganz aus dem Spiel und beschreibt uns frischweg die Wasserläufe, Kanäle, die Art der Straßenfestigung im Morast, ja, die Kloaken der Czaarenstadt und wahrlich, aus der höchst materiellen, höchst buchstäblichen Besprechung solcher grausam unidealischen Themata fallen ganz von selbst die hellsten Streiflichter auf den Geist nicht nur der nordischen Residenz, sondern des ganzen Russenthums. In sich selbst festbegründet und unwiderleglich stehen die Resultate des ersteren da, denn sie sind Schlußpunkte naturgesetzlicher Entwickelungen: wie zerflatternde Wolkengebilde, wie ein gespenstischer Reigen jagen die Meinungen des Philosophen an uns vorüber ohne einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen; denn man malt nur Schemen auf die Leinwand, wenn man es als unwürdig der Kunst verschmäht zuvor Fleisch und Bein mit anatomischer Treue und peinlichster Gewissenhaftigkeit nachzubilden.

Nach seinem Buche muß man schließen, daß A. Jung noch wenig in der Welt herumgekommen ist; denn sonst, sollte man denken, würde er nicht eine Menge von Dingen mit dem Anspruch, das Interesse des Lesers zu erregen, weitläufig aufführen, die jede größere Stadt aufzuweisen hat und aus denen, in seiner Schilderung wenigstens, nicht der mindeste eigenthümliche Zug für Königsberg zu erbeuten ist. Daß z. B. auch Königsberg seine pfeifenden und Diebe greifenden Nachtwächter hat, wie uns eine volle Seite lang mit vielem Phrasenputz erzählt wird, dürfte just keine große Merkwürdigkeit sein. Eben so

begreiflich wird es jeder finden, daß es dort eine Anzahl Konditoren giebt. A. Jung sagt, ungefähr eben so viel als in Leipzig Buchhändler; eine Angabe, die meines Wissens mindestens mit 5 zu dividiren sein dürfte. Man weiß, daß auch der hohe Norden seine heißen Sommertage hat, kann sich's also vorstellen, daß besagte Konditoren ganz wie andrer Orten Gefrornes feilhalten und es den Gästen nicht in die Hand thun, sondern „in Tassen und Schaalen zur Erquickung reichen" werden, auch ohne daß man es gedruckt liest. Nun aber gar beim Namen des Konditors Feige an die „bekannte liebliche Frucht," bei Pomatti, der allerdings auch Obstkuchen bäckt, an das lateinische Wort pomum, bei Dölitscher vollends an deliciös zu erinnern, und solchen Quartanerwitz, den man selbst gesprächsweise nicht riskiren dürfte ohne ausgepfiffen zu werden, noch drucken zu lassen: das ist doch wahrlich über alle Begriffe läppisch und abgeschmackt. Hätte Herr Jung, statt solche geistreich sein sollende Plattheiten aufzutischen und zu bemerken, „wie die Werke der Zuckerplastik eben so wenig dem Zahne der Zeit als dem des Mundes lange widerstehen," lieber zu erklären versucht, wie es kommt, daß im Allgemeinen der Norden den Süden in gastronomischen Künsten übertrifft und warum namentlich in Bezug auf Gebäck Mitteldeutschland, wo das schon Kuchen heißt was in Norddeutschland schlechtweg Weißbrod, höchstens Fladen genannt wird, so weit in der Kultur zurückgeblieben ist: so würde sich an das Konditorthema immerhin manche interessante Bemerkung haben anknüpfen lassen. Es heißt aber, die jetzt ohnehin geringe Geduld der Leser auf eine harte Probe stellen, welche die wenigsten überstehn werden ohne das Buch unwillig zuzuklappen, wenn man ihnen gleich Anfangs mit den leichtesten und witzlosesten aller Witze, mit Namenswitzen zusetzt. Es übersteigt doch wahrlich jedes Maaß von Erträglichkeit, wenn Herr A. Jung, indem er seinen Tadel ausspricht über die zu große Ueberladenheit des Innern der neuen altstädtischen Kirche mit einem „Wald von Säulen", sich dabei die Bemerkung erlaubt, wenn einmal ein gewisser Königsberger Prediger Namens Wald in dieser Kirche predigen sollte, würde man in der That den Wald vor lauter Bäumen nicht sehn; oder wenn er den Vornamen des Herrn Professors Cäsar v. Lengerke in Tribut nimmt, um zu bemerken, daß dieser „unser Cäsar, oder vielmehr die Muse ihm trotz aller Störungen durch Amts- und Zeitverhältnisse mannichfaltige Gedichte diktire" wie „der römische Cäsar vorzutragen, zu schreiben und dennoch vier bis fünf Briefe zu diktiren vermochte."

Königsberg ist Herrn A. Jung eigentlich nichts als ein Anlaß, über allerlei Ideen zu reden, ein Haken, an dem er seine inwendige Poesie und Philosophie herauswickelt. Wer von der Stadt und ihren Leuten noch keine Vorstellung hat, wird durch dieses Buch wahrhaftig keine bekommen. Es gehört zu der Klasse von Büchern, die es darauf abgesehen haben, geistreich zu sein und in denen man nichts weiter zu suchen hat, als eine selbstvergessene Hingabe des Schriftstellers an seinen Gegenstand. Mit solcher geistreichen Literatur aber, in der sich überall nur eine Subjectivität, wenn auch mehr oder minder versteckt in pfauenhaftem Phrasenputze breit macht, sind wir längst bis zum Ueberdrusse gefüttert. Es liegt in unserer Zeit ein so entschiedenes Trachten nach der nüchternen Gediegenheit des Thatsächlichen, nach einer gründlichen Erkenntniß, die sich Schritt vor Schritt und ohne die phantastischen Sprünge einer vorwegnehmenden Philosophie aus dem Materiellen aufbaue und den Stoff selbst in dem emporsteigenden Verlauf, den wir seine Vergeistigung nennen, in möglichst heller Durchsichtigkeit darstelle, daß man die nachzüglerischen Produkte der glücklich überstandenen geistreichen Literaturepoche mit Widerwillen zurückweist, wie Zuckerwerk nach Weihnachten. Auch ist das Geistreichsein, das zum sehr großen Theil weniger Eigenthum des Einzelnen als der Sprache in ihrer außerordentlich vorgeschrittenen Ausbildung durch Philosophie und Poesie ist, viel zu leicht, allgemein und billig geworden, als daß es noch wo anders als im leichten Salongespräch beim Theetisch, wo es allerdings seine recht eigentliche und legitime Sphäre hat, zu einiger Geltung durchdringen könnte. Man kann heutzutage in der That von einem Buche kaum weniger sagen, als wenn man ihm zugesteht, es sei geistreich. Das Geistreichsein ist das Virtuosenthum der Literatur, und die Sprache ist das Instrument, welches dasselbe mit seinen Kunststücken abmartert. Wie jetzt das Virtuosenthum in der Musik bereits der Verachtung anheimfällt, um schließlich theils in der Rubrik der Possenreißerei, theils in jener der künstlichen Kinderkrankheiten untergebracht zu werden, eben so geht das literarische Virtuosenthum mit seinem täuschenden Phrasengeklingel, welches nicht mehr ausreicht den Mangel gediegnen künstlerischen und wissenschaftlichen Inhalts zu verbergen, mit schnellen Schritten seinem erwünschten Ende entgegen, um bald nur noch in den Schulaufsätzen der Gymnasiasten die letzte Phase seines Daseins zu durchleben. Allein das Buch über Königsberg und die Königsberger ist mehrentheils nicht einmal geistreich; sonst könnte es unmöglich so oft zu Fadheiten seine Zuflucht nehmen, die mit den angeführten Namenswitzen von gleichem Kaliber sind.

Der Verfasser ist Einer von denen, die überall thun als seien sie im Besitze des wahren Geheimnisses der betreffenden Sache, als würden sie erst das Wesen derselben überraschend neu und klar darthun, aber als müßten sie es einstweilen noch ein wenig aufschieben; als schwebte ihnen immerdar das rechte Wort auf der Zunge, ohne daß sie es jemals bis über die Lippen bringen könnten. Seine Rede ist ein Tasten und Tappen im Dämmerlicht, er hat nirgend eine klare, scharfe und ganze Anschauung, sondern übersieht von Allem immer nur Bruchstücke und phantasirt sich aus diesen auf gut Glück ein Ganzes zusammen, ohne daß die Grenzlinien seiner geträumten Schattenrisse mit den wirklichen Formen der Gegenstände jemals zusammenträfen. So gleicht er jenem Maulwurf in der Fabel, der aus der Beere allerdings auf den Stengel, von diesem auf den Zweig, von diesem weiter fort auf den Stamm schloß und es trotz dieser zum Theil richtigen Schlüsse doch nur zu einer aben-

teuerlichen Vorstellung vom Baume brachte, während jeden Andern ein aufmerksamer und heller Blick auf die wirklichen Bäume leicht und sicher zur Wahrheit führt.

Bei dem angegebenen Standpunkte ist es Herrn Jung natürlich unmöglich, irgend etwas auf eine einfache, natürliche und ungeschmückte Weise herauszubringen. Er will und muß durchaus überall poetisch sein. Seine Poesie ist aber nicht die wesenhafte nackte Schönheit des wahren erschöpfenden Gedankens, sondern das bunt beflitterte Harlekinsmäntelchen einer bilderreichen, bombastiischen Ausdrucksweise, welches den oft verrenkten Gliedern seiner Marionettchen umgehängt wird. Anstatt z. B. bei der Beschreibung der Vorstadt einfach zu sagen, daß sie hauptsächlich von Juden bewohnt ist, die man besonders an Feiertagen in ihrer jedermänniglich bekannten Tracht an den Thüren stehn und herumspazieren sieht, muß er sich so ausdrücken: ... „sie (die Vorstadt) bekommt sogleich einen eigenthümlich orientalischen Charakter durch die seltsamen Gestalten in langem schwarzseidenem Talar, in kurzen Beinkleidern von demselben Stoffe, mit Schuh und Strümpfen, breitgekrämptem Hut, langem Stab in der Hand, die .... mit ihren langen schneeweißen Bärten in den scharfgeschnittenen Gesichtszügen von dem frischesten Inkarnat immer noch ein Stück patriarchalischen Stillebens, immer noch eine heilige Erinnerung an die geliebte Heimath des alten Kanaan tragen und um so mehr mit dem Zeitgeiste kontrastiren." Schade, daß er nicht noch darauf aufmerksam gemacht hat, wie der Vorübergehende auch an das heilige Manna erinnert wird durch den Duft seines heutigen Surrogats, des Knoblauchs.

An einer andern Stelle beklagt sich der Verfasser über den Mangel einer höheren befriedigenden Geselligkeit. Es herrsche, meint er, gerade jetzt wieder eine triste Abgeschlossenheit in geistlose Coterien und die Geselligkeit werde von noch geistloseren Tendenzen beherrscht. (S. 384.) Anstatt nun aber diese keck hingestellte Anklage näher zu begründen, das Coterienwesen zu bezeichnen und die geistlosen Tendenzen anzugeben, oder auch nur sein Ideal von der Geselligkeit, welches er nicht verwirklicht finden könne, zu entwickeln, bricht er wieder in ein paar sentimental sehnsuchtsvolle poetische Phrasen von der bezeichneten Art aus, die den Mangel einer bestimmten Vorstellung verhüllen sollen. „Wo ist die Tafelrunde der Wirklichkeit, nach jenem reizenden Bilde des Königs Arthus und seiner Ritter, für eine höhere Geselligkeit nach des Tages Last und Mühe, nach so vielen herben Prüfungen des Geschicks und Verkennungen von Seiten gewöhnlicher Naturen? Wo sind die Zusammengehörigen, die einander verstehen, die einander fördern könnten, wenn sie nur zusammenträfen? Sie sind in unserer Zeit vollends zerstreut in alle Enden der Welt und wollen sich nicht mehr zusammenfinden. Sind sie etwa aus, den heiligen Graal, den Lebenskelch ewiger Poesie und zwar der Wirklichkeit zu suchen? Aber — sie kehren jetzt nicht zurück und die Meisten der Besseren bleiben jetzt einsam! —" Es ist freilich kein Wunder, daß man einsam bleibt, wenn man eine ganz eigne mythologisch-phantastische Geselligkeit von Geweihten für sich beansprucht, und dem Verlangen nach einem ausgewählten Kreise „wie noch in Weimar" kann man mindestens nicht den Vorwurf machen, daß es aus einem zu geringen Selbstgefühl hervorgehe. Allein vernünftige gesellige Ansprüche zu befriedigen ist, sollte ich meinen, in unserer Zeit sogar viel leichter geworden, als ehedem. Der Kreis der Bildung hat sich mächtig ausgedehnt, die Scheidelinien der Stände sind mehr und mehr in einander verschwommen und fast jede Thätigkeitsrichtung hat sich bei dem allgemeinen Fortschritt mehr oder minder von der Wissenschaft berühren und durchdringen lassen müssen. Vom Königsberger geselligen Leben insbesondere aber hat Ref. wenigstens Erinnerungen mitgenommen, die zu den schönsten und freundlichsten gehören, so daß er noch immer unbedenklich geneigt ist, die Pregelstadt in dieser Beziehung weit über alle andern großen Städte zu stellen, die er kennen lernte. Und daß in den letzten vier so entwickelungsreichen Jahren die Königsberger Geselligkeit sich so zum Nachtheil verändert haben sollte, kann er nicht glauben.

Wo der Verfasser einmal die Thatsachen, wenn auch nur theilweise, gewähren läßt, da wird er interessant und beweist zugleich, daß er bei energisch verzichtender Aufopferung seines bisherigen subjectiven Gebarens wol im Stande sein würde Gediegnes zu leisten. Dieß gilt von der Schilderung des Abends in der Königsberger Bürgergesellschaft, der befriedigendsten Partie des ganzen Buchs, die großentheils auch in gefällig natürlicher Form geschrieben ist. Schade nur, daß auch hier oft unverkennbar Herr A. Jung aus den Rednern herausspricht, die er aufführt und von denen Ref. (selbst früher ein Königsberger) Manchen zu erkennen geglaubt hat. Auch wo dies dem Anscheine nach nicht der Fall ist, läuft dennoch im Leser stets ein gewisses Mißtrauen nebenher, weil der Verfasser von Anbeginn eingestanden hat, nach einer höheren Wahrheit als der thatsächlichen Wirklichkeit streben zu wollen.

Außer durch solche unerwünschte Art von Poesie wird der Stoff unserer Betrachtung besonders auch dadurch entrückt, daß der Verfasser von vorn herein den Socialismus zu Grunde legt und nun das, was er uns von der Stadt zu erzählen hat, überall zu einem Beleg für diesen Socialismus modelt.

Weil nun einmal eine Menge von Stimmen den Socialismus für eine Hauptspitze erklären, in welche die Bestrebungen der Gegenwart zusammenlaufen, glaubt auch A. Jung die socialistische Tendenz zum Hauptstichwort seiner Schrift machen zu müssen, und verfällt damit gerade in den Fehler, den er selbst in den ersten Zeilen derselben rügt. „Auf den Socialismus sind jetzt alle besseren Bewegungen hingerichtet" sagt er, und so muß denn auch Königsberg zum Besten des Socialismus herhalten. Man würde sich jedoch sehr irren, wollte man unter dem Socialismus des Herrn Jung das sehr bestimmte System von Ansichten und Glaubenssätzen verstehen, welches der gegenwärtige allgemeine Sprachgebrauch mit diesem Namen bezeichnet: das System, welches der individuellen Freiheit die Gemeinschaft, der freien Produktion, der Konkurrenz,

der Macht des Kapitals die erst zu ermittelnde Organisation der Arbeit und ein Gemeindeleben in einer noch utopistischen Klosterform (phalanstère) gegenüberstellt. O nein, die Welt hat sehr Unrecht, wenn sie meint, das sei Socialismus, was die Socialisten und alle Uebrigen so nennen. Herr Jung wird es ihr sagen, was sie fortan so nennen hat, was der wahre Socialismus, d. h. eben der des Herrn A. Jung ist. „Socialismus ist keinesweges schon das, was heutigen Tages von schwärmerischen Parteimännern aller Art selbstzufrieden dafür ausgegeben wird. ... Der Lebenspuls des wahren Socialismus ist Gemeinsinn, Hingebung, Selbstentäußerung." (S. 42.) Weiterhin merken wir, daß eigentlich nichts als die Geselligkeit der Socialismus ist, den Herr Jung meint und dessen Entwickelung in der neuesten Geschichte Königsbergs vorliege. „Erst dieses, heißt es an einer andern Stelle, daß man die öffentliche Verbindung für die Förderung der Wahrheit, des Rechtes, des Gesetzes in der größten Mannigfaltigkeit schlingt, in der weitesten Ausdehnung und solches Streben in einer Verfassung konstituirt, dieses erst ist Socialismus." So wird der höchst bestimmte scharfe Begriff, den gegenwärtig Jedermann vom Socialismus hat, wenn er sich nur ein wenig um ihn bekümmerte, und den man als ein historisches Faktum bestehn lassen muß, wenn man nicht fälschen will, völlig verwischt und abgeflacht zu einer weiten liberalen Phrase, in die man alles mögliche und zuletzt am Ende auch den Socialismus, mit hineinstecken kann. Dekretiren zu wollen was der Socialismus sei! Es ist zu seltsam. Es ist als wollte man per Ukas befehlen, daß hinfort nicht die Kirschen Kirschen sein sollten, sondern die Heupferde. Aber so fehlt es Herrn Jung und überhaupt aller übermüthigen Autonomie der aus Nichts schaffenden Spekulation aller Orten und in allen Dingen an jedem Respekt vor den Thatsachen. Bald sind sie in ihrer hausbackenen Wirklichkeit nicht schön genug und müssen poetisirt, bald in ihrer handgreiflichen Wahrheit nicht philosophisch wahr genug und müssen zur höheren Wahrheit des Schriftstellers emporgeschroben werden; in beiden Fällen aber ist der Erfolg kein anderer, als daß sie unkenntlich werden und zuletzt als haltlose Schemen der Willkür in der Luft schweben.

Kurz, das ganze Buch hat nur einen persönlichen, keinen historischen Charakter. Dieß zeigt sich namentlich auch in der katalogartigen Aufführung der hervorstechendsten Persönlichkeiten, deren Bedeutung gerade aus der Geschichte der Stadt hervorspringen müßte. Jakobi und Rupp wären dann als die von der inneren Natur Königsbergs geschaffenen Centra, der eine für die politisch-, der andere für die religiös-oppositionelle Bewegung erschienen, statt daß uns jetzt in beliebigem Augenblicke er abrupto ein paar halbkenntliche Schattenrisse beider Männern hingeworfen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Novitäten.

Preußenlieder von George Hesekiel. Magdeburg, Heinrichshofen.

Dreizehn Lieder im Volkston auf preußische Kriegsthaten in den Franzosenkriegen — wenig Poesie, aber der Volkston gut getroffen — kommen etwas spät, nachdem der preußische Patriotismus sich zum deutschen erweitert hat. Warum sie Geibeln gewidmet sind, ist nicht wohl abzusehen. Eins der besten: „Ein Mädchen als Husar" beginnt:

Und ein Mädchen jung an Jahren
Fürchtet Tod nicht und Gefahren,
Und's Gesichte weiß und zart
Das verstellt ein schwarzer Bart,

Stiefeln an dem weichen Beine,
Pelz und Dollmann trägt die Kleine,
Und den Säbel in der Faust
Hat sie dem Papa gemaust;

Glaubt's nur Brüder, nicht ein Jeder
Hielt wie sie so blank das Leder
Und die Sporen, Sapperment,
So war sie beim Regiment!

M.

Byron's Ritter Harold von Adolf Böttger. Diamantausgabe. Leipzig, O. Wigand.

Es ist dieß eine Prachtausgabe en miniature einer bereits anerkannten trefflichen Uebersetzung, in höchst elegantem Bande mit goldnem Emblem und Goldschnitt und mit dem Portrait Byrons in Stahlstich geschmückt. Für die, welche Böttgers Uebersetzung noch nicht kennen, theilen wir folgende Probe derselben mit:

An Inez.

Nicht lächle meinem trüben Blick,
Ach wiederlächeln kann ich nicht,
Mag nie mit Thränen das Geschick
Vergebens trügen dein Gesicht.

Und fragst du, welch geheimer Schmerz
Mir alle Lust und Jugend raubt,
So prüfst du nur umsonst dieß Herz,
Das nie an Schmeichelei geglaubt. — —

Kann, wer verbannt ist, sich entfliehn? —
Und geh' ich in die Welt hinein,
Wird mit mir Gift des Lebens ziehn,
Der Dämon — der Gedanke sein. —

Die Flüche der Erinn'rung ziehn
Mit mir auf jedem Schritt und Tritt,
Und nur der Trost ist mir verliehn,
Daß ich das Schlimmste längst erlitt.

Was ist das Schlimmste? — Frage nicht,
Aus Mitleid stell das Forschen ein,
O lächle stets, doch wage nicht
Dieß Herz zu sehn voll Höllenpein.

Gb.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 17.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Städtephysiologieen.

(Fortsetzung.)

A. Jung ist ein moderner Mystiker. Mit den meisten Wurzeln seines Wesens haftet er noch innig fest in der alten Weltanschauung der Phantasie, die sich nur aus oberflächlichen Wahrnehmungen und poetischen und abstrakten Ausdrücken derselben, aus Mythen und Philosophemen zusammensetzte, und welcher die nur durch die exacten Wissenschaften erarbeitete und darum rein wissenschaftliche Weltanschauung in unversöhnlicher Feindschaft gegenübersteht. Allein diese Feindschaft ist es eben, die er schlechterdings nicht zugeben will; denn er beansprucht für sich das Recht mit dem einen Bein und mehr als halbem Leibe drüben, mit dem andern hüben zu stehn. Besonders klar sprach sich dieß in einer Kritik Ludwig Feuerbachs aus, die vor etwa vier Jahren in seinem seitdem so viel ich weiß eingegangenen Königsberger Literaturblatt stand. Die außerordentliche Bedeutung, den großen Gedankenfortschritt des „Wesen des Christenthums" vermochte er nicht zu leugnen, ja, er spendete dem Buche das allerreichlichste Lob. Nichts destoweniger sprach er sich auf das entschiedenste ablehnend gegen den wesentlichen Inhalt aus und nannte den Grundgedanken des Werks einen großen Irrthum. In solchen Halbheiten hat er sich stets bewegt. Er behauptet in sich die Versöhnung dieser Gegensätze zu tragen und besteht bei jeder Gelegenheit mit großer Eifersucht darauf zu der Partei des Fortschritts, zu der jungen Welt zu gehören, während er in demselben Athem die klaren Tendenzen und die höchst bewußten Loosungsworte derselben verwirft, wenigstens in dem Sinne verwirft, wie sie von Allen gemeint werden und wie der Sprachgebrauch sie festgestellt hat. So behauptet er, wie wir sahen, entschieden unter der Fahne des Socialismus zu stehn, aber er hat seinen ganz eignen selbstgemachten Socialismus für sich, aus dem Niemand recht klug werden kann. So giebt er zwar zu, daß eine Versöhnung mit der Wirklichkeit, mit dem Irdischen einen Hauptzug im Charakter unserer Zeit ausmache, doch fällt es ihm weder ein, dem Materiellen und den materiellen Bestrebungen ihr Recht widerfahren zu lassen und die Wirklichkeit zu respektiren, mit welcher er vielmehr in seinen Arbeiten auf das idealisch-willkürlichste umspringt, noch kann er einräumen, daß die Art und Weise, wie sich die Literatur mit dem Irdischen, mit Sinnlichkeit und Fleisch ausgesöhnt habe, die rechte sei. Er meint vielmehr (S. 382), die Poesie sei dadurch unendlich heruntergekommen, daß sie sich trotz alles Weltschmerzes viel zu schnell mit dem Irdischen ausgesöhnt und sich nun so recht in die breiteste Sinnlichkeit und Fleischlichkeit hineingebettet habe. Es sei dieß eine schlechte, kranke Zufriedenheit mit dem Diesseits und der Tod aller Poesie. Man weiß wahrhaftig nicht, welche neuere Poesie diesen Tadel Herrn Jungs, der das größte Lob sein würde, verdient haben soll; denn seit der klassischen Zeit haben unsere Dichter wahrlich nicht an Sinnlichkeit und Versöhnung mit dem Wirklichen zugenommen, sondern sind gerade wieder in die alte Nervenkrankheit einer gespenstisch ungreiflichen Romantik zurückgefallen, von welcher wir durch einen Wieland, Heinse und den Dichter aller Dichter Göthe zu genesen begannen. Es ist entweder wieder nur eine Phantasie, wie die Literatur der Gegenwart sein könnte, oder Herr Jung meint die Koryphäen der Sinnlichkeit und Versöhnung mit dem Irdischen selbst. Was soll es heißen, daß dieselbe zu schnell vor sich gegangen? Ich sollte meinen, achtzehn Jahrhunderte wären eine anständig lange Zeit. Kann man denn von einer Krankheit oder gar von einer fixen Idee zu schnell geheilt werden? Der Dichter der römischen Elegieen, der so frech war sich ohne alle Scheu herzinnig zu freuen über die weiche herrliche Schönheit eines fleischernen Mädchenleibes, über dessen üppige Formen seine tastende Hand hinglitt, des Hexameters Maß dabei fingernd, paßt wahrlich noch immer allein für Herrn A. Jungs Vorwurf. Will dieser etwa in Herrn Wolfgang Menzels Fußtapfen treten, der nunmehr zum völligen literarischen Invaliden geworden ist?

O über die schlechte kranke Zufriedenheit mit dem Diesseits! Wahrlich, die Herren spekulativen Philosophen, auf die jetzt Niemand mehr hören will, haben alle Ursache sie zu verklagen und unsre Gegenwart derselben zu beschuldigen. Den erbärmlichsten Lumpereien, wenn sie nur materiell sind und eine handgreifliche nutzbare Erkenntniß gewähren, schenkt das Publikum in seinem verdorbenen Geschmack die größeste Aufmerksamkeit, während es für die tiefsinnigsten Offenbarungen der Letzten der Philosophen, die uns die himmlischen Engelspotenzen und die geheimsten Mysterien des Geistes aufschließen oder doch aufzuschließen versprechen, nichts hat, als Zischen und Hohnlachen! So ein Liebig, ein gräulich materieller Geselle, der sogar an die Lebenskraft sich heranwagt und mit der Behauptung: sie sei bisher weiter nichts gewesen als ein Beschönigungsmittel der

wissenschaftlichen Trägheit, nichts als ein Wunderding, das man sich geschaffen habe, um alle Erscheinungen zu erklären, die man nicht verstehe, und dieselbe ebenfalls den ganz gemeinen chemischen Gesetzen unterworfen wissen will; der also letztlich sogar den Geist, horribile dictu, zu einer Art von chemischen Proceß erniedrigt; so ein Liebig schreibt über allerhand Lappalien, über den Dünger, über Fäulniß, über die geschichtliche Bedeutung der Seife u. s. w., und das Publikum verschlingt seine gar nicht geistreichen, schmucklos einfachen und blos materiell wahren Schriften mit gierigem Heißhunger! Ein Ehrenberg widmet sein ganzes Leben der Betrachtung lumpig kleiner Bestien, und siehe da, er wird ein hochberühmter Mann, während die allerspekulativsten Köpfe obscure Leute bleiben, obgleich sie mit ihren jetzigen Leistungen eben so unsterblich geworden wären wie ein Descartes und Spinoza, wenn sie nicht das besondere Unglück gehabt hätten, in diesem verdammten undankbaren, gleichgültigen neunzehnten Jahrhundert geboren zu werden, welches ihre ganze Weisheit längst verdaut und weit hinter sich zu haben behauptet. Die Wissenschaft vertieft sich in die Anatomie einer Schnecke, in das Studium eines vorweltlichen Knochens, eines Insekts im Bernstein, kurz in lauter nichtsnutzige Kleinigkeiten und Lumpereien und weist achselzuckend mit stolzabwehrender Handbewegung die geniale Naturphilosophie zurück als eine Afterwissenschaft nach Art der Alchemie, Astrologie, weil dieselbe mit zugekniffenen Augen und Ohren in ihr Studirzimmer eingeschlossen, nur aus des reinen Geistes unergründlichen Schachten schöpfen will, und zieht es vor mit langweiliger Kärrnerabeit Steinchen für Steinchen zusammenzufahren zum Bau der Wissenschaft, den jene urplötzlich aus Nichts hervorzuzaubern beansprucht, indem sie mit einem genialen Blick das ganze All durchschaut und ihr mystisches Schauen in urgewaltigen Orakelsprüchen offenbart, zu hoch für die hausbackenen, sinnlichen Menschenkinder und ihr materielles Verständniß. — Schreckliches Versunkensein ins Materielle, unverantwortliche vorschnelle Versöhnung mit der irdischen und weltlichen Wirklichkeit! Schlechte, krankhafte Zufriedenheit mit dem Diesseits, die unser jetziges Leben so ganz durchdringt, daß die sibyllinischen Orakelsprüche des neuen Magus aus Norden sich vergeblich bemühen, bis zu den Ohren des Publikums durchzudringen und ihm die Anerkennung zu verschaffen, daß er wirklich ist, was er zu sein überzeugt ist: der Koryphäe jener neuen „Hamannskinder", die Königsberg in seinem Schooße birgt, „dieser wunderbaren Menschen, die in stiller Verborgenheit in dem isolirten Königsberg von dem Isolirschemel ihres Studirtisches aus Werke reifen lassen, welche vielleicht über einige Jahre schon die Welt in Bewegung setzen, dieselbe Welt, der die Hervorbringer jener Werke jetzt abgestorben zu sein scheinen." (S. 389 und 90.) Herr Jung nennt allerdings einen in der Literatur noch wenig bekannten Mann, Eduard Guth, als zu der bezeichneten Kategorie gehörig, scheint aber dadurch, daß er unmittelbar darauf auf sich selbst und seine literarischen Leistungen zu sprechen kommt, nicht undeutlich zu verstehn zu geben, daß er mit „diesen großen Eremiten" seiner Stadt, in denen „vielleicht die wahren interessantesten Mysterien von Königsberg ruhen" auch seine eigne Person meine.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Herr A. Jung die Periode Königsbergs, die er schreibt, datirt von der Stiftung der Cholerazeitung bis zum Weihnachtsheiligenabend 1845, an welchem Tage sich das Ereigniß zutrug, daß er mit seinem Buche fertig wurde.

Ohne politisches oder nationales Vorurtheil, ohne Liebe wie ohne Haß, macht sich A. Buddeus an seine Aufgabe, Petersburg in seinem kranken Leben zu schildern. Diese Stimmung ist in Büchern über Rußland aus begreiflichen Gründen zu einer Seltenheit geworden. In neuern Zeiten ist fast jeder Schriftsteller über das Czaarenreich mit der fertigen Absicht hingereist, sich von der übertünchten Barbarei mit eigenen Augen zu überzeugen und seine theoretischen Vorstellungen von derselben mit Thatsachen zu belegen. So berechtigt in diesem Falle aber die Voreingenommenheit sein mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie die Wirkung der gefundenen Resultate ungemein abschwächt, weil sie das Mißtrauen erwecken muß, der Schriftsteller habe finden wollen was er gefunden. Selbst für die Partei ist die unparteiliche objective Darstellung des ihr Feindlichen oft eine weit schärfere Waffe als die absichtsvoll verschobene und verzerrte Karikatur. Zum Genre der Karikatur aber scheinen mir die meisten Schriften über Rußland zu gehören, die seit Custines Buch, das diesen Reigen eröffnete, den vielgehaßten, vielgefürchteten östlichen Nachbar zu ihrem Vorwurf nehmen. Womit nicht gesagt sein soll, daß es ihnen an Wahrheit fehle; denn die ächte Karikatur ist keineswegs eine blos verleumdende und lügnerische Zeichnung, sondern das Bild eines in einer Richtung verkleinernden, in der andern vergrößernden Zerrspiegels, der immer noch die Wirklichkeit darstellt, wenn er auch die Verhältnisse verschiebt und die Seltsamkeiten einer Physiognomie bis zur Mißform steigert, um sie desto auffälliger zu machen. Die Resultate des Buddeusschen Buchs fallen mit einer desto gewaltigeren Wucht als Verdammungsurtheile des russischen Systems in die Schaale, je weniger ihnen der Vorwurf einer von vorn herein beabsichtigten Errechnung gemacht werden kann. Wie etwa ein Botaniker die Entwicklung einer Pflanze in ihrer Abhängigkeit von Boden, Klima, Behandlung beschreiben würde, um ihre dadurch bedingte specielle Beschaffenheit begreiflich zu machen, so giebt uns der Verfasser gleichsam eine naturgeschichtliche Schilderung St. Petersburgs zu dem speciellen Zwecke, die bedingenden Ursachen der physischen und moralischen Uebel klarzulegen, mit welchen dieser Kollektivorganismus behaftet ist. Das Hauptergebniß dieser Untersuchung breitet sich aber nicht etwa wie in den andern Schriften über und gegen Rußland weit aus zu dithyrambisch gewaltigen Flüchen im Namen der Menschheit, zu einem Donjuanfinale von vollbackigen Posaunenstößen, die den Czaaren-

thron mit Mahnungen an das jüngste Gericht erschüttern wollen. O nein, das Urtheil lautet außerordentlich einfach, aber diese nüchterne Einfachheit ist furchtbarer als der ganze Bombast jesaianischer Orakelsprüche. **Petersburg hat sich unorganisch entwickelt** und dasselbe gilt von dem modernen Russenthum überhaupt, wie es sich seit einem Jahrhundert ins europäische Staatenleben hineingedrängt hat, für das es noch ganz und gar nicht zur Reife gediehen war. Die Kultur des Occidents ist den halbasiatischen Slaven, denen sie unzeitig und gewaltsam eingeimpft wurde, zum Gifte geworden und hat ihnen nichts übertragen als ihre Schminke und ihre Fäulniß. Unorganische Entwicklung — das klingt gar nicht so entsetzlich, aber es will eben so viel bedeuten, als wenn ein Arzt, von der Untersuchung eines Kranken zurückkehrend, achselzuckend sagt: der Mann hat die Auszehrung.

Klima, Boden, Mangel an Quellwasser, eine unfruchtbare Umgebung, das Fehlen aller natürlichen Verbindungen mit bevölkerten Landstrichen, Alles dieß machte die Gegend, welche jetzt Petersburg einnimmt, so ungeeignet als irgend möglich zur Schöpfung eines großen Menschensammelplatzes und keine natürliche Veranlassung, kein Handelsbedürfniß, sondern nur der Machtspruch Peters I. hat, politischen Plänen zu Liebe, das krankheitsschwangere, dicht überwaldete Sumpfland der Newaniederung zum Träger einer großen Stadt bestimmen können. Allein die Natur läßt sich nirgend ungestraft Gewalt anthun. Weder der durchaus unpassende Grund und Boden hat sich völlig besiegen lassen, noch sind die furchtbaren Uebel bisher zu beschwichtigen gewesen, welche nothwendig hervorgehn mußten aus der gewaltsamen Zusammenhürdung einer anfangs durch kein Interesse, sondern nur durch einen Despotenwillen verbundenen Menschenmasse. Vielmehr sind diese Uebel, durch die Beschaffenheit des unbezwinglichen Fieberpfuhls wirksam unterstützt, furchtbar fortgewuchert und jeder tiefere Blick in das kranke Leben der Stadt zeigt uns gleichsam den unaufhörlichen fortdauernden Todeskampf eines künstlich erzeugten Leibes, der gegen allen Naturbrauch bei weitem nicht im Stande ist, sich aus sich selbst zu reproduciren, sondern fortwährend durch dieselben künstlichen und gewaltsamen Mittel erhalten werden muß, die ihn in sein abnormes Dasein riefen. Das ungefähr ist das überall aus der vorgängigen Mittheilung des Thatsächlichen hervorgehende Grundresultat des Buchs. Ueberall aber schließen sich von diesem Gedanken aus weite Perspektiven in das Wesen des modernen Russenthums auf und wir sehen, wie Petersburg nur das sprechende Symbol, der lebendige Typus der gewaltsamen Geschichte überhaupt ist, welche seit Peter I. dem russischen Volke aufgedrungen wurde. Die von seinen Nachfolgern verfälschte Geschichte nennt ihn den eigentlichen Schöpfer Rußlands und giebt dem viehisch rohen Despoten, der die meiste Zeit seines Lebens im Branntweinrausche zubrachte und sein größestes Vergnügen daran fand, eigenhändig den Henker zu machen, den Beinamen des Großen. Und wofür? Dafür, daß er seinen Russen die Bärte abzuschneiden, sie in Uniformen zu stecken, kurz, daß er ihnen von der europäischen Kultur mit unvernünftiger Plötzlichkeit dasjenige aufzunöthigen begann, was den Gelüsten eines unbeschränkten Selbstherrschers von derselben zusagen konnte, d. h. den Paradeputz, den Alles durchdringenden Saugpolypen eines geldhungrigen Beamtenthums und die auswendige Geleckthelt einer Scheinbildung, aus der alles Befreiende der Kunst und Wissenschaft ängstlich ausgeschieden ist, so daß natürlich nichts weiter übrig bleibt als ihre Spreu und ihre Schaalen. Die Unverblendeten erkennen aber schon jetzt, daß dieser Mann, weit entfernt der Wohlthäter seines Volks gewesen zu sein, vielmehr ein Missethäter an ihm war, und daß er als ein abschreckendes Beispiel dasteht, wie der Despotismus mit seiner Eigenwilligkeit ein durch Jahrhunderte währendes Siechthum der Völker verursacht, selbst wenn er sich eingebildet, nur Beglückungspläne im Auge zu haben.

Das sind die Gedanken, die das Buch bei dem aufmerksamen Leser überall erregt, ohne daß es dieselben geradezu ausspricht. Der Verf. begnügt sich damit, sie durch die wohlüberlegte Gruppirung des Stoffs anzudeuten und die Thatsachen zu der Durchsichtigkeit zu erheben, durch die sie für den Denkenden von selbst zu Urtheilen werden, und diese objektive Nüchternheit ist ein Hauptvorzug seiner Schrift, zumal in einer Zeit, wo die meisten Erscheinungen der Literatur beim Leser noch immer die größtmögliche geistige Faulheit voraussetzen und ihm alle über einen Gegenstand möglichen Gedanken bis aufs Kleinste vorkäuen, anstatt sich mit der allgemeinen Eröffnung einer Perspektive, mit der Anregung zu eigner Thätigkeit zu begnügen. Man will dem Publikum gar nichts zu thun übrig lassen und behandelt es wie einen ABCschüler.

Für einen vollständig resumirenden Auszug ist die Schrift zu umfangreich, die Masse des Materials zu groß, auch die Darstellung meist zu gedrängt, um sich noch kürzen zu lassen. Ich hebe daher nur Einzelnes zur Probe und zum Beleg des Gesagten heraus.

Petersburg hat trotz aller seiner abschreckenden Eigenschaften und obgleich es erst wenig über ein Jahrhundert alt ist, doch bereits gegen eine halbe Million Einwohner. Diese Erscheinung ist aber auch nur unter solchen politischen Verhältnissen möglich, wie sie in Rußland bestehen. In andern Ländern Europas würde der Hof einsam geblieben sein oder es hätte wenigstens mehrerer Jahrhunderte bedurft, bevor sich diese nach den Bevölkerungsverhältnissen des Landes ungeheuere Menschenzahl auf einem in jeder Hinsicht außer der rein politischen, für die Entstehung einer Stadt so ungünstigen Orte zusammengefunden hätte. Petersburg dagegen zeigt uns wenigstens in diesem Jahrhunderte kaum ein allmäliges Anwachsen seiner Bevölkerung, die schon in den ersten Jahren nach Gründung der Festung unverhältnißmäßig groß war. Die Zahl derselben ist den außerordentlichsten Schwankungen unterworfen, wie sie nirgend wieder vorkommen. Zwei schlimme Thatsachen haben sich aber zu allen Zeiten des Bestehens der Stadt geltend gemacht: Es besteht in ihr erstens ein ganz abnormes

Mißverhältniß zwischen der Anzahl der männlichen und weiblichen Bevölkerung, das sich theils von der gewaltsamen Zusammentreibung der ersten Einwohner herschreibt, theils durch die fast doppelt große Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts bedingt wird. So waren im Jahre 1814 von 335,713 Einw. 283,683 männlichen und 97,030 weiblichen Geschlechts. Zweitens übersteigt die jährliche Zahl der Gestorbenen die der Geborenen um mehrere Tausende. Petersburg kann sich also einzig und allein durch Einwanderung reproduciren und ohne dieselbe würde diese drittgrößeste Stadt Europas in einer berechenbaren Zeit völlig ausgestorben sein. Diese böse Thatsache wird noch gewichtiger, wenn man erwägt, daß ein sehr beträchtlicher Theil der Einwohner nur zeitweilig und nur während des besten Mannesalters in Petersburg lebt, nicht aber die Jugend und das Greisenalter daselbst zubringt, während welcher Zeit die Todeswahrscheinlichkeit eine unvergleichlich größere ist.

Die Erziehungsanstalten des Staats sind in Betreff der körperlichen Verhältnisse der Zöglinge meisterhaft geordnet. Doch werden dieselben als wahre Lasterschulen angeklagt. Namentlich war in einigen Kadettenkorps das Laster der Onanie und Päderastie bis zu einem Grade gediehen, daß man sich genöthigt gesehen hat, Nachts in den Schlafsälen Wachen auszustellen und Strafen festzusetzen für diejenigen, welche die Hände unter der Bettdecke halten würden. Und aus diesen Anstalten gehen fast alle Officiere des russischen Heeres hervor!

Auffallend ist die geringe Anzahl der Trauungen (durchschnittlich 1500 im Jahr), welche dazu noch in einer fortwährenden Abnahme begriffen ist, trotz der Zunahme der Bevölkerung. Dafür ist aber die Prostitution zu einer Höhe und zu einer Furchtbarkeit in ihren Verheerungen gediehen, daß diese nicht viel über ein Jahrhundert alte Stadt London und Paris darin weit hinter sich läßt.

Die Entstehung eines unabhängigen Bürgerstandes und eines selbständigen Bürgerlebens wird in Petersburg und in Rußland überhaupt fast unmöglich durch die Eintheilung des größern Theiles der intelligenten und freien Bevölkerungstheile in Rangklassen. Sie entwickelt in Jedem den Wunsch, aus den ranglosen Klassen herauszukommen um wenigstens zu einiger persönlicher Geltung im Staat und zur Befreiung von vielfachen Lasten zu gelangen, und, ist dies in Wahrheit unmöglich, so doch wenigstens im äußerlichen Leben. „In Petersburg speciell tritt hiezu noch der Mangel einer organischen Entwickelung des öffentlichen Lebens. Die Nachbildung seiner Offenbarungen nach ausländischen Formäußerlichkeiten hat jene Vernichtung eines eigentlich bürgerlichen Lebens der Mittelklassen zur Vollendung gebracht. Die Unwahrheit des äußern Lebens hat den eigentlichen Kern der mittleren und selbst der unteren Stände vernichtet. Der Aeußerlichkeit haben sie all ihr Streben zugewendet und zur Erringung dieses Glanzes verbrauchen sie die Mittel ihrer innersten Existenz. Die Frauen haben sich das Nichtsthun, die Nichtkenntniß der Haushaltung, die Putzsucht der höhern Stände angeeignet und können doch mit den gegebenen Mitteln die Kosten so theuerer Gewohnheiten nicht bestreiten. Die luxuriöse Hauptstadt und die vornehme Männerwelt insbesondere bieten dagegen manches zweideutige Mittel, diese Gewohnheiten ohne Anstrengung zu befriedigen." So dringt die Prostitution selbst in das innerste Leben der Familien ein. Ueberdieß ist es sehr häufig, daß Mätressen aus den Armen ihrer vornehmen Liebhaber in die ihrer subalternen Schützlinge übergehen, die sich glücklich schätzen ein Amt oder die Aussicht auf ein Avancement dadurch zu erkaufen, daß sie die sattsam genossene Beischläferin ihres Patrons an den Altar führen.

Ueberschaut man die Zustände der Petersburger Bevölkerung mit einem Blick, so erkennt man alle Verhältnisse des Lebens als eben so und schlimmer gestaltet, wie sie sich im übrigen Europa offenbaren. Nirgend enthüllt sich eine frische Kraft des Lebens und nirgend eine volle Gesundheit der Lebenselemente. Ueberall treten uns Uebelstände entgegen, wie sie die geschichts- und geschickereichen Hauptstädte Westeuropas nur nach vielhundertjährigen Bestehen drücken. Einzig die neue Eleganz der Häuser, die prachtvollen Straßen, der ganz moderne Typus der Aeußerlichkeit sagt uns, daß wir eine neue Stadt, eine jugendliche Residenz vor uns sehen. Doch jeder Blick durch diese Aeußerlichkeiten hindurch in die Gestaltungen der Innerlichkeit verwischt wieder einen solchen Eindruck. Dennoch sind noch nicht anderthalb Jahrhunderte verflossen, seit Peter I. den ersten Stein in den Sumpf und Morast versenkte, aus welchem Rußlands Hauptstadt emporwuchs. Allein eben darin liegt der Grund für alle frühzeitige Mißgestaltung der Stadt als lebendiger Organismus, daß nur ein Kaiserwille Bedingniß ihrer Entstehung war. Nur durch ihn konnte es überhaupt dahin kommen, daß hier in diesem sumpfigen Archipel der Newamündungen eine Häusermasse aufschoß, die nun mehr denn eine Quadratmeile Landes einnimmt, daß hier eine Menschenmasse sich versammelte, die an 450,000 Individuen umfaßt. Nur durch die gewaltsamen Mittel eines Czaren ward es möglich, hier der Natur ein solches Kunstprodukt abzukämpfen und aufzudringen. Denn ein solches ist Petersburg durch und durch, in seinen leblosen Theilen wie in seiner Bevölkerung. Nichts ist organische Entwickelung, nichts trägt in sich die natürliche Bedingniß für Entstehung einer Stadt. Alles mußte vielmehr erst durch die unerhörtesten Maßregeln besiegt werden, um die Anlage eines Menschensammelplatzes möglich zu machen. Aber diese Einflüsse wirklich zu vertilgen blieb dennoch unmöglich. Noch heute eben so wie vor hundert Jahren stehen Mensch und Natur in dieser Stadt kämpfend gegen einander und dieser Kampf wird dauern, so lange Petersburg dauert.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 18.** Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Städtephysiologieen.

(Fortsetzung.)

Mochte man auch die zerweichten Newaufer mit Finnlands Granitquadern überdecken: jeder Herbst und jedes Frühjahr läßt ihr Wasser doch wieder zwischen den Steinfugen hervorquellend zu Tage kommen. Wurden auch die in Bäche und Flüsse zerfasernden Newaarme in Kanäle eingedämmt, damit sie eben jenes trübe Sumpfwasser und die Auswürfe der Stadt mit sich hinausführen möchten nach dem Meere: sie hauchen dennoch ihre mephitischen Dünste in die schwere, nebelfeuchte Luft. Mochte man auch ganze Wälder in den Moorgrund versenken um auf solchem Fundamente die Prachtpaläste aufzurichten: die zerwitternde Feuchtigkeit dringt dennoch vom Grunde bis zum Giebel empor und der Hausschwamm, dieser unvertilgbare Bohrwurm, zernagt nicht nur das Holzwerk der Gebäude in haltlose Atome. Die Newa, St. Petersburgs Pulsader, ist auch dessen unversöhnlicher Feind; sie trägt in sich die einzige Lebensmöglichkeit aber auch die Möglichkeit eines urplötzlichen Unterganges alles Lebens. Ein einziger heftiger Sturm aus Südwest mit dem Eisgange zusammentreffend kann genügen alles Vorhandene bis auf die letzte Spur zu vertilgen. Wie Damoklesschwerter drohen die jährlichen Ueberschwemmungen und nur mit Zittern spricht der Petersburger vom 17. November 1824. — Doch nicht nur solche plötzliche Unglücksfälle stehen Petersburgs gesundem Leben drohend gegenüber. Minder erschreckend, doch in seinen wenigen offenbaren Erscheinungen eben so feindlich, ist das Klima der Stadt gestaltet. Die Hälfte des Jahres vergräbt es alles Land in Eis und in der übrigen Zeit treiben die hier hausenden Winde die Regenwolken just über der Stadt zusammen, so daß die Tage, an denen die Sonne vom Morgen bis zum Abend an einem blauen Himmel scheint, zu den größesten Seltenheiten gehören. Diese Ungunst des Klimas würde aber dennoch nicht ausreichen die Thatsache zu erklären, daß Petersburg die krankenreichste Stadt Europas ist. Die gesellschaftlichen Verhältnisse tragen mindestens einen gleichen Theil der Schuld. Verflösse ein Jahrhundert ohne Einwanderung, so läge ein bis auf den letzten Menschen ausgestorbener Ruinenhaufe an der Mündung der Newa. Freilich hat die Stadt dieses Aussterben fürs erste nicht zu befürchten; denn mußte auch Peter I. einst gewaltsam Tausende von Familien zusammentreiben um die erste Bevölkerung zu schaffen indem er gesündere Gegenden des Reichs entvölkerte, so werden doch eben soviel Tausende, wie damals durch despotische Gewalt, jetzt durch die Spekulation hergetrieben. Die Imperials der Reichen klirren verlockend durch ganz Europa und die goldnen Kuppeln der Kathedralen sind die Irrlichter über den Sümpfen der Newa. Petersburg ist Europas Indien, goldbringend für die Glücklichen, enttäuschend für die minder Begünstigten, todtbringend für Viele, gesundheitzerrüttend für Alle. Es ist erschütternd, wie die gesund und frisch vor Jahren Eingewanderten fast niemals ihr früheres Aussehen bewahrten, sondern gebückt und vergelbt oder mit aufgeschwemmtem Fleisch einherschleichen. Und meistens haben sie die Brücke hinter sich abgebrochen, ihre Schiffe verbrannt. — Doch darf man die Zahl der freiwilligen Einwohner Petersburgs nicht überschätzen. Mehr als ein Drittel ist zum Leben in der Residenz gezwungen: 98000 Soldaten, 13000 Beamte, 15000 Zöglinge der Erziehungsanstalten, 8000 Hofbedienstete und die Unzahl leibeigener Diener der Vornehmen. Drei Viertheile aller Einwohner sind bei allen Unglücksfällen und in jeder Krankheit, ja selbst bei vorübergehender Arbeitslosigkeit auf die Hülfe des Staats angewiesen. Da dieser Pauperismus natürlich eine Hauptquelle des Lasters ist, so treten Laster und Elend, die Eltern der Seuche, noch als überfruchtende Elemente zur Ungunst der Natur und den Mißverhältnissen zwischen Leben und Lebensansprüchen, wie sie jede große Stadt kennt, hinzu. So verlieren die Todtenlisten, die jährlich an 3000 mehr Gestorbene als Geborene aufführen, ihre Räthselhaftigkeit.

Alle diese Zustände mußten sich mit Naturnothwendigkeit so herausbilden als die unabsehbare Folgenkette des einen einzigen Tyrannengelüstes. Das lehrt die Geschichte der ersten Lebensjahre der Hauptstadt, aus denen sich schon wie aus der Gegenwart schlagende Beispiele anführen lassen, wie die Uebertragung der Auswüchse fremdländischer Ueberkultur auf den innerlichen Bildungsmangel, von der russischen Aristokratie ausgehend, eben in Petersburg die niederen Klassen moralisch vergiftete und physisch entnervte. Der in den russischen Staats- und Stadt-Institutionen bedingte Mangel eines selbständigen Bürgerstandes bedingte die Ueberzahl der Proletarier in den Städten und besonders in der kaiserlichen Residenz und ward überdies auch eine mittelbare Ursache der Häufigkeit der Krankheiten unter denselben. Die Summe der in Petersburg in

allen Monaten des Jahres **bettlägerig** Kranken beträgt durchschnittlich ein **Zehntel** der ganzen Bevölkerung! Besonders häufig sind Skropheln, Skorbut, Schwindsucht und die hier in schlimmster Gestalt und erschreckender Ausdehnung am Lebensmark des Volkes fressende Lustseuche. Die Skrophelleiden haben nach den Mittheilungen des „Vereins praktischer Aerzte während der letzten zwanzig Jahre" in allen ihren Formen an Ausbreitung gewonnen. Welche Zukunft, fragt der Verf., steht da für Petersburgs kommende Geschlechter zu erwarten! Am Skorbut leiden besonders die kläglich verpflegten und schlecht kasernirten Marinesoldaten. „Tausenden von Menschen, welche dem Staat gezwungen ihre Kräfte opfern, wird durch nachlässig stiefmütterliche Behandlung ein zerrüttendes Siechthum die einzige Vergeltung der für Selbstthätigkeit, für Schaffung selbständiger Existenz verlorner Jahre. Und Rußland ist ein Militärstaat!"

In der Art und Weise, sagt der Verf. bei Gelegenheit der Hospitäler für **Syphilitische**, wie Petersburg in einem Jahrzehend zur volkreichen Stadt gestaltet wurde, lag der hauptsächliche Grund für gleichzeitige Ueberhandnahme aller Laster älterer Städte. Auf einer völlig unwirthbaren, am fernen Ende des Reichs gelegenen Fläche hatte Peter I. Festung und Hafen emporgemauert. Eine gänzlich rohe, aller Bürgerlichkeit durch schwere Kriege entfremdete Soldateska war die erste Bewohnerschaft. Plötzlich ernannte der Kaiser 1717 die neue Stadt nur aus politischen Gründen zur Hauptstadt seines Reichs. Bis dahin war sie blos Waffenplatz und Hoflager gewesen. Die ganze lange Reihe von Vornehmen, deren Paläste als die ältesten der Stadt genannt werden, kam nun widerwillig hieher und betrachtete immer noch den neuen Aufenthalt als einen temporären, das neue Leben als ein vorübergehendes. Familienleben existirte kaum und das Verhältniß der vorhandenen weiblichen Bevölkerung zu der der Männer stand in diesen ersten Jahren fast gleich Null. In den Nationalrussen, im Volke, war so wenig Sympathie für die neue Residenz vorhanden, daß man mit Gewalt mehrere tausend Familien aus dem Innern hieher übersiedeln mußte. Und welche Menschengattungen mag die Ausführung solcher gewaltsamen Maßregel getroffen haben! Werden nicht die Meisten Weib und Kind verheimlicht haben, als sie diesen Schritt thun mußten, den man als sicher todbringend ansah, da man gehört von den Hunderttausenden, welche hier bei der ersten Anlage im Sumpf vor Kälte und Hunger umgekommen waren? Auch nicht mit froher Schaffenslust kamen die Menschen, sondern nur voll Gier, zu erraffen und zu erringen so viel als möglich und als Ersatz für die verlorne Heimath alle Lust des Lebens auszubeuten. Selbst die Schaaren, die aus dem Auslande herbeiströmten, waren in jener Zeit, da man in ganz Europa noch viel zäher als jetzt an der Heimath haftete, größtentheils Abenteurer und Abenteurerinnen aller Art. Und die Wenigen, welche in Peters Unternehmungsgeist eindrangen, konnten der Lebensgestaltung keine Regelung und Richtung geben. Chaotisch mußten alle persönlichen Beziehungen, Leidenschaften und Begierden durcheinander wogen. Nur Peters eiserne Strenge und der Hinblick auf die Masse abgeschlagener Köpfe, die nah und fern als warnende Exempel aufgesteckt waren, vermochten die sturmähnlich zusammengewehte Bevölkerung vor gänzlicher Auflösung und Vernichtung zu schützen. Einige Memoiren aus wenig späterer Zeit weisen darauf hin, daß alle mögliche Sittenlosigkeit vom Augenblicke der Stadtentstehung daselbst herrschend gewesen. Als später die russische vornehme Welt sich fort und fort damit begnügte alle Aeußerlichkeiten westeuropäischer Bildung und Kultur einer völlig rohen Innerlichkeit umhüllend umzuhängen, mußten die Laster großer Städte sich rascher und in weiterer Verbreitung auf das Leben übertragen, als es unter andern Verhältnissen geschehen sein würde. In dem Mangel einer organischen Gestaltung und stätigen Heranbildung lag die Begründung einer krankhaften Frühreife der verschiedensten Bevölkerungsklassen in aller sinnlichen Genußsucht. Ja, man möchte fragen, ob nicht in dieser hauptsächlich jene Unfähigkeit Petersburgs bedingt sei, sich aus sich selbst zu regeneriren? Es wäre dann wie ein Individuum durch frühzeitige Ausschweifungen so zu sagen **impotent** geworden. Denn auch auf die Gegenwart ist Vieles aus der Vergangenheit übergegangen. Noch heute bietet die Masse der familienlos Lebenden, die ungeheuere Menge eines wenig beschäftigten Militärs, das Ueberwiegen der männlichen über die weibliche Bevölkerung, der so allgemeine Mangel eines über sinnliches Behagen hinausgehenden Interesses und dazu das fortdauernde Streben nach Gleichstellung aller Aeußerlichkeiten mit westeuropäischen Gestaltungen Gelegenheit genug zu einem Emporwuchern aller aus Völlerei und sinnlicher Lust hervorgehenden Gebrechen und Krankheiten. Das schlimmste dieser Uebel, die Lustseuche, scheint durch Klima und lokale Verhältnisse begünstigt, an Intensität seiner Einwirkungen nur wenig, an allgemeiner Verbreitung noch gar nicht abgenommen zu haben. Es ist von großer Bedeutung, daß eben unter den niedern Ständen der Hingabe an alle Genüsse jene wenn nicht moralische, so doch verstandeskluge Gesittung in weit niederem Grade entgegensteht, welche in andern Städten Europas neuerdings die **erschreckenden** Beispiele und Opfer jener Seuche vermindert hat.

Die öffentlichen Spitäler sind im Allgemeinen mit einer Pracht und Eleganz ausgestattet und werden in einem Zustande der Sauberkeit und ängstlicher Ordnung erhalten, daß sich in dieser Beziehung keine Stadt Europas mit Petersburg messen kann. Allein auf diese Aeußerlichkeit wird wieder ein so übertriebenes Gewicht gelegt, daß die eigentlichen Zwecke dieser wohlthätigen Anstalten, die Behaglichkeit der Kranken schwer darunter zu leiden haben und ein Theil der Schuld der auffallend großen Sterblichkeit in denselben sicher ihr zuzuschreiben ist. Trotz alles Glanzes hat das Volk und namentlich das Militär eine unüberwindliche Scheu vor den Krankenhäusern des Staats. Die peinliche Beachtung der Aeußerlichkeit und Form hat das Leben innerhalb der Hospitäler in streng vorge-

schriebene Richtungen gezwängt und die gewöhnlichste Lebenshandlung muß sich der vorgeschriebenen Etiquette fügen. Nicht sowohl der Zustand des Versorgten scheint die Hauptsache, sondern obenan steht in allen barmherzigen Anstalten die Erringung einer uniformen Eleganz, welche das Auge der obersten Machthaber fordert. Damit ist die Behaglichkeit der Kranken eingeengt oder vielmehr großentheils verbannt. Nur so lange die Schwere der Krankheit sie an jeder selbstständigen Willensäußerung hindert, mögen sie von diesem Bequemlichkeitsmangel nichts empfinden. Sobald der Kranke zum ersten Male seine schwachen Kräfte prüft, beginnt auch das strenge Walten der haarscharf bezeichneten Ordnungsregel. Jeder nicht im Bett liegende Kranke muß beim Eintritt jedes Angestellten in den Saal stehend an der Seite des Bettes gleich weit entfernt vom Kopf- und Fußende desselben mit entblößtem Kopfe dastehen, bis der Beamte das Zimmer wieder verlassen hat. Wird der Kranke vom Oberen angeredet, so muß er bis ans Fußende vorschreiten und mit allen Stücken der Spitaltracht vorschriftmäßig bekleidet sein. In den Militärlazarethen formiren sich die herumspazierenden Reconvalescenten vor dem Beamten in Fronte. Kurz, die ganze Lebens- und Hausordnung ist militärisch organisirt, also auf eine Weise, wie man das Leben derer formte, deren ganze Aufgabe dahin gerichtet ist, die eigne Bequemlichkeit dem Dienste zu opfern, den eignen Willen unbedingt fremdem Befehl anheimzugeben, die Empfindlichkeit des Leibes abzuhärten, um ihn fortwährend für die Strapazen des Kriegslagers vorzubereiten. — Wol nicht mit Unrecht wird ferner der Hospitalbehandlung ein handwerksmäßiger Schlendrian zum Vorwurf gemacht. Das Auge der Oberen und Inspektoren, von deren Berichten das Wohl der Aerzte abhängt, haftet leicht an einem Flecken der Diele, an einer abgeschabten Wand, einem schief gerückten Bett; aber sie sehen nicht in die Protokolle, fragen nicht beim Kranken selbst nach, wie es im innern Leben des Spitals beschaffen sei. Von medicinischer Kenntniß ist bei ihnen meistens nicht die Rede, aber dennoch sind sie die Vorgesetzten der Aerzte. So muß sich ihr Sinn dem Aeußerlichen zuwenden, das sie wenigstens verstehen. — Die Berichte über die Sterblichkeit, obschon sie auffallend große Zahlen angeben, sind dennoch trügerisch und blendend. Bei außerordentlicher Sterblichkeit z. B. ist ein Uebertragen der Todten aus dem ungünstigeren in den günstigeren Monat sehr gewöhnlich. Es ist ausgesprochner Wunsch der obersten Staatsmächte, daß die Zahl der Gestorbenen zu dem der Behandelten in keinem höheren Verhältniß stehe als wie 1 : 10. Die Nichterfüllung dieses Wunsches würde den Aerzten schaden, und so werden denn die Zahlen je nach Befinden vertheilt oder gefälscht. Unheilbare Patienten werden aus todtenreicheren in todtenärmere Spitäler spedirt, solche Kranke, die an chronischen Uebeln leiden, als die sichersten Todeskandidaten möglichst ferngehalten. — Es klingt barock, wenn man die allzugroße Reinigkeit und Eleganz der Heilanstalten einen Uebelstand nennt; doch wird dieses Urtheil sogleich begreiflich, wenn man erwägt, daß z. B. während der Sommermonate kein Tag vergeht, an dem nicht Maurer, Schlosser, Tischler und Polirer die ganze Anstalt mit ihrem Lärm und dem Geruch ihrer Hanthierungen erfüllen; denn fortwährend wird der Bewurf der Wände ausgebessert, die abgegriffenen Thüren oder abgetretenen Dielen mit Oelfarbe neu bestrichen, die Möbel frisch polirt. — Die Diät, selbst die Medikamente sind nach Klassen streng begrenzt und in keinem kaiserlichen Krankenhause darf der Arzt für Rekonvalescenten, selbst ausnahmsweise Fleisch oder Wein verordnen, sondern ist auf die sogenannten roborirenden Arzneien beschränkt. Eine etwas geringere Pracht des Aeußern würde Summen genug erübrigen lassen, um die Beschränkung des Arztes in Bezug auf die zu verordnenden Medikamente und Speisen aufheben zu können. Außerdem sind die vorhandenen Arzneien oft schlecht und verfälscht, weil die Lieferanten der Droguen ihren Profit haben wollen. — Als durch und durch musterhaft dagegen wird das kaiserliche Findel- und Erziehungshaus geschildert.

Von der Manufakturindustrie, die der Verfasser in Bezug auf Rußlands Volksleben und den Petersburger Pauperismus bespricht, gilt dasselbe Urtheil, das über die Entstehung der Residenz gefällt wurde. Sie ist eine großentheils gewaltsame, unorganisch entstandene. Das Mißverhältniß der Industrie zur Bodenkultur und zur Bevölkerungsmenge nimmt den ersten Rang ein unter den Quellen einer überwuchernden Massenarmuth und eines übermächtigen Proletariats. Die natürliche Quelle des Reichthums liegt für Rußland im Feldbau und der Viehzucht, auf die auch die Kulturzustände des Volks, seine socialen Verhältnisse und Bedürfnisse zunächst hinweisen. Die Bevölkerung ist sparsam und besteht zu $^{8}/_{9}$ aus Leibeignen. Unermeßliche Strecken des Reichs sind äußerst fruchtbar, jedoch in einer Weise, welche die sorgfältige Benutzung und Vertheilung der geringen Menschenkräfte zur absoluten Nothwendigkeit macht. Rußlands natürliche Produkte und die nur ihnen entsprießenden Fabrikate könnten in so ungeheurer Menge und in so vortrefflicher Qualität erzeugt werden, daß sie auf allen Handelsplätzen der Welt den ersten Rang einnehmen müßten, wie die jetzigen Ausfuhrartikel, Korn, Hanf, Flachs, Holz, Fettwaaren, Häute, Wolle und die uralten russischen Fabrikate natürlicher Landeserzeugnisse: Lederzeug und Juchten, grobe Wollenstoffe, Tauwerk, Seife, Pottasche, Thee u. s. w. zur Genüge beweisen. Aber gerade die Feldproduktion vernachlässigte Rußland bereits seit Peter I. mehr und mehr und just die natürlichsten, eingebornen Fabrikate wurden seit hundert Jahren zu Gunsten künstlich geschaffener und theilweise bisher ganz ungekannte Bedürfnisse befriedigender in den Hintergrund gedrängt. Eben so viel Acker kulturfähiges Land liegen unbenutzt als es ackerbautreibende Menschen im Reiche giebt. Dagegen verbraucht der Staat über 1 Million zu Soldaten, über 1 Million ist dem Ackerbau entzogen und dem Fabrikwesen, über 2 Millionen der Manufakturindustrie zugewendet, und alles das wieder gewaltsam. Rußland haschte in einer Zeit,

da seine innere staatliche Organisation noch in ungefesteter Ursprünglichkeit verharrte und das Volk noch in tiefster Unkultur versunken lag, bereits nach dem Scheinbild eines Manufakturstaates. Gleichzeitig mit der politischen Staatsentwicklung zur neuen Gestalt überstürzte man es mit den Trugbildern einer Kulturentfaltung, indem man ihm die höchste Blüthe wirklicher Kultur, ein Industrieleben, gewaltsam aufdrang. Peter I. übersah in seiner nationalen Nachahmungssucht, daß in den Niederlanden, seinem Vorbilde, durch die Bevölkerung der Werkstätten dem sorgsam gepflegten Landbau keine nöthige Hand entzogen wurde. Seine Nachfolger nahmen seine ersten Versuche für einen heiligen Ukas, dessen Ausführung sogleich erfolgen müsse. Das neue Rußland folgte einzig dem Anstoß des Despoten, der es aus seinen natürlichen Angeln gehoben, und übersah den offenbaren Fingerzeig der Natur und die Pragmatik der Staatengeschichte. Indem es auf der einen Seite eine unorganische Manufakturindustrie heraufbeschwor, ging es auf der andern mit gleicher Energie politischen Plänen nach, welche dem naturgemäßen Gedeihen jener schnurstraks und feindlich entgegenliefen. Es bildete sich heran zum Beamten- und Militärstaat, es suchte sich vor Allem in den Gestaltungen seines Volkslebens schroff abgeschieden zu erhalten von allen nichtrussischen Ländern, während es doch gleichzeitig die Resultate der industriellen und intellektuellen Entwicklung dieser seinem eigenthümlich gestalteten Leben aufpfropfte, so weit sie annehmbar erschienen, ohne einer höheren Bildung des Volks und einer größeren Freiheit des Individuums zu bedürfen. Weil Rußland einen politisch und nationell abgeschlossenen Welttheil bilden will, darf die Regierung alle Einflüsse des nichtrussischen Europa nur durch ihre Vermittlung und nur unter ihrer Bevormundung auf die Nation einwirken lassen. Der Staat ist sonach gezwungen, in allen politischen und intellektuellen, also auch in den industriellen Entwicklungen sich den einzelnen Individuen als Lehrmeister und Vorbild hinzustellen. Ja, in einer Konsequenz dieses Prinzips darf er nicht einmal eine unmittelbare und selbstständige Entwicklung der individuellen Thätigkeit zulassen. Er steht solchergestalt in seinen politischen Prinzipien sich selber, nämlich einem zwar langsamen, doch natürlichen Heranwachsen zum Manufakturstaat entgegen. In diesem Widerspruche begründet sich neben der natürlichen auch noch die künstliche und selbstgeschaffene Hinderung des wirklichen Gedeihens einer russischen Manufakturindustrie.

Mit großer Beeinträchtigung des Ackerbaus hat man die Treibhauspflanze dennoch emporgetrieben. Die Regierung legte Kronfabriken an, die menschenreichen Gutsbesitzer ahmten ihr Beispiel nach. Doch das Gedeihen entschädigte bei weitem nicht die Verluste des vernachlässigten Ackerbaus, der hintangesetzten Viehzucht. Selbst das Sperrsystem war nicht im Stande einen Umsatz der Fabrikate zu erzeugen, der auch nur im entferntesten jenem nahe käme, der sich aus dem Verkehr mit den natürlichen Landesprodukten und den aus ihnen hervorgehenden gröberen Fabrikationen nachweisen läßt. Die finanziellen Bedürfnisse des Staats wurden weder durch die Schutzzölle noch durch die Auflage auf die Einfuhr ausländischer Produkte mehr befriedigt und man mußte selbst die aus Rußland ausgeführten Rohstoffe und Fabrikate mit hohem Exportzoll belegen, dadurch aber natürlich alle Nachbarstaaten ebenfalls zu bedeutenden Grenzzöllen zwingen. Das Ausland entnimmt nun natürlich aus Rußland nur das, was es durchaus nirgend andersher gleich gut und zu gleichen Preisen beziehn kann. So sind denn, da für die feineren Manufakturprodukte in dem unkultivirten und meist leibeignen Volk fast gar kein Bedürfniß vorhanden ist, die Reichen und die Städtebevölkerungen fast die einzigen und keineswegs zahlreichen Konsumenten. Von den eigentlich Wohlhabenden geht aber der inländischen Fabrikation dazu noch der größere Theil verloren, da sie lieber enorme Preise zahlen, um nur ausländische Waaren zu erhalten. So müssen denn nur die mittleren Klassen die dadurch theuer gewordenen und dennoch mittelmäßigen russischen Manufakturprodukte kaufen. Die Verarmung des Volks ist unausbleiblich und Rußland schreitet so mit schnellen Schritten allen Schrecken eines Pauperismus entgegen, der ihm ohne die gewaltsame Unnatur seiner politischen und socialen Zustände vermöge seiner Bodenbeschaffenheit und seines Reichthums an fruchtbaren Ländern ganz eben so wie den amerikanischen Freistaaten noch auf lange Jahrhunderte hinaus fremd bleiben könnte. Fährt der Staat in Verfolgung seiner bisherigen industriellen und finanziellen Operationen fort, so muß nothwendig binnen weniger Jahrzehnde vom Osten her das Geschrei des hungerwüthigen Volks eben so über Europa hinweg erschallen, wie es aus Frankreich und England erklungen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Novitäten.

Grundriß der Culturgeschichte. Für seine Zuhörer von W. Drumann. Königsberg 1847.

Man hat, nach der Angabe des Verfassers in der Vorrede, in diesem Buche kein System zu suchen; die Untersuchung nimmt von vornherein, sagt er, eine solche Richtung, und der Geschichte wird Zwang angethan, wenn man einen Maßstab mitbringt, nach welchem sie sich formen soll, heiße er Vervollkommungstheorie, Altersstufen oder anders. Doch hat man hier darum nicht eine bloße zusammenhangslose Masse von Notizen vor sich, nur die Mannichfaltigkeit der Beziehungen herüber und hinüber soll anerkannt werden. Einen besondern Werth erhält dieser Grundriß durch die um der Zeitersparung in den Vorlesungen willen außerordentlich reichhaltige Literatur, die in ihm angegeben wird.

—d—

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 19.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.

Erster Band: Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. 1846.
Zweiter Band: Philosophische Kritiken und Grundsätze. gr. 8. 1846.

Ludwig Feuerbach, den Ihr bisher nur aus dem Buch, das ihn „am meisten in's Geschrei gebracht" oder vielleicht gar nur aus dem „Gebelfer" der Tagesblätter kanntet, tritt nun in seinen gesammelten Werken vor Euch. — Noch nie ward ein Buch von so entzückender Klarheit, von so beglückender Wahrheit geschrieben, es hat eine ungeheuere Wirkung ausgeübt, die Schwächlinge haben wie vor jeder großen und neuen Erscheinung sogleich den Kopf darüber verloren, und doch ist Euch das „Wesen des Christenthums" noch immer paradox und unverständlich. Hier habt Ihr nun Gelegenheit, die Gedanken des Verfassers in einem größeren Zusammenhang und mannichfaltiger Anwendung kennen zu lernen, vielleicht daß Euch ihr Ursprung und ihre Vermittlung deutlicher wird. Aber, ruft Ihr aus, diese Werke stürzen uns aus einer Unbegreiflichkeit in die andere, da sind ja überall die handgreiflichsten Widersprüche, der Mensch predigt in einem Athem den verwegensten Idealismus und den crassesten Materialismus, den Egoismus und den Communismus, den Pantheismus und den Atomismus, sonstiger zahllosen, minder wesentlicher, aber gleich starker Widersprüche nicht zu gedenken; und da ist auch nicht eine Spur von Erklärung, von Herstellung eines Zusammenhanges, nicht einmal in einer Randnote; denn die Vorrede soll doch nicht etwa dazu ausreichen mit ihren wenigen allgemeinen Andeutungen und ihren Sottisen, welche gelind ausgedrückt eine große Unschicklichkeit, um nicht zu sagen Unverschämtheit, gegen Uns, das gebildete Publikum, enthalten? Wann ist es erhört, daß ein Schriftsteller seine zum Theil vergessenen, zum Theil nie beachteten Werke mit den Worten wieder auftischt, was für ihn nur noch eine „unerfreuliche Vergangenheit", sei für die Welt noch gut genug und jene „obscure, im Rücken seines schriftstellerischen curriculum vitae liegende Vergangenheit noch heute an der Tagesordnung?" — Es war zu erwarten, daß Ihr Euch in diesen gesammelten Werken nicht zurecht finden würdet; denn Ihr begreift nicht einmal die „formellen Eigenschaften" der Feuerbach'schen Schriften. —

Ein Wort könnte wenigstens diese Euch so auffallende Form erklären. Aber freilich, Ihr treibt mit den besten Worten und Sachen Affenschande, so daß das Herrlichste zum Gemeinsten, der schönste Ehrentitel zum ekeln Spottnamen wird. Doch wozu neue Worte erfinden, denen doch binnen kurzem dasselbe widerfährt? Bringt lieber die alten guten Beziehungen wieder zu Ehren und entwöhnt Euch jener schlechten Sitte. Feuerbach ist, und zwar im ausgezeichneten Sinne des Worts, ein Genie. D. h. zunächst ein Mensch der intellectuellen Anschauung, welche die Brücken der Vermittelung hinter sich abbricht und das Erkannte in einen einfachen Act der Intuition zusammenfaßt. Das Unmittelbare, Einfache, durch sich selbst Gewisse ist ihm darum das Höchste, das Licht, das durch sich selbst leuchtet, ein Lieblingsbild Feuerbach's. Darum liebt er seine Entwickelungen in ganz kurze Sätze zusammenzudrängen, darum treten seine Gedanken gern als einfache Behauptungen auf; nicht als ob vorher der Ernst des Suchens gefehlt hätte, aber es ist ihm „langweilig, seine Forschungen in ihrem ganzen Umfang für den Druck herzurichten," er giebt nur die Quintessenz, eilt gleich zur Blüthe, hält sich nicht gern bei den bloßen Vorbereitungen auf, bei dem, was seinen Zweck, seine Bedeutung außer sich hat. Ja die Freiheit und Sicherheit der Erkenntniß geht zum Uebermuth des Humors fort, der mit der Wahrheit Verstecken spielt, das Schwerste als das Leichteste erscheinen läßt. „O die scharfsinnigen Kritiker! Sie wollen das

---

Der Verfasser dieses mir für die Revue mitgetheilten Aufsatzes stellt sich von vorn herein als einen begeisterter Bewunderer Feuerbachs dar. Er kämpft im Feuerbachschen Stile für Feuerbach und zunächst für dessen Stil. Ein anderer Mitarbeiter an der Revue, K. Fischer, hat in dem von ihm jüngst veröffentlichten Aufsatze „die Berliner Sophisten" Feuerbach zwar als höchst beachtenswerthe Erscheinung anerkannt, zugleich aber auch ihm seine Stellung als Moment der geistigen Bewegung der Gegenwart angewiesen, ohne sich zur Bewunderung hinreißen zu lassen, welche der wissenschaftlichen Kritik wenig gemäß ist. Ich erinnere hieran, um das Prinzip der Revue zu vertreten, der aufmerksame Leser wird aber finden, daß auch der Verf. des hier vorliegenden Aufsatzes auf dem wohl nur der populären Form willen gewählten anfänglichen Standpunkt der Bewunderung keineswegs befangen oder stehen geblieben ist, sondern sich über denselben im Verlaufe der Abhandlung zur unbefangenen Erkenntniß einer jedenfalls bemerkenswerthen und einflußreichen Individualität erhebt. Ja er gelangt bis zur Ironisirung seiner eigenen Darstellungsweise, indem er die Unnachahmlichkeit des Feuerbachschen Stiles anerkennt, befreit sich also auf das Vollkommenste von der Form der Bewunderung und des Vorurtheils.

Der Herausgeber.

Wesen meiner Schriften beurtheilen, und kennen nicht einmal ihre formellen Eigenschaften; sehen nicht, daß ich in der Behandlung meiner Patienten die homöopathische Curmethode befolge, daß ich aber die Grundsätze, die mich leiten, nicht in Worten, sondern in Handlungen, nur in der Anwendung derselben ausspreche, sehen nicht, daß ich sehr häufig das Positive negativ, mich überhaupt uneigentlich, änigmatisch, ironisch ausdrücke und meinen höchsten Triumph gerade darein setze, zum Aerger aller philosophischen Pedanten und gelehrten Philister den Ernst der Nothwendigkeit in das Spiel des Zufalls einzukleiden und den Stoff von Folianten in den Duft eines Epigramms zu verflüchtigen." Aber Eurem schwerfälligen Geiste erscheinen Feuerbach's Gedanken parador, willkürlich, abstract, Euch schwindelt, weil Ihr die Strickleitern nicht mehr seht, an denen sie sich aufgeschwungen. Darum vermögt Ihr Genie von Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit nicht zu unterscheiden, verwechselt jenes mit diesem und noch mehr diese mit jenem. Nichts wäre aber verkehrter, als jene leichtsinnige Genialität, der die Gedanken gebraten in das Maul fliegen, die es aber auch nur zu überflüssigen höchstens absonderlichen Einfällen bringt, dem Feuerbach Schuld zu geben. Niemand kennt so wie er den heiligen Ernst der Gedankenproduction. Die Production ist ein Angriff des Geistes auf unsere Eristenz und Selbstständigkeit, auf Tod und Leben. Auch die rein wissenschaftliche, die philosophische Production, die nur gedeiht bei vollkommner Herrschaft der Vernunft, ist zugleich Ertase, ergreift den ganzen Menschen, erregt die lebhafteste Sensation, erfordert und erzeugt die innigste persönliche Theilnahme. Jeder wahre Gedanke ist als freies Vernunftproduct zugleich eine durch und durch dringende Determination unsrer unmittelbaren Individualität, ein Stich ins Herz, eine Erschütterung unsres ganzen Seins, ein Opfer unsrer Eristenz."

Feuerbach liebt nicht, sich bei den langen Vermittelungen und Beweisführungen aufzuhalten, er liebt das Einfache, Positive vermöge seiner eigenen durch und durch positiven Natur. Feuerbach, der Negativste der Negativen eine positive Natur! Ja wundert Euch nur! Nur vermöge seiner Positivität hat er das Wesen der Religion so gründlich durchschaut, aus der indirecten Bejahung des Menschen die directe gemacht. Das Genie ist positiv. Der Positiv in voller Energie ist der Superlativ, subjectiv ausgedrückt der Affect. „Der Superlativ ist erst der wahre Positiv." Feuerbach ist ein kraftvoller Mensch, sein Lebenselement ist der Affect, er spricht und schreibt nur im Affect, mit der ungetheilten ungehemmten Energie seines Wesens. Nur im Affect enthüllt sich ihm das Wesen des Gegenstandes. „Nur da, wo Etwas rücksichtslose Leidenschaft, unbedingter Affect wird, erst da erhebt es sich zu einem Gegenstand wie der Poesie, so der Philosophie, denn nur das Unbedingte in jeder Sphäre ist Gegenstand der Philosophie." Darum widersteht ihm alles Limitiren und Abdingen, alles Relative, Beschränkte, Bedingte, Getheilte, Halbschürige, Ohnmächtige ist ihm in den Tod zuwider. Blöde Augen, matte Seelen sehen aber oft darin Einseitigkeit, Uebertreibung, was nur die ungeheure allseitig affirmative Kraft seines Wesens ist. Diese erlaubt ihm nicht, wenn er ein Moment in seiner ganzen Realität und Fülle hervorhebt, an die andern zu denken, welche jenes begrenzen und einschränken, wenigstens nicht es auszusprechen. Seine Bejahung ist Entzückung, seine Verneinung Vernichtung. Seine Aussagen sind unbedingt, er giebt einem Gegenstand Alles oder nimmt ihm Alles, er setzt den Theil als das Ganze, eine Seite als die Totalität. Aber Feuerbach ist nichts weniger als einseitig, vielmehr ein Mensch von unvergleichlicher Universalität des Geistes. Aber er spricht das, was eine Einseitigkeit aufhebt, an einem andern Orte aus, zu einer andern Zeit und naturgemäß wiederum als Einseitigkeit. Aber was wundert Euch das so sehr? Ist nicht das Leben ebenso? Ihr freut Euch über die schöne That eines Freundes, Ihr sinkt ihm an die Brust und ruft entzückt: Du bist ein herrlicher Mensch! Hat es aber nicht Zeiten gegeben und werden nicht vielleicht wieder welche kommen, wo ihn Euer Tadel, Euer Unwille, wohl gar Euer Zorn traf? Aber was für ekle, lächerliche Pedanten wärt Ihr, wenn Ihr in diesem Augenblick an jenen denken, Eure Freude limitiren, verkümmern, oder ein andermal Euren Zorn abstumpfen wolltet durch ein ausdrückliches Hervorheben des entgegengesetzten Momentes, wenn es auch als innere Schranke vorhanden? Ihr schreibt Bücher, uns zu beweisen, daß Feuerbach einseitig sei. Ihr Guten! Aber leset doch weiter, da findet Ihr ja die entgegengesetzte Einseitigkeit! Was fangt Ihr nun an? Wagt Ihr den Mann, dessen glänzende Eigenschaften oft selbst Euren verstockten Sinnen eine unwillkürliche Bewunderung, ein plötzliches Wohlgefallen entreißen, zum wüsten Genie zu stempeln, das in's Gelag hineinstürmt? Ja, sprecht Ihr, einseitig ist jederzeit das Leben, allseitig nur in aller Zeit, allseitig aber soll sein die Philosophie alle Zeit. Wohl! Aber bedenkt, daß nur um diesen Preis die Metaphysik aus einer grauen jenseitigen Theorie, aus einer transscendenten Dialektik des abstracten Denkens zur durchschlagenden Determination, zum allerintimsten, allereigensten Sein des ganzen Menschen gemacht werden konnte. Feuerbach konnte das nur als dieser kraftvolle, gewaltige Mensch, in dem die Schrift des Universums nicht in abgeblaßten, verwischten Zügen, sondern in ursprünglicher Reinheit mit feurigen Lettern gegraben steht, in dem die Elemente und Principien des Daseins nicht als abgeschwächte Ingredienzen, sondern als energische Lebensbestimmungen, als weltstürmende Potenzen vorhanden sind. Aus der Spannung und dem Kampf der Elemente bringt sich die erhabene, majestätische Harmonie des Universums hervor, die nur der begreift, dem die einzelne Kraft in ihrer schrankenlosen Ungebundenheit und Wildheit, wo sie mit furchtbarer Gewalt das All zu erfassen und allein zu durchdringen strebt, Gegenstand ist. So auch reift aus der prächtigen, ungebundenen Entfaltung seiner Einzelkräfte ein energischer Geist.

Aus der nämlichen Eigenschaft Feuerbach's entspringt sein Styl, der unnachahmlichste, den es je gegeben. Nichts gleicht

dem Reichthum, der Kühnheit und Schönheit wie der schlagenden Kraft seiner Bilder. Diese Gewalt, stets den abstractesten Gedanken in die allersinnlichste Form zu zwingen, das Fernste, Entlegenste, Fremdeste mit Einem Schlage zum Allernächsten, Heimischesten, Intimsten zu machen, nota bene, ohne den Gedanken im mindesten etwas von seiner Tiefe und Fülle, Majestät und Kraft zu rauben, ohne ihn im mindesten zu trivialisiren, ist beneidenswerth, einzig, imponirend. Wessen Geist überhaupt die gehörige Weite und Anziehungskraft für solche Eigenschaften hat, dem gewährt das Lesen der Feuerbach'schen Schriften einen geistigen Genuß, der nicht seines Gleichen findet. Der Geist ermißt hier mit Einem Male seinen ganzen Umfang und seine ganze Kraft, seine fernsten Endpunkte und stärksten Gegensätze. Aus den schwindelnsten Höhen der Abstraction stürzt Feuerbach den Geist kopfüber in die Gluth, die Farbenpracht, den Reichthum und die charaktervollen Bildungen der Sinnlichkeit, und erhebt ihn im Fluge wieder in den leichten, freien Aether des Gedankens. Das ist aber für den Geist ein Gefühl der intensivsten Lebenskraft, gleichwie auch das sinnliche Lebensgefühl durch den unmittelbaren Wechsel seiner höchsten Gegensätze am meisten gesteigert wird. Aber Feuerbach führt nicht etwa den Leser blos zur Erholung zuweilen spatzieren, jener Wechsel ist kein blos willkürlicher, äußerlicher, sondern die intensivste Einheit und Durchdringung der Gegensätze, und das gerade bewirkt jenen einzigen Genuß; eine wahre Wohllust des Geistes, der das Fernste als das Heimathlichste, das, was eben fremd und entgegen, ja vernichtend vor ihn trat, plötzlich in Blut und Nerven fühlt, als sein gegenwärtigstes, eigenstes, concretestes Dasein empfindet. Feuerbach ist einer der geistreichsten Menschen; diese unendliche Macht der verknüpfenden Phantasie ist specifisch geistreich.

Schöne Bildlichkeit des Ausdrucks wird immer mehr ein Erbtheil unsrer Tage, wunderbar anschaulich schreibt auch Strauß, schreibt auch Vischer; beide verstehen es meisterlich, die Sache mit Einem Bild abzumachen, den Nagel auf den Kopf zu treffen, einen verwickelten Gedankengang in eine kühne, prägnante Wendung zusammenzufassen. Bei Feuerbach tritt zu den gleichen Vorzügen seine alles personifizirende Phantasie. Er verhält sich immer pathologisch, seine Bejahung ist Freude, seine Verneinung Zorn. Daher sind seine Prädicate stets personifizirend. Die Gedanken, die er einführt, sind handelnde, verantwortliche Subjecte, die sich mit Ruhm bedecken oder lächerlich machen, Spott und Vorwurf oder Ehre einerndten. — „Uebrigens bemerke ich, daß ich mich schämen mußte, über und gegen ein Subject, wie das Wunder ist, zu schreiben, wenn es mir nicht zum Behufe einer größern kritischen Arbeit der Vollständigkeit wegen nöthig gewesen wäre, auch dieses mauvais sujet in seiner ganzen Blöße hinzustellen." — „Mit dem Maße, da ihr messet, mit dem sollt ihr wieder gemessen werden; oder: was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihnen auch; und folglich: was ihr nicht wollt, das euch die Leute thun, das thut ihnen auch nicht. Was thut denn nun aber das Wunder? — Das Wunder bringt die Erfahrung um ihren Credit; das Wunder verdient also selbst keinen Credit. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Wer in dieser Welt Rechte für sich in Anspruch nehmen, wer Glauben von Andern fordern will, der füge sich vorerst selbst den Gesetzen dieser Welt; wo nicht, so ist er vogelfrei. Aber sollte denn wirklich das Wunder so ein Exlex, sollte es wirklich so verblendet sein, daß es selbst die Gesetze, von welchen seine eigne Glaubwürdigkeit abhängt, mit Füßen tritt? Allerdings ist es so." Feuerbach's Styl ist durch und durch dramatisch. Dramatisch ist Lessing's, ist auch Strauß's Styl. Aber ihr Styl ist dramatisch nur durch die Bewegung, die Gruppirung und den Gegensatz der Gedanken. Bei Feuerbach sind die Gedankengegenstände Individuen voll sinnlicher Lebendigkeit, Personen von ausgeprägtem Charakter, komische oder tragische Helden. — „Wie stimmt das mit den Atomen überein, die untheilbar sind? mit den Gassendi'schen Atomen stimmt es freilich überein, aber diese stimmen mit sich selbst nicht überein, widersprechen sich selbst; denn sie sind nicht die absolut festen, tapfern, jede Theilung von sich abweisenden, gegen jeden An- und Eingriff gewappneten Kampfhelden des Epikur, sondern alleruntherthänigste Diener der Willkür, ganz feige, gutmüthige Tölpel, die, ohne Widerstand zu leisten, ohne Einspruch und Gegenwehr sich die Seele aus dem Leibe ziehen lassen; denn ob sie gleich schon anfangs aufs geduldigste sich ausplündern ließen, und so hinreichende Proben ihrer Unterthänigkeit und Gutwilligkeit gegeben haben, so sollen doch die blutarmen Teufel zuletzt noch sogar die Unauflöslichkeit durch die Länge der Zeit verlieren." *) Feuerbach ist Humorist. Denn dieses Eingehen des Gedankens in die Endlichkeit, mit der er doch nur spielt, die ihm nichts anhat, ihn nicht zu sich herabzieht, sondern sich in seinem Lichte verklärt, ist der ächteste Humor. Aber dieses Individualisiren bis ins Detail, diese Fülle von Zügen der frappantesten Lebenswahrheit ist doch nichts weniger als bloße Laune, Witz oder Ueberfülle der Phantasie. „Das Bild hat übrigens bei mir nicht die Bedeutung des Auswuchses einer üppigen Phantasie, die sich gedankenlos zwischen den Verstand und die Sache einschiebt, die den Gedanken nur verschönern oder gar ersetzen soll, sondern das Bild ist bei mir die Sache selbst, aber in einem concreten Fall, der Gedanke selbst aber zugleich als ein Gegenstand der Anschauung. Die humoristische Bilderthätigkeit ist bei mir Methode des seiner selbst vollkommen mächtigen und bewußten Gedankens." — „Sehr häufig sind freilich Witz und Phantasie da, wo sie nicht in ihrem eigenthümlichen Elemente, dem der Poesie sind, nur vitia splendida, nur Lückenbüßer des Gedankens. Etwas andres ist

*) Bei Citaten aus Feuerbach ist schwere Auswahl zu treffen. Seine Schriften bekunden Wort für Wort seinen Geist, der nie geschwächt, ermattet oder sich selbst untreu erscheint. Die allerschlagendsten Belege, die brillantesten Stellen lassen sich aber oft gerade am schwersten dem Zusammenhang entreißen.

es dagegen, wo sie die Früchte der Erkenntniß sind, denen nur die innere Reife den reizenden Farbenschmuck der Schönheit aufgedrückt hat, wo das Feuer der Sinnlichkeit nicht die Gluth der Begierde ist, die den ersehnten Gegenstand in täuschenden Bildern vergebens zu erfassen strebt, sondern die Gluth des vollendeten Genusses, wo die Phantasie die Geliebte des Gedankens ist, die die selige Gewißheit, daß sie sein, daß er ihr Wesen ist, dem Geliebten in freudetrunknen Blicken entgegenstrahlt. — Hier sind Witz und Phantasie nichts weiter als der sich selbst erkennende und klar durchschauende Gedanke, der sich freiwillig zum Bilde entäußert, der sich anders ausdrücken könnte, wenn er wollte, der nur aus Ironie unter der Maske des Scherzes und Bildes den Ernst der Wahrheit verbirgt. Ein wesentliches Attribut des Gedankens, der sich so ausdrückt, ist aber der Humor, der jedoch hier keine andere Bedeutung hat, als die, daß er der Privatdocent der Philosophie ist."

Es versteht sich, daß mit den die Schönheit der Feuerbach'schen Ausdrucksweise hervorhebenden Bemerkungen dieselbe nicht etwa der Nachahmung zum Muster und Exempel aufgestellt werden soll. Sie wollen nur ein Schlüssel zum Verständniß, zum Genuß und zur Freude an dieser durch und durch charaktervollen, originellen und geistreichen Individualität sein. Le style c'est l'homme. Nur Feuerbach kann so schreiben. Nichts wäre vergeblicher, als wenn Jemand, der diesen sprudelnden Witz, diese Fülle überraschender Einfälle, dieses geniale Bewußtsein, daß „in allen Räumen Eines, in allen Wellenschäumen Eines, in allen Träumen Eines" ist, nicht als erb- und eigenthümliche, unaufhaltsam zur Manifestation drängende Gaben besitzt, sich die Manier Feuerbach's anquälen wollte. Und selbst mit einer reichen Einbildungskraft liefe jeder Andere, dessen Geist nicht die gewaltige Kraft hat, daß der Gedanke „auch mitten im Freudentaumel der Phantasie nicht die Besinnung, die Geistesgegenwart verliert, vielmehr mitten im Außersichsein der Sinnlichkeit unmittelbar bei sich selbst zu sein," doch Gefahr mit der Form zu buhlen, zum bloßen Diener der Lust und eines geistigen Sybaritismus herabzusinken. Feuerbach's Styl, der getreue Ausdruck seines classischen Geistes, ist eben durch seine Vorzüge kein classischer, wenigstens nur im allgemeinern, nicht im engern Sinne. Dazu fehlt ihm im Ganzen Einfachheit. Feuerbach's Geist ist mehr aphoristisch als architektonisch. Dazu gebricht ihm Ruhe, Ausführlichkeit, Vermittlung, Stetigkeit der Uebergänge.

(Schluß folgt.)

Novitäten.

Römische Waffen in deutschem Streit oder: die Berechtigung des Herrn von Linde in Darmstadt zum Urtheile in den confessionellen Fragen der Gegenwart. Mannheim, Heinr. Hoff.

Unter den Schriften, die in Folge der kirchlichen Bewegungen der neuesten Zeit mit vorwiegendem Parteiinteresse sich an der Beurtheilung und Entscheidung der betreffenden theologischen und rechtlichen Fragen betheiligten, haben sich nach Zeit der Erscheinnng, Zahl und Umfang besonders die Schriften des großherzogl. Hessischen Staatsraths von Linde, eines Katholiken, bemerkbar gemacht. Es sind dieß namentlich seine „Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpuncte des Rechts und der Politik (anonym, Mainz, Kupferberg 1845)," ferner „Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine. Ein Beitrag zur Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpuncte des Rechts und der Politik" und „Berichtigung confessioneller Mißverständnisse. 1. Heft: Auffassung des christlichen Seligkeitsdogma's nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse. 2. Heft: Die Berechtigung der christlichen Kirche zum Fortschritt (Mainz 1846.)" — Schriften, in denen wir Herrn von Linde vom römisch-katholischen Standpuncte aus nicht nur den Deutschkatholicismus mit aller Macht bekämpfen sondern zugleich auch gegen den Protestantismus und die protestantische Kirche allerlei feindliche Hiebe und Streiche führen sehen. Der Zweck des Verf. der vorliegenden Broschüre ist es nun, die Unhaltbarkeit, Inconsequenz, und die lieblose Intoleranz der Behauptungen des Herrn von Linde aus seinen Schriften nachzuweisen und zwar in der Art, „daß er ihn selbst sein Urtheil über sich abgeben läßt, aus den Widersprüchen, in die von Linde gerathen und den Mitteln, die er angewendet, den Werth seiner Sache zeigt und ihn mit seinen eignen Worten als Verfechter dessen, was er bekämpft, darstellt und so, indem er sich selbst vernichtet, in ihm ein warnendes Exempel entdeckter Unwahrheit vor Augen stellt." Bei der Gewandtheit der Darstellung, die unser Verf. besitzt, und bei seiner dialektischen Schärfe, mit der er die von Linde'schen Ansichten zergliedert und mit einander vergleicht, mußte ihm allerdings seine Absicht um so mehr gelingen, als v. Linde's Polemik, wie sich aus vorliegender Schrift ergibt, sehr viele schwache, unhaltbare Seiten zeigt und keineswegs auf Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe basirt erscheint.

C.

Henning der Hahn. Seitenstück und Schluß des Reineke der Fuchs. Nach dem Altdeutschen des sechzehnten Jahrhunderts metrisch bearbeitet von Ernst Rommel. Mit vier Originalzeichnungen. Hannover 1846.

Dieses Büchlein scheint eine äußerst grob angelegte Speculation zu sein. Das Gedicht Hennynk de Han rührt gar nicht aus dem 16. Jahrhunderte her, sondern ist von einem gewissen Casp. Fr. Renner, der, wenn wir nicht irren, Bibliothekar oder Archivar in Bremen war, und als solcher in altplattdeutschen Schriften gut belesen sein mochte, gegen 1732, denn in diesem Jahr ward das Machwerk zuerst gedruckt, verfertigt worden — wie dieß unter andern bei Gervinus Bd. II. S. 100 des Weiteren zu lesen steht. Der Bearbeiter weiß das sehr gut, denn er führt in der Vorrede selbst eine Argumentation dafür an, ohne sie zu widerlegen, dessenungeachtet steht auf dem Titel — denn die Vorrede werden ja die Leute nicht lesen! — nach dem Altdeutschen des 16. Jahrhunderts — was Niemand so verstehen kann, daß hier ein von einem Neueren in der Sprache jener Zeit gedichtetes Werk vorliege. Die Kupfer sind nicht geeignet, den Werth der Publikation zu erhöhen.

—d—

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. | 1847. Nr. 20. | Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.

(Schluß des ersten Artikels.)

Solch ein allseitiger, origineller, freier Geist, jeder Fessel feind, dem nur wohl ist im Element der genialen Ungebundenheit des Humors, eignet sich schlecht zur Autorität, zum Parteihaupt oder gar zum Messias eines socialen Evangeliums. Feuerbach hat darüber auch selbst ein vollkommen klares Bewußtsein. „Jetzt bin ich berechtigt, wozu ich mich berufen fühle, jetzt ist mein innerster Wille mir zu äußerlicher Nothwendigkeit gemacht, jetzt kann ich meinem Genius huldigen, jetzt unbeschränkt, frei, rücksichtslos „„der Entfaltung des eignen Wesens““ mich weihen.“ — „Laß mich in Frieden! Ich bin nur so lange Etwas, so lange ich Nichts bin.“ Diese Aeußerungen beziehen sich zwar zunächst auf das Amt, gelten aber in Feuerbach's Sinn eben so gut von jeder beengenden Parteistellung. Als einst die Berliner Impotenz sich unter seine Fahne stellen und dazu seine ausdrückliche Zustimmung haben wollte, war: „Geht Euren Weg, ich geh' den meinen,“ die Antwort. — Die deutschen Socialisten haben ihr Auftreten mit Feuerbach in Verbindung gebracht. Nicht ohne alles Recht, insofern es in der Aufgabe der deutschen Natur liegt, die ganze Tiefe der Theorie auf die praktischen Probleme zu übertragen. Dennoch haben diejenigen Socialisten Unrecht, welche ihn unmittelbar zu ihrem Messias ausrufen. Die Idee des freien, edlen Menschenthumes ist allerdings noch niemals so positiv und darum so negativ gegen alles Unwesen ausgesprochen, wie von Feuerbach. Von dem Allgemeinen dieser Idee ist aber noch weit bis zu dem ökonomischen Detail, welches die Voraussetzung ihrer Realisation bildet. Der Socialismus hat es mit diesem zu thun, und er ist selbst mit der Einseitigkeit, die Befriedigung des Magens für das Wesentlichste zu erklären, vollkommen an der Zeit. *) Komisch ist es aber, einzelne Socialisten bald Schiller, bald Göthe, bald Pestalozzi, bald Krause, bald sonst wen, der über die harmonische Vollendung des Menschen ein Wort hat fallen lassen, als Zeugen aufrufen zu hören. „Die Geschichte strahlt auf allen Punkten von Sternen der Freiheit,“ es hat immer schöne, vollendete Individuen gegeben, aber man kann aus ihnen nicht specielle, ökonomische Dogmen ableiten. *)

Im Socialismus macht sich überdies auch eine Einseitigkeit geltend, welche der Individualität als solcher zu nahe tritt und die alte Regel vergißt, daß die Einheit nicht ohne den Unterschied; ein Punkt, an welchem die Uebereinstimmung mit Feuerbach gänzlich ein Ende nimmt. Feuerbach ist eben so gut Egoist wie Communist. Mit jener Einseitigkeit hat es zwar keine Gefahr. Jedes geistige Moment hat bei seinem geschichtlichen Auftreten die Prätension, die Totalität sein zu wollen. Nur indem es alles sein will, kommt es zu seinem Recht; gegen wirkliche Uebergriffe findet es zeitig genug an der Natur die richtige Schranke. Man denke nur an den Spiritualismus des Christenthums. So ist es jetzt mit dem Princip der absoluten Gemeinsamkeit, welches so viele um ihre particulare Existenz besorgte Seelen in Schrecken setzt. Nur indem man ihm alles zutraut, kann es zeigen, was es zu leisten vermag; nur indem es als das radicale Heilmittel auftritt, kann es die verstockte Menge gewinnen, auf welche einmal ohne Marktschreierei nichts Eindruck macht, welche nur dann aufmerksam wird, wenn man, wie in den Straßen von London, mit ellenlangen Buchstaben die Wunderkraft eines Gegenstandes anpreist. Mit der Absolutheit hat es von selbst bei Zeiten ein Ende. Diejenigen, welche sich vor den Phalanstèren und Syssitien fürchten, sollten bedenken, daß es Zeiten gab, wo man eben so für eine Beschränkung der Freiheit hielt, in Städten zu leben im Gegensatz der Ritterburgen. Späterhin galt es für einen Vorzug, in eignen Häusern zu wohnen, jetzt wissen wir nicht anders, als daß ein Dutzend Familien in einem Hause wohnen, ohne sich in den Weg zu kommen. Was jetzt noch eine schrankenlose Ausdehnung der Gemeinsamkeit scheint, ist bald vielleicht nur noch eine mäßige Erweiterung. Die Individualität aber wird im häufigern vielseitigern Verkehr nur nergischer, wie jede Erziehungsanstalt beweist.

Kehren wir zu Feuerbach zurück, so begreift sich, daß er

*) Daher hat auch M. Heß Feuerbach für den letzten Philosophen erklärt, weil er zwar den Menschen zum Höchsten mache, aber den Menschen in seiner jetzigen entarteten Gestalt. O weiser Mann!

*) Zuweilen wird allerdings dem Wort Socialismus ein Umfang gegeben, in welchem es die totale sittliche Organisation der Menschheit bezeichnet. Die unmittelbare Voraussetzung dieser Idee ist allerdings Feuerbach als die letzte Consequenz der deutschen Philosophie seit Kant. Wir haben es mit dem einseitigen Socialismus zu thun, wie es bis jetzt sich gezeigt.

als universeller, vollkommner, ganzer Mensch, als dieses freie, in sich befriedigte Individuum an solcher Parteieinseitigkeit keinen Theil haben kann. Wer ihm daraus einen Vorwurf machen will, der denke an Göthe, als an das berühmteste Beispiel dieser Art, und an Leibnitz, weil Feuerbach gerade selbst an Leibnitz diese Eigenschaft hervorhebt. Unsre Zeit hat mit Recht den Namen der Partei geheiligt. Aber es ist etwas Andres um solche Parteien, welche die Aufgabe haben, ein Moment einseitig geltend machen, um ihm erst zu seinem Recht zu verhelfen, oder welche nur die gleich berechtigten Gegensätze innerhalb einer höhern Totalität in ihrer Lebendigkeit repräsentiren, als um die Partei, welche für das höchste Gut als solches kämpft. Daß Feuerbach in dem Kampfe des Guten gegen das Schlechte, der Freiheit gegen die Knechtschaft Partei genommen, ist männiglich bekannt, wir lieben ihn als einen der edelsten Helden unseres Befreiungskampfes.

Feuerbach ist überhaupt nicht zur Autorität gemacht, d. h. nicht zur Verbalautorität, zum Meister, auf dessen Wort man gedankenlos schwört. Er kann es nicht sein, nach dem, was über seine Form gesagt ist. Er ist nur zu verstehen in der Totalität seines Wesens. Sein Wesen stimmt immer mit sich überein, wenn die lebendigen Kräfte desselben sich zu spalten scheinen, wenn die einzelnen Aeußerungen für den oberflächlichen Blick sich widersprechen. „Ich schreibe nicht für die „„wohlbekannten Thiere““ sonder Vernunft, sondern für Wesen mit Vernunft, also für Wesen, welche durch die eigene Vernunft die Gedanken eines Andern ergänzen,“ d. h. für Leser, welche die Totalität der Wahrheit in sich haben, um die Dialektik der Momente zu vollziehn. Von Feuerbach gilt wie von Göthe, „spaltet er sich immerfort, so ist er doch stets der Eine.“ Die Widersprüche und Paradoxen fließen bei ihm aus derselben Quelle wie bei Lessing und Göthe, aus dem universellen, kraftvollen Charakter, in dem „alles Gegensätzliche des menschlichen Wesens, Ideales und Reales, Natur und Geist, antike und moderne Richtungen verschmolzen beisammen liegen.“ „Die Männer, die so sicher auf ihrer Natur und auf der Wahrheit ruhten, durften diese gefahrvollen Experimente wagen.“ Feuerbach ist zum Beglücken, zum Entzücken, zum Erfrischen, er ist vor Allem auch zum Lernen, aber nicht zum Auswendiglernen, nicht einmal blos zum lebendigen, receptiven Lernen, sondern zum gedankenvollen, produktiven Lernen, welches aus den Gedanken des Autors selbstständige, neue Gedanken, qualitative Gegensätze erzeugt.

Wenden wir uns nun, nachdem wir den Geist Feuerbach's nach seinem allgemeinen Wesen charakterisirt, zu dem bestimmten Inhalt seiner Schriften und suchen uns in ihnen zu orientiren.

Gedanken eines Naturforschers bei einem belletristischen Werke.

Paris und die Alpenwelt. Von Therese, Verfasserin der Briefe aus dem Süden. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Verfasserin dieses Buches, die durch frühere Schriften sich einen gewissen Ruf in der schönen Literatur erworben haben soll, will uns die Eindrücke schildern, die sie während einer Reise durch das Salzkammergut, Berchtesgaden und Tirol empfangen hat. Diese Naturgemälde sollen einen pikanten Gegensatz in Reisebildern aus der französischen Hauptstadt finden, welche die zweite Hälfte des Buchs ausmachen. So erklärt sich der gespreizte Titel, hinter dem ich anfangs eine Darstellung der Leistungen hoffte, welche die Wissenschaft den großen Naturforschern von Paris dankt, die in der jüngsten Zeit mit so regem Eifer an die Erforschung der Alpenwelt gingen.

Es ist so erfreulich, die Abgebilde zu erblicken, welche die Betrachtung der schönen Natur im Menschenherzen hervorzaubert, gleichviel ob er sie mit leiblichem oder geistigem Auge schaute. So wie das Bild der Welt, welches aus dem Auge wiederstrahlt, schöner ist als das empfangene, so giebt auch das sinnige Gemüth der todten Natur Wärme, Leben und Farben. So schön sie immer sei, Kunst und Dichtung werden sie verklären. Darum lebt der Deutsche mitten in der Schweiz immer nur in der Schweiz Schillers und sucht ämsig die Stelle „wo man hineingeht in das Schächenthal;“ darum ist kein irdisches Thal schöner, als das Campanerthal des Dichters.

Unsre Verfasserin hat nun das Schönste gesehen, womit die deutsche Erde sich geschmückt hat, den idyllischen Frieden des Salzkammergutes und die hehre Pracht des Berchtesgadner Landes. Aber der Spiegel, in den diese Bilder gefallen sind, war schmutzig und trübe; wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir nur Fratzen sehen. Ein aus Mitleid und Ekel gemischtes Gefühl ergreift uns, wenn wir die Zerrissenheit, die Lügenhaftigkeit, den unendlichen wahren und geheuchelten Jammer sehen, der sich überall hervordrängt. Ist dies die Harmonie, ist dies der Frieden des Frauenherzens? ist dieses Kokettiren mit Selbstmordgedanken, diese alberne Sehnsucht nach einem Meuchelmörder, der all den unverstandnen Leiden ein Ende mache, irgend geeignet, einen Funken der Theilnahme in uns zu wecken? Was sucht die Aermste denn in der Welt, die mit dem Schicksale grollt, daß es mit eisernem Griffel die Worte aufgeschrieben hat: „Das Glück wird für das Thier, die Forschung, die Wissenschaft, der Ruhm, die Größe für den Menschen sein?“ Und dieses arme Hirn, welches nicht begreift, daß eben diese geistigen Güter und die Freiheit unser Glück sind, und daß Jedem von uns die Kraft inwohnt, den Bau des Glückes in sich aufzurichten, will uns für ihre verworrenen Gedanken wecken, für ihre überspannten Phantasien, in denen sie, „während der Lohnbediente plaudert, in wenig Minuten die Erdkugel umschwebt, das Geschrei der Hyäne hört, die Boa zu ihren Füßen sich winden sieht, Wälder umstürzt, aus Feldern — Gräber, aus Sand-

wegen — Flüsse macht?" — „Die Erde ist mein," sagt sie, „ich regiere, belebe sie, zerstöre, baue auf und schaffe." Mit nichten! sie belebt Nichts; kann auch glücklicherweise nichts zerstören, als etwa allen Genuß ihrer Leser. Die Natur ist für sie ein Buch mit sieben Siegeln. Sie kann keinen Eindruck klar in sich aufnehmen, keinen wahr und naiv wiedergeben. Wie können wir unbefangen uns ihren Schilderungen hingeben, da auch ihre kleinsten Naturbilder den Stempel plumper Lüge tragen? Sie berichtet, wie ein einziger Sonnenstrahl matt auf Epheu fiel, das sich um uralte Eichen geschlungen hatte, und aus ihm eine reichverschlungene, goldne Franse machte; neben ihr stieg ein Riese, von den Jahrhunderten zum Felsen umgewandelt und von den Gewittern zerrissen, gerade in die Wolken; die milden Lichter des Mondes streiften an die Felsen hin oder sanken wie Thautropfen auf die Pappeln nieder, zitterten auf Schneegefilden, übersäeten den rauschenden Strom mit Feuern, tauchten unter, tauchten vor, rauschten fort, kamen wieder, seufzten und schwiegen, klagten und starben. Am lustigsten sind die Schilderungen der Gletscher, von denen mir zwar nicht erklärlich ist, wie sie ihr auf der angegebenen Tour, die ich aus eigner Anschauung sehr wohl kenne, in den Weg kommen konnten. Indeß hat sie vielleicht neue entdeckt. Jedenfalls hat sie mit eignen Augen gesehen, wie die Gemsen hoch auf den Gletschern Gras suchen, ein Anblick, der ihr Achtung einflößte; sie hat ferner gesehen, wie die Krähen im Gletscherschnee sich Nahrung suchen; es ist ferner ein beglaubigtes Factum, „daß die überraschendste Industrie mitten auf den Gletschern wohnt," und daß die Lawinen durch ein fallendes Sandkorn" entstehen. Wir wollen nicht so unartig sein, uns an diese Gletscherindustrie zu stoßen, da wir wissen, daß Herr Professor Agassiz sich dort auf einer guten Steinunterlage schon Käse gebraten hat. Lassen wir ihr auch das Vergnügen, daß sich „die von den Neckereien der Naturforscher noch nicht eingeschüchterten Schmetterlinge" auf ihrem Blumenstrauß niederlassen; lassen wir auch die Schwalben von Baum zu Baum springen; lassen wir auch den Kukuk auf der Höhe des Wormser Joches rufen; es ist sehr edel von diesem Kukuk, daß er nur „ganz leise" gerufen hat; denn hätte ihn der selige Bechstein gehört, er würde sich in seinem Grabe umgedreht haben.

Wollen wir die Touristin nun noch nach der Seinestadt begleiten? Sie beginnt: „Es ist schön in Paris sein, aber es ist traurig, dort im heftigen Regen anzukommen. Ehrgeiz, Ruhmdurst, Forschung, Wissenschaft, Unruhe, Unglück und Glanz, sie werfen sich alle in die Cafés, wenn plötzlich ein Platzregen herunterbricht." Doch lassen wir sie lieber im Café sitzen, oder im Regen stehen, damit wir nicht selbst in die Traufe kommen. Wir verlieren nichts, als den ganz neuen Vergleich, daß Paris bald ein reizendes Ungeheuer, bald eine junge Kokette sei, ihr Wohlgefallen an der Blaze'schen Faustübersetzung und an den Restaurants, bei denen man essen kann, was man will, und ihr höchstes Mißfallen an der französischen Verfassung, die dem Könige seine Lage so sehr erschwert. Wir wollen uns Belehrung über das Paris von heute anderswo suchen. **P.**

Ein Blick in das Gewandhaus.

Von

Theodor Hagen.

Aus dem Süden kommend, die Ohren noch voll von allen möglichen Sorten Opern-Concerts und anderer Musik italienischer und österreichischer Manier, konnte ich dennoch nicht widerstehen, auf meiner Durchreise durch Leipzig einen Blick in das Gewandhaus zu werfen, um so weniger, als er mir eins jener Concerte gewährte, die in der musikalischen Welt bekanntlich einen so großen Ruf erlangt haben. Man kann sich nun keinen größeren Contrast denken, als der ist, welcher zwischen einem solchen Gewandhausconcerte und einer matinée musicale z. B. in Wien obwaltet. Es ist derselbe, der uns zwischen dem südlichen Naturell und dem nördlichen entgegentritt. Der Wiener läßt bei jeder gelungenen Cadenz, Fioritur, bei jeder mit Geschmack aufgelösten Septime, bei jeder amüsanten Melodie sein Ah, Oh, bravo, brava rc. in die Luft fahren, der Leipziger höchstens nach einer Variation, in der Regel aber am Schlusse einen mageren Applaus; dem Wiener hört und sieht man an, daß er bei der vorgetragenen Piece mit ganzer Seele ist, bei dem Leipziger, dem Nordländer überhaupt, kann man es im Nothfall vermuthen, mit Gewißheit jedoch erst einige Stunden später angeben, wenn er zur Reflexion, zum Urtheil über das Genossene gelangt ist. Bei dem Wiener geht das Urtheil der Reflexion voran, oder vielmehr er urtheilt ohne Reflexion, gleichsam durch die Nerven, die allerdings mit der Musik in genauem Contact stehen, und daher die Unmittelbarkeit seines Urtheils, bei dem Leipziger hingegen erscheint das letztere erst dann, wenn er mit sich im Klaren ist, ob der gehabte Genuß Lob oder Tadel verdiente. Bei dem Wiener fällt Urtheil und Genuß zusammen, der Leipziger weiß vielleicht erst den folgenden Tag, ob er überhaupt genossen hat oder nicht. Deßhalb und aus noch manchen anderen Gründen, deren speciellere Anführung ich mir für ein anderes Mal vorbehalten muß, haben wir im Gewandhause so viele „Kunstkenner," und so wenig echte musikalische Empfänglichkeit, deßhalb treffen wir in den Concertsälen des nördlichen Deutschlands so wenig wahrhaft musikalische Naturen an. Ich überzeugte mich noch davon an diesem Abend. Man applaudirte eine Symphonie eines neueren Componisten, Julius Rietz mit Namen, warum? Weil sie eine gute Factur zeigte. Dieselbe Symphonie würde in Wien ein Fiasco erlebt haben, und zwar aus dem Grunde, weil sie keine Musik enthielt; Noten sind noch keine Musik, eine Wahrheit, die man im Norden noch immer nicht so recht anerkennen will. Die Symphonie des Herrn Rietz bot mit Ausnahme des Scherzo's auch nicht ein fesselndes Moment, nichts als Blech und Holz, ohne Geist, Poesie, ohne Frische und Leben. Ich

weiß nicht, wie weit Mendelssohn an der Vorführung dieser Piece betheiligt ist; dies aber glaube ich aussprechen zu dürfen, daß es namentlich ihm als Leiter und Dirigenten zukommt, derartige mißlungene Kompositionen aus dem Gewandhause fern zu halten. Man halte sich weniger an Namen, als an Sachen, weniger an die Erzeugnisse einzelner schon bekannter Componisten, als an die der musikalischen Gesammtliteratur, dies scheint mir auch auf das Institut der Gewandhausconcerte anwendbar zu sein.

Was sonst noch an diesem Abend geboten wurde, war erfreulicher, wenn auch eben nichts Außergewöhnliches. Die schönste Gabe war die Ouvertüre Mendelssohn's „Meeresstille und glückliche Fahrt," eine jener Compositionen des erfahrenen Meisters, in welchen sich noch am meisten schöpferische und Poesie widerspiegeln. Frische und natürliche Originalität sind die Hauptelemente in den Ouvertüren Mendelssohn's, und deßhalb bleiben diese das Beste, Anregendste, Dauerndste, was er geschrieben hat. — Die Ausführung von Seiten des Orchesters rechtfertigte, namentlich in Bezug auf das Adagio, den Ruhm, welchen dasselbe sich erworben hat. Bekanntlich sind es die drei Orchester, das Wiener, Leipziger und Pariser, welche sich um die Palme der Oberherrschaft streiten. Die beiden ersteren möchten sich so ziemlich ebenbürtig sein, wenn auch das Leipziger „tief innerlicher" ist, das Pariser überragt sie jedoch beide, sowohl in technischer als geistiger Beziehung. So lange Habeneck im Conservatoire den Stab führen kann, wird sein Orchester einzig, unerreicht dastehen. —

Von den Solovorträgen des Abends wüßte ich nur die des Herrn Karl Müller aus Braunschweig mit Auszeichnung zu nennen. Er spielte ein Concert von einem Deutschen und eine Fantasie von einem Franzosen, und zeigte sich als einen gewandten, fertigen Geiger, ausgerüstet mit mehr Geschmack, als man in der Regel bei den deutschen Geigern antrifft. Die Fantasie war ein Schwarten, den vielleicht nur ein Alard durch einen graziösen, piquanten Ton genießbar machen kann. —

Fräulein Schloß sang eine Composition von Stegmayer so nichtssagend, nüchtern und hausbacken, daß man sie recht gut hätte ausziſchen können. Fräulein Schloß scheint Stimme zu haben, auch Gesangsbildung; aber sie vergißt, daß es nicht ihre Aufgabe ist, im Concertsaale bloß zu scheinen, sondern zu sein. — Wenn alle Gesangsleistungen im Conservatoire so sind, als die, welche ich an diesem Abend hörte, so muß sich das Gewandhaus in dieser Beziehung der gewöhnlichsten matinée in Wien unterordnen.

Novitäten.

Dem Andenken Schleiermachers! Eine Gabe der Erinnerung, allen hoffenden evangelischen Zeitgenossen dargereicht von einem Schüler des Verewigten. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Buchh.

Diese Broschüre, deren Verfasser (J. F. W. Stosch zu Cremmin in Pommern) sich erst am Schlusse der Vorrede nennt, wurde durch die bekannte Entgegnung des Professor Hengstenberg zu Berlin gegen die Erklärung der Sieben und achtzig vom 15. August 1845 veranlaßt. In dieser Entgegnung hatte der Letztere nämlich, „aus altem aber nicht verjährten Groll in den Gegnern den Standpunct der Theologie Schleiermachers angefeindet, dieselbe als ketzerisch, als entschiedene Feindin der evangelischen Kirche gebrandmarkt," und Schleiermachern namentlich vorgeworfen, daß er die kirchliche Wahrheit und den Rationalismus mit einander vermischt, das formale Princip der evangelischen Kirche, die Autorität der heil. Schrift, dadurch daß er das christliche Bewußtsein an deren Stelle setze, aufgehoben und in der Lehre von Christo so wie in der Lehre von der Sünde Irrlehren vorgetragen habe, so wie er denn überhaupt der Theologie und Person Schleiermachers die Beschuldigung der Doppelzüngigkeit und Lüge macht. Unser Verf. beleuchtet nun diese Anklagen näher, widerlegt dieselbe mit eben soviel Gründlichkeit als Wärme und zieht zuletzt eine Parallele zwischen dem „kirchlichen" Standpuncte des Professor Hengstenberg (auf welchen derselbe bekanntlich sich soviel zu Gute thut) und der Theologie Schleiermachers in Verhältniß zu den Ansprüchen der Gegenwart an die Kirche, in welcher er die geistige Unzulänglichkeit und starre Beschränktheit der Hengstenbergischen Theologie namentlich für unsere Zeit freimüthig und schonend zugleich nachweist. Empfehlenswerth, zur Nachahmung für die entgegengesetzte Partei sind namentlich die Grundsätze der Polemik, die der Verf. befolgt. Frei von dem pharisäischen Stolze auf den Alleinbesitz der Orthodoxie, fern von aller Verketzerungs- und Verdammungssucht, hat Herr Stosch es nicht mit Persönlichkeiten und mit Nebenrücksichten sondern nur mit der Sache zu thun. Sein Zweck ist sichtbar ein irenischer, er geht in seiner Beweisführung von einem gemeinsamen christlichen Centrum aus und kämpft mit ehrlichen, vernünftigen Gründen, und in Folge dessen mit eben so viel ruhiger Mäßigung als überzeugender Kraft.

T.

Karl Sand. Historische Skizze von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von C. W. Als Supplement zu A. Dumas sämmtlichen Schriften. Leipzig, Phil. Reclam jun. 1847.

Wir finden in diesem Schriftchen die Ermordung Kotzebues durch Sand (am 23. März 1819) so wie des Letztern Hinrichtung (20. Mai 1820), von Hrn. Dumas schmucklos und mit allen Einzelheiten treu erzählt, so wie er sie aus dem mündlichen Berichten des Gefangenwärters und Henkers von Sand erfahren haben will. Durch die vorangehende kürzere Erzählung eigenthümlicher Charakterzüge aus Sands Jugendgeschichte sucht Dumas den Entschluß Sands zu dieser That aus seiner Erziehung und besonders seinem eigenthümlichen Gemüthsleben psychologisch zu motiviren, und durch die eingestreuten Briefe Sands an seine Mutter und seiner Mutter an ihn scheint der französische Verf. seinen Landsleuten einen Begriff von der den Deutschen eigenthümlichen Gemüthsstimmung „dem deutschen Mysticismus, wie er sich ausdrückt, geben zu wollen, von dem man in Frankreich keine Vorstellung habe." Die Dumas'sche Darstellung ist zwar einfach, fesselt aber den Leser zu lebendigem Interesse. Besonders anziehend sind die letzten Tage und Stunden Sands und die nähern Umstände seiner Hinrichtung geschildert. Was die Uebersetzung betrifft, so liest dieselbe sich gut und erinnert fast gar nicht, wie andere Productionen dieser Art so häufig, daran, daß es Uebersetzung ist. —

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. | 1847. Nr. 21. | Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Ueber einen Fortschritt der Ethik oder Politik.

Von

Arnold Ruge.

(Neue Politik von C. Junius. 2 Bände. 8. Mannheim, J. P. Grohe 1846.)

Unter den Theorien über Politik haben bisher die schweizerischen eine ausgezeichnete Wirksamkeit erlangt: Rousseau's Gesellschaftsvertrag für die eine und Haller's Restauration für die andere Seite. Wie früher Machiavelli den Vorzug hatte, aus einem bewegten republikanischen Leben mit seinen Studien hervorzugehn, so haben es für die neuesten Epochen jene Schweizer. Auch C. Junius, dessen Politik den Namen der neuen verdient, stammt augenscheinlich aus der Schweiz.

Das Neue ist hier die Verbindung der gegenwärtigen Probleme und ihre Lösung aus Einem Princip. Dies ist der positive Humanismus oder die politisch realisirte Sittlichkeit. Der systematische Verlauf dieser Ausführung bringt die Kritik aller Richtungen unserer Zeit und die Erklärung ihres Ursprungs hervor.

Man wird finden, daß dies viel gesagt und schwer zu leisten sei. Das geb' ich zu, und dennoch verweise ich jeden politischen Parteimann und jeden Theoretiker in der Politik, der eine allgemeine Tagesfrage klar gestellt und umsichtig beantwortet sehn will, auf dieses Werk.

Ich sage nicht, hiermit sei nun irgend eine definitive Theorie gegeben: es ist ja überhaupt nicht die Natur der Theorie definitiv zu sein, vielmehr ist es ihrer Natur angemessen, durch Abrechnung mit der Vergangenheit sich immer neu zu erzeugen. Wenn ich also von einer systematischen Vollständigkeit dieser Politik rede, so versteht es sich, daß dieses Verdienst schon früher Hegel erworben hat; und wenn eine zusammenhängende Kritik aller Richtungen unserer Zeit darin vorkommen soll, so versteht es sich ebenfalls, daß die seit 1830 zerstreut aufgetretenen neuen Forderungen und Bewegungen die Sammlung unter einem neuen Brennpunkt veranlaßt haben. Dies ist die Abrechnung der Theorie mit der Vergangenheit. Die Zerstreuung der verschiedenen Richtungen und das dissolute Wesen z. B. der Sophisten, Socialisten und Communisten, so eben noch eine gegenwärtige Erscheinung, wird in dieser Abrechnung und Sammlung nun sogleich eine vergangene.

Die Sophisten verwandeln die allgemeine Vernunft in ihr Spiel mit Gegensätzen, das Ideal in ihre Vorstellungen von heut und morgen, den Zweck der menschlichen Gesellschaft in den Zweck, der ihnen eben beliebt. Willkür statt der Freiheit, despotischer Befehl statt des Gesetzes, Anarchie statt der geordneten Bewegung der geregelten Gesellschaft, Sklaverei statt der festgestellten Rechte jedes Einzelnen — sind die Consequenzen des Sophismus.

Die Socialisten vergessen über dem ökonomischen Organismus der Phalangsterien den ethischen Organismus des Staates, über der bürgerlichen Gesellschaft unserer Tage den Staat, der die constituirte ethische Gesellschaft ist.

Die Communisten vergessen über der Gütergemeinschaft die individuellen Güter der Selbstbestimmung, des Charakters, der Ehre, das Eigne, aber auch die allgemeinen Güter, die aus der politischen Constitution der Gesellschaft, selbst bei mangelhafter ökonomischer Constitution, entspringen.

Wir haben in der letzten Zeit die thörichten Sturmläufer gegen alle Begriffe von Staat, Sittlichkeit, Ideal und Vernunft beobachtet, les plus avancés, les plus bêtes, bis das Thierreich des Geistes auch in der neuen Lebensart dieser Sturmvögel zum Vorschein kam. Dagegen tritt C. Junius mit der Sicherheit des Praktikers und mit der Bildung des Philosophen auf. Er nennt „die Politik Theorie und Praxis des Lebens im Staate, d. h. in der aus sich selbst organisirten und dirigirten Gesellschaft. Sie ist also Staatswissenschaft und Staatskunst, — bewußtes Zusammenleben der Einzelnen im Staate."

Dies ist der vernünftige Begriff von Politik und Staat, den die Weltbewegung seit der englischen, nordamerikanischen und französischen Revolution mit vollem Bewußtsein zu verwirklichen sucht. Gegen diesen Begriff kämpfen zwei Richtungen, die sich feindlich entgegengesetzt aber beide gleich mystisch sind, die eine, indem sie den Staat nicht als organisirte und sich selbst dirigirende Gesellschaft, sondern als ein Höheres die Gesellschaft Dirigirendes auffaßt, die andere, indem sie die Gesellschaft als ein höheres, den Staat in ihren mysteriösen Mutterschoß aufhebendes Wesen betrachtet, mit der ausdrücklichen Behauptung, die sociale Organisation sei keine politische und die organisirte Gesellschaft kein Staat. Die Absolutisten wollen eine Regierung, aber keine aus sich selbst organisirte und dirigirte Gesellschaft; die

Communisten aus der deutschen Sophistenschule wollen eine ökonomische Organisation aber keine Regierung.

Die aus sich selbst organisirte und dirigirte Gesellschaft ist allerdings keine von der Gesellschaft getrennte Regierung und ebenso wenig eine Gesellschaft ohne Regierung; aber sie ist der wahre Staat, gegen den sowohl das Regiment von Gottes Gnaden, als die bloße Commanditgesellschaft der Communisten sehr unvollkommene Produkte sind. Dies ist sehr begreiflich für alle diejenigen, welche sich aus dem Traume geholfen, in welchem beide Richtungen ihre Gedankenlosigkeit für Tiefsinn halten.

In den deutschen Köpfen tritt hier nun noch ein seltsamer Begriff auf, der eine tragikomische Wichtigkeit erlangt hat und noch immer für den Dusel benutzt wird, das mystische Volk, das weder eine Regierung noch eine Gesellschaft bildet, — das Volk, welches nur in der Phantasie ein Volk ist, nämlich die als Einheit **gedachte**, aber **nicht** als Einheit **existirende** stammverwandte Menschenart.

Die stammverwandte Menschenart, dieser unpolitische, naturgeschichtliche Begriff (homo teutomaniacus), ist insofern politisch geworden, als in unsern Tagen der Nationalhaß gegen die fremden Organisatoren und Dirigenten, die Franzosen, sich erfolgreich empört hat; aber er ist nicht politisch geblieben, denn nach dem Siege über die fremden Dirigenten war das Volksthum keineswegs fähig das Volk zu organisiren und das organisirte Volk sich selbst dirigiren zu lassen. Die neue Mystik, Nationalität sei Freiheit, brachte die alte Mystik wieder hervor, der Staat sei etwas anderes, als die Einzelnen, die sich selbst constituiren und dirigiren, der Staat sei vielmehr das höhere Wesen, welches die Gesellschaft aller Einzelnen ohne ihr Zuthun dirigire, ein geheimnißvoll wirkendes Fatum, dem wir, die politischen Olympier, alle unabänderlich unterworfen sind.

Eine Zeit, in welcher das Fatum der absoluten Monarchie herrscht, ist freilich noch einen Schritt hinter dem reellen Bewußtsein der Stammverwandtschaft, die doch von Allen empfunden werden will, zurück. Die stammverwandten griechischen Götter im Kampfe mit dem rohem Naturvolke der Titanen sind eine sittliche Gemeinschaft, sie organisiren und dirigiren sich. Dagegen ist das einsame Fatum keine politische Form, das delphische Orakel mit all seiner Weisheit keine Staatsinstitution, nicht einmal eine wissenschaftliche Facultät.

Ist also das Nationalgefühl mit einer werthvollen Bildung verbunden und ist seine Aufregung ein regulärer Kampf gegen die Rohheit, so muß man ihm eine ethische und politische Bedeutung zugestehen. Bei Marathon und Salamis war das Griechenthum von dieser Bedeutung gegen die Barbaren.

Aber dieses Griechenthum wäre nicht besser gewesen, als das Barbarenthum, hätten die griechischen Stammverwandten nicht aus sich selbst organisirte und sich selbst dirigirende freie Gesellschaften oder Staaten gebildet. Sie haben auch nur aus diesem Grunde gesiegt.

Vortrefflich erörtert C. Junius im dritten Buch seines ersten Bandes diese Plage unserer politischen Dummköpfe, die Nationalitätsfrage. Er beginnt mit „der Abhängigkeit von der Natur und der Ueberwindung der Naturbestimmungen," erörtert „die günstigen und ungünstigen Bedingungen des Lebens in der äußeren Natur, die Wirkungen der inneren Natur und des persönlichen Charakters, das Geschlechtsverhältniß, die Familie, die Blutsverwandtschaft und das genealogische Bewußtsein, die Nationalitäten, und die Thatsachen der Ethnographie als Grundlagen der großen Politik," wodurch der Gesichtskreis allumfassend wird.

Der Fortschritt der neusten Geschichte ist ihre Besitznahme des ganzen Planeten. Wird die Rohheit der existirenden Nationalitäten dadurch klar, so wird auf der andern Seite auch der universelle Cultivirungstrieb, der von den Europäern ausgeht, eine großartige Thatsache. Wollen die Germanen doch auf etwas stolz sein, so scheint der beste Grund dazu in der weltumfassenden Politik der Engländer und Nordamerikaner zu suchen zu sein. Hierin wird die nationale Beschränktheit des antiken Bewußtseins, dem die captivi und servi, ebenso wie einigen Creolen unserer Tage die Schwarzen, noch ein secundum quasi genus hominum, nur Halbmenschen, sind, schlechthin überwunden und alle Völker der Erde ins Mitleiden und Mithandeln der Geschichte hineingezogen.

Diese weltumfassende Politik vergißt die Stammesunterschiede nicht, wenn es die Frage gilt, wozu zeigt sich diese oder jene Menschenart vorzüglich anstellig oder ungeschickt; aber sie geht zur Bundesbrüderschaft und zur Constituirung aus freier Vereinigung der freien und gleichen Einzelnen, zu dem welterobernden Föderalismus der Angloamerikaner fort, sobald es darauf ankommt, ein politisches Dasein im eigentlichen Sinne des Wortes über die Gemeindefreiheit hinaus zu erweitern. Der Föderalismus ist, nach C. Junius, „das sittliche, freie, eigentlich politische Moment im Dasein der Völker."

„Die Anfänge aus diesem Verhältniß, sagt er, haben in der Geschichte zu großen Erscheinungen geführt. Auf diesem Wege ist Rom entstanden. In unserer Zeit geht ein wichtiger Culturproceß im mittlern Afrika vor sich durch die Entstehung der Fellatarepubliken, welche stets eine freizusammentretende gemischte Bevölkerung erhalten. Wenn die Fellatas eine Stadt oder einen District erobert haben, rufen sie Menschen aus allen Völkern der Nachbarschaft zusammen, denen sie ohne Ausnahme gleiche Rechte geben und mit denen sie eine Republik constituiren. Sie sind, in ungleich größerem Maßstabe, die Römer Afrika's, und berechtigen, da sie ein sehr talentvolles Volk sind, zu großen Hoffnungen."

Für die Angloamerikaner ist es ein großer Fund (den wir Deutsche ihnen jetzt um jeden Preis nachthun müssen), daß sie zu dem Selbstständigkeitstrieb, der die Germanen auszeichnet, den Föderalismus, die einzige Form, in der Selbstständige sich erhalten und fördern können, entdeckt haben. Zum

Föderalismus gehört 1) daß alle Einzelnen gleichberechtigt; 2) daß die Bundesbrüderschaft nach der Majorität der gleichen Individuen, d. h. nach den Köpfen die Gesetze giebt. Nur wo nach Köpfen gezählt wird, herrscht der Kopf; nur wo die Köpfe sich verbünden, der Majorität und ihren Gesetzen unverbrüchlich zu gehorchen, herrscht die Freiheit.

Für die Deutschen wäre es ein epochemachender Umschwung, wenn sie dies begreifen und den Hohn des Berichterstatters in der Weserzeitung an Lord Palmerston durch die That widerlegen könnten. Der Engländer sagt: man müsse die Deutschen, diese politisch unfähigen Menschen, die sich keiner Majorität, nicht einmal beim Gustav-Adolph-Verein zu unterwerfen wüßten, zu stärkerer Auswanderung nach Amerika reizen, damit das deutsche Element die amerikanische Union auflöste."

Deutschland ist nur zu retten vor der Zerdrückung zwischen den roh- und politisch-organisirten Mächten Europa's, wenn es die scheinbare Selbstständigkeit der jetzigen Staaten, groß und klein, durch den reellen Föderalismus nach der Kopfzahl der Verbündeten in eine wirkliche Selbstständigkeit aller Einzelnen verwandelt. Alsdann ist es klar, daß weder die kleinen Verbindungen die großen zu fürchten, noch die großen die kleinen zu verschlingen haben; denn jeder Kopf und jeder Staat, der doch aus Köpfen besteht, gilt nun schon, was er irgend gelten kann und unter allen Umständen, wo er nicht ein secundum genus hominum, eine Halbmenschenrace, ist, gelten wird.

Die Sache ist so klar, daß die confusen Mystiker (aus der Manége des blinden Volksthums, des hochweisen Absolutismus und des ökonomisch-verrückten Communismus) sie nicht begreifen werden; und es ist so weit gekommen, daß es sogar überflüssig ist, diese reichen Gemüther zu verachten, wie wir aus dem Bericht an Lord Palmerston, aus der Broschüre jenes Russen über „das centrale Föderativsystem," aus der französischen Presse und aus dem dänischen Spott, endlich selbst aus der nationalen Figur, „dem Michel", uns überzeugen können: eine wahre Universalverachtung gegen unsern politischen Verstand, von der sich „der Michel" selbst nicht ausschließt, hat sich bereits vollzogen.

Die „neue Politik" von C. Junius wäre nun eine Rettung aus dieser Lage, wenn theoretische Weisheit hier nicht schon längst umsonst vergeudet worden wäre, wenn nicht vielmehr die Aufgabe die wäre, von der weitschichtigen Weisheit zu kurzen Decreten überzugehen, und den Decreten per majora sich zu unterwerfen, also die polnische Wirthschaft des liberum veto unserer unselbstständigen Selbstständigkeiten aufzugeben. Alles kommt auf die Durchführung des wahren Föderalismus an, und diese Durchführung ist das eigentliche Thema der „neuen Politik," die dadurch, ohne ihre Universalität zu verlieren, zugleich das allerdringendste Problem der deutschen Gegenwart — freilich nur theoretisch — löst. Möge der staatskundige Verfasser nicht unser Machiavelli werden, der seinem Vaterlande umsonst die Mittel angab, wodurch es mächtig und frei werden könnte.

Ich glaube nicht in dem Verdachte zu stehen, mir über unsere politische Zukunft Illusionen zu machen, am allerwenigsten will ich die Thorheit der deutschthümlichen Begeisterung ins Blaue, die sich wohl für Knaben, aber nicht für Männer paßt, noch einmal mitmachen. Dennoch scheint mir die starke Accentuirung der Stammverwandtschaft und der wiedererwachte Ruf nach Nationalität nicht gänzlich zu verachten. Es ist schon ein Unterschied von 1819, wenn 1847 die Alten toll werden und sich die deutsche Einheit, wie aus der Pistole geschossen, herbeiphantasiren, sollten es auch nur jene Jünglinge der gemüthreichen und gedankenarmen Burschenschaft in der zweiten Auflage sein; dann aber drückt diese Nationalitätsbewegung das Gefühl der Gefahr aus, in welcher beim Herannahen einer europäischen Krisis die unconstituirten deutschen Stämme schweben, und zeigt uns den dunkeln Drang nach einer reellen Bundesbrüderschaft, oder nach einem deutschen Föderativstaat von souveräner Energie.

Warum sollte man also seinen alten Freunden und Genossen, selbst wenn man bei jedem ihrer hohlen Brusttöne in unsern kläglichen Zeitungen sich die Ohren zuhalten möchte, nicht zugeben, daß „die guten Nationalen in ihrem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sind."

Die deutschen Stämme sind in Gefahr, weil sie nicht frei organisirt sind und nicht aus sich heraus sich als ein Ganzes oder als die deutsche Gesellschaft dirigiren.

Daß der einzelne Stamm organisirt sei, hilft wenig; denn es fehlt ihm immer die Energie der souveränen oder sich selbst frei aus sich bestimmenden Bewegung, also die Realität seiner Constitution.

Um also der Organisation und den Gesetzen der Freiheit, die vorhanden sind, eine wahre Realität und den einzelnen Theilen im Ganzen eine freie Bewegung zu verschaffen, muß das Bedürfniß entstehen, das Ganze zu einer fortdauernd politisch wirkenden Gesellschaft, in welcher die Einzelnen natürlich nur als Theile concurriren, constituirt zu sehen. Man wünscht es, man hofft es.

Der Nationalitätsdrang also ist wahr, sobald er politisch wird, und dies würde er sein an dem Tage, wo sich aus den vielen in ihrer Zersplitterung gefährdeten Selbstständigen Ein einziger Föderativstaat bildete, der in seinem souveränen Organismus die Existenz aller Theile sicherte; sie würden nicht Glieder, sie würden associirt sein und gehorchten nur den Gesetzen, die sie durch die Majorität der Abgeordneten aller Stämme (versteht sich nach der Kopfzahl) sich selbst gegeben.

Hierbei ist die Schweiz, dieses Kleindeutschland, unendlich lehrreich für uns.

Nichts anderes hindert die Schweiz an der Erreichung eines reellen Föderativstaates, als daß auf der Tagsatzung statt der Volksdeputirten, die nach der Kopfzahl der Cantone gewählt wären, Diplomaten stimmen, die von souveränen Cantonen abgesandt sind. Die Tagsatzung ist nicht souverän, weil die einzelnen Staaten nicht zum Nutzen des Ganzen ihre Souveräni-

tät aufgeben wollen, und alle sind ohnmächtig, weil sie die einzige Macht, die sie haben können, den Willen der Mehrheit des Schweizervolks, nicht wollen.

Allerdings wird die Schweiz mit der Zeit ihre Bundesverfassung in diesem Sinne reformiren. Die großen Cantone sehen ein, daß nur Gleiche sich zur Bundesbrüderschaft vereinigen können, und mit dem Begriff der Gleichheit kommt man nothwendig auf die Geltung jedes Kopfes, der mündig ist, d. h. der die Fähigkeit, sich geltend zu machen, erlangt hat. Aber es ist noch eine große Arbeit zu thun, um die factische Mehrheit zu einer rechtlichen zu erheben und an die Stelle der Anarchie, welche dem Eigensinn der kleinen Souveräne entspricht, die energische Herrschaft des großen Souveräns, welche dem Culturstande der Majorität entspricht, zu setzen.

Nur die einzelnen zu einem souveränen Verein föderirten Menschen können sich wirklich frei constituiren und nur die wirklich zu Gesellschaften freier Menschen constituirten Einzelstaaten können das Interesse einer allgemeinen Föderation zu Einem Gesammtsouverän begreifen.

In Deutschland, wie in der Schweiz, hängt Freiheit und Existenz der politischen Gemeinschaft an dem Gelingen dieser doppelten Aufgabe. Die Zukunft beider Völker ist höchst problematisch und läßt sich nicht eher als gesichert betrachten, als bis in der europäischen Welt das constitutive Princip über das Dominirungssystem das Uebergewicht erlangt hat.

Aber es ist ein großer Unterschied zwischen uns und der Schweiz. Wir haben europäische Großmächte im Bunde. So wie einer davon sich frei constituirt, ist die Bedingung erfüllt. Freilich ohne alles politische Talent, ohne die ersten einfachsten Begriffe von wirklicher Selbstbestimmung in politischen Angelegenheiten, ist diese Bedingung nicht zu erfüllen. Es verhält sich wie mit dem Schwimmen: um es zu lernen, muß man ins Wasser gehn, man sieht es vorher an den Schwimmern, wie man es machen muß und man versinkt, wie ein Stein, so lange man es nicht aus Erfahrung machen gelernt hat. Dennoch ist es ein Vorzug, daß die Bedingung unserer Rettung in unserer eignen Macht liegt, während die Schweiz, die das Schwimmen gelernt hat, nicht eher Raum zur Ausübung ihrer Kunst gewinnt, als bis unsre und die europäischen Schicksale erfüllt sind. Vielleicht gehen die Unterthanen unserer Großmächte an der Leine octroyirter Verfassungen ins Wasser, vielleicht aber auch lassen sie sich von den Ereignissen beim Schopf ergreifen und hineinschleudern, um dann in der Angst wieder an das Land irgend einer Dictatur zu schwimmen. Der Uebergang in das bewegte freie Element ist unendlich schwierig; viele, die noch nicht schwimmen, halten ihn für unmöglich, in Wahrheit ist er es aber dennoch für niemand: in Amerika lernen sogar die Deutschen den Gesetzen der Majorität gehorchen, in der Jury, im Congreß und in den Meetings ihre Pflicht thun, kurz sie werden Amerikaner, und es scheint, Lord Palmerston's Rathgeber in der Weserzeitung hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ein ausgewanderter Deutscher ist kein ächter Deutscher mehr. Das sieht man ja an den Engländern.

Das unbestimmte Nationalgefühl in Deutschland entspricht dem Wunsch des Schweizers nach Bundesreform; aber dieses Gefühl und diesen Wunsch kann man nur unpolitisch nennen, so lange die Bedingung, unter der aus ihm eine Realität würde, noch nicht erfüllt ist.

Die Erfüllung dieser Bedingung, die Constituirung einer deutschen Großmacht, müßte allgemein und energisch als das nächste Bedürfniß empfunden werden. Das wäre national und politisch zugleich, und die wahren Patrioten sind die deutschen Männer, welche (selbst wenn sie Juden sind) ihre eignen Verhältnisse so weit verstehen, daß sie dieses dringendste Bedürfniß ins allgemeine Bewußtsein erheben und ihm dadurch abhelfen.

Freie Municipalitäten, constituirte abhängige aber sich unabhängig dünkende Stämme, die in Deutschland und in der Schweiz vorhanden sind, lassen also immer noch — die Gründung des Staates selbst übrig.

So fruchtbar erweist sich das wahre Princip, welches C. Junius in seiner „neuen Politik" aufstellt, wenn man auch noch von aller weiteren Durchbildung desselben absieht.

Zu dem Begriffe des Staates, den der Verfasser an die Spitze seines Buches gestellt, kommt er durch eine ausführliche Entwickelung zurück. Darüber nun noch eine weitere Mittheilung.

C. Junius giebt uns seine „neue Politik" in 8 Büchern, deren Inhalt ihn sogleich charakterisirt. 1) Macht er den Menschen zur Grundlage und behandelt „den einzelnen Menschen, die Welt und das Schicksal, die Gattungsnatur, die historische Natur des Geschlechts und die normale Natur des Individuums, das subjective und objective Culturziel. Natur und Cultur."

2) Dieser Gegensatz giebt die befreiende Arbeit der Geschichte und das zweite Buch behandelt nun „die Principien der Freiheit als **positives** Element der Politik." Darunter „die sogenannte Bestimmung des Menschen, den Standpunkt der Sittlichkeit: Zwecke und Mittel, das Gute, das Recht, das Unrecht, die Sklaverei, die Begriffe von Emancipation, Empörung, Reform, Revolution, Reaction, Rebellion, Contrerevolution, Souveränität, Staats- und Privatrecht, Eigenthum, Strafe, unveräußerliche Menschenrechte." Weil der Endzweck der sittlichfreie Mensch ist, so giebt der Verfasser keine Bewegung und kein Verfahren zu, welches diesem widerspricht, die Auffassung namentlich der Strafe und gar der Todesstrafe, welche aus diesem Princip folgt, kann nicht zweifelhaft sein, sie ist wiederholte Erziehung. Die an einem Mündigen sich wiederholende Erziehung ist — Strafe.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 22.** Preis vierteljährlich 2½ Thlr.

Ueber einen Fortschritt der Ethik oder Politik.

(Schluß.)

3) Gegenüber dem Endzweck der menschlichen sittlichen Gemeinschaft steht die Natur, die äußere und die innere, als **negatives** Element der Politik. „Klima, Boden, Charakter der Einzelnen und der Nationen, die Thatsachen der Ethnographie." Diesen Abschnitt erläuterten wir oben mit der Anknüpfung an die Tagesfrage „der Nationalität." Es versteht sich, daß dieses negative Element, die Natur, auch als Grundlage der Freiheit angesehen werden kann, aber ihre Bildung und Bearbeitung ist ihre ethische Bedeutung. Hier ist sie Material, das man bewältigt.

4) Das vierte Buch giebt „den Proceß des politischen Lebens durch die Verbindung natürlicher und sittlicher Bedingungen." Der Egoismus, die natürlichen und sittlichen Antriebe zur Gesellschaft, die gereinigte Religion, die Sittlichkeit, die Wissenschaft und die Einheit des politischen Lebens veranlassen Ausführungen, in welchen sowohl die reactionären Hemmungen, als auch die sophistischen Auflösungen der jetzigen Geistesbewegung mit großer Ueberlegenheit kritisirt und auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden.

Die vier letzten Bücher, welche die Politik im engern Sinne enthalten, behandeln 1) die allgemeine Natur des Staates, 2) seine Organisation, 3) seinen Inhalt, 4) Staat und Menschheit.

Für die Mehrzahl der Leser wird dieser Theil der interessanteste sein. Zugleich ist er so leicht und präcis geschrieben, daß diese Ausführungen, die selbst den ersten Theil verdunkeln, zu den wenigen deutschen Büchern zu zählen sind, welche einen ernsthaften Inhalt mit der künstlerischen Form der Darstellung vereinigen.

Aus der Darstellung der Gesellschaft als Staat folgt die wahre Souveränität, der Unterschied von Gewalt und Recht, Befehl und Gesetz, Unterthanen und Staatsbürgern. Da sich ferner nur die Gesellschaft constituiren kann, so wäre die unabhängig constituirte Religion nur eine Constituirung der Religiösen, also ein politischer Körper und zwar ein Gegenstaat. Die Religion oder der Kultus des Idealen (der Ideale der Kunst und der Ideen der Wissenschaft) ist vom Staat durch die nöthigen Institutionen und Anstalten zu fördern, sie selbst, die Religion, ist ein freies Product der Wissenschaft und Kunst. Beide bringen das Ideal hervor, für welches der Religiöse sein Herz erwärmt. Eben so wenig kann der Staat die Wissenschaft constituiren. Weder durch Aufsicht noch durch Anordnung, sondern nur durch Anstalten für ihre Ueberlieferung, hat er für sie zu sorgen. Ihr Begriff ist die Anarchie des unumschränkt erfindenden und sich in seiner unzugänglichen Region selbst bestimmenden Menschengeistes. Religion und Wissenschaft werden im Staate Anstalten für die Kultur des Ideals und Anstalten für die Kultur der Wissenschaft. Beide können sich weder emancipiren, noch den Staat unvermittelt beherrschen. „Eine Wissenschaft z. B., sagt C. Junius, welche es durchgesetzt hätte, aus der Theorie zu regieren, also ihren Willen nicht als Willen (als gültigen Beschluß), sondern als sonnenklare Wahrheit auszugeben — wäre so unerträglich, daß die schlimmsten Wirkungen kirchlicher Herrschsucht und politischer Tyrannei davon übertroffen würden, und man sich nur durch den Gedanken der Unmöglichkeit beruhigt fühlt."

Der Verfasser zeigt, daß die verschiedenen Staatsformen Culturstufen sind. „Der Patrimonialstaat ist Privatbesitz, also noch kein Staat. Die Monarchie kann aber schon res publica sein. Monarchische Republik ist kein Widerspruch. Eine Gesellschaft kann sich so constituiren, daß Einer durch den Willen Aller regiert (wie in Dänemark durch die lex regia), was freilich die plumpste Abhilfe aller politischen Schwierigkeiten ist. Das Ideal der Willenseinheit verwandelt sich in den Zweck derselben und dieser wird realisirt: dies ist gut, — aber er wird realisirt, wie die Vertilgung der Mäuse durch das Abbrennen des Hauses." Durch die Fiction, daß Einer die Gesellschaft, der Wille des Einen der Gesammtwille sei, wird die Gesellschaft mit ihrem Verdauungs- und Lebensproceß außer Cours gesetzt, sie ist todte Masse, Chaos, Haufe.

In der aristokratischen Republik müssen wenigstens die herrschenden Familien eine Rechtsgemeinschaft bilden. In der Demokratie endlich existirt die constituirte und sich selbst dirigirende Gesellschaft. „Es bleibt ihr nur die Fortbildung der Sittlichkeit selbst übrig" und „so, sagt C. Junius, bezeichnen die drei großen Staatsformen: monarchische Republik, aristokratische Republik und demokratische Republik die großen Schritte auf dem Culturwege der constituirten Gesellschaft."

Die Behandlung der Kategorieen Mechanismus, Organis-

mus und Association führen auf die eigentliche Staatsverfassung, das Verhältniß der Majoritäten und Minoritäten, Grundgesetzgebung, Spezialgesetzgebung, daher Nothwendigkeit zweier (einer Deputirten- und einer Experten-) Kammern, „den Unterschied der technischen und sittlichen Praxis, die Kritik des Stände- und Zunftwesens, die Gegensätze des repräsentativen Centralismus im religiösen Staat und des realisirten Föderalismus in der weltlichen Demokratie, endlich zu einer Verfassungsskizze als Entwurf zur Constituirung der Freiheit in einem größeren Gemeinwesen."

Wichtig ist in diesem formellen Theil das Verhältniß der Majoritätsbeschlüsse (oder der Gesetze) zu der theoretischen Freiheit (oder zur Discussion). Die absolute, unbeschränkte, immer freibewegte Freiheit ist die theoretische; es darf keine Beschränkung der Discussion stattfinden, wenn überhaupt Freiheit sein soll. Es muß aber ein Resultat der freien Discussion durch Stimmenzählung hervorgebracht werden, damit die Zwecke, Absichten und Bedürfnisse der Gesellschaft zur Ausführung kommen. Ueber diese Zwecke und die Art sie zu verfolgen und auszuführen läßt sich die Meinungsverschiedenheit nicht vermeiden. Deshalb giebt es immer dissentirende Minoritäten oder Oppositionen. Durch sie erzeugt sich die Discussion immer von neuem; und es ist ihre Aufgabe, sich zu neuen Majoritäten zu bilden, also durch den Fortschritt des Bewußtseins neue Feststellungen desselben, d. h. neue Gesetze zu schaffen. Diese Vereinigung des Gesetzes der Majoritätsbeschlüsse mit der Freiheit der Discussion ist die einzige Form der reellen Freiheit: ohne Herrschaft der Majoritäten und Freiheit der Presse oder der Discussion giebt es keine Staatsfreiheit, die des Namens werth wäre.

Es versteht sich, daß die Formen, unter denen die Regierung und die Rechtspflege (Jury) ausgeübt wird, praktisch nicht minder wichtig sind. Nur sind sie nicht so angefeindet, wie das Gesetz der Majorität in einem Lande, wie Deutschland, wo man mit der Entdeckung der absoluten Wahrheit durch die Theologen und Philosophen immer geneigt ist, der Realisirung einer temporären Wahrheit sich zu widersetzen. Ist die Wahrheit, wie die Philosophie sagt, nur der ganze theoretische Proceß, so scheint es, geschieht ihr Abbruch mit der Fixirung Eines Punktes in diesem Verlauf. Die Deutschen vergessen, daß nur diese Fixirung des bestimmten Zeitbewußtseins die reelle Bewegung des Verlaufes giebt, und daß eine Weisheit, welche nie zum Entschluß kommt, nichts als eine lächerliche Aberweisheit ist, wie wenn einer nicht eine Weile auf Einem Fuße sich fixiren wollte, weil dies kein Gehen wäre. Es ist klar, ein solcher Narr würde nie in Gang kommen. Die Aberweisheit der Mystiker und Spekulanten gegen die Majoritätsbeschlüsse ist nichts als diese Thorheit. Das Gehen ist nur durch das Stehen, das Fortkommen nur durch das Festhalten der verschiedenen Standpunkte nach einander zu erreichen.

Das Gesetz der Majorität will übrigens keine Ueberzeugung hervorbringen, sondern nur ermitteln, ob die hervorgebrachte Ueberzeugung in so viel Köpfe eingedrungen ist, daß sie ein Recht hat als die gültige und verbindliche proclamirt zu werden. Sie gilt nur in dieser Gesellschaft und um deren Zwecke willen; wem die Zwecke der Gesellschaft nicht hoch genug stehen, um sich dem Gesetze zu unterwerfen, dem er entgegenstimmte, der muß sie verlassen können; wer sich aber mit der entgegenstehenden Ueberzeugung dem Gesetz unterwirft, der verzichtet darum nicht auf die weitere Discussion und auf spätere Abänderung des Gesetzes.

Das Buch über den Inhalt des Staatslebens enthält die Fragen, welche sich in neuerer Zeit unter dem Namen der „socialen" geltend gemacht haben, hier aber unter dem richtigen Gesichtspunkt gefaßt werden, daß die Freiheit, wie die Form, so auch der Inhalt der constituirten Gesellschaft ist, daß alle Güter nur Werth haben, sofern sie Freiheit gewähren.

Die Bedeutung des Handels, des Geldes, als unentbehrlichen Mittels der Freiheitstechnik, der Arbeit und des Preises der Arbeit, des Eigenthums und der Wirthschaft der Einzelnen und des Staates mit seinen Mitteln — diese jetzt so vielfältig mit Verworrenheit, ja mit dem Fanatismus der Dummheit discutirten Gegenstände finden hier eine sehr besonnene Erledigung. Der Verfasser ist bei seiner Idee, die Einzelnen bilden die Gemeinde, die einzelnen Gemeinden den Staat, geblieben und hat davon die ökonomische Anwendung gemacht, daß die Einzelnen durch die Gemeinde sittlich, wissenschaftlich und ökonomisch mit dem Vermögen ausgestattet werden müßten, für ihren mit dem Endzweck der Gesellschaft identischen Zweck zu leben und zu wirken. Schließlich mit dem Tode jedes Einzelnen fielen die Resultate seiner Thätigkeit der Gemeinde als Erbschaft zu; die Gemeinde hat dafür vorher seine Kinder versorgt. Statuirt man nun noch mit dem Verfasser eine ökonomische Selbstständigkeit auch der Frauen, so fällt die Schwierigkeit der Wittwenversorgung von selber weg. Die Mittel des geistigen und ökonomischen Vermögens sind ein Passivum gegen die Gesellschaft, ohne daß sie darum aufhörten ein Activum des Einzelnen zu sein und indem sie wieder als Activa im Staatsschatz auftreten, werden sie nur wieder Mittel für andere Einzelne zu neuer Wirksamkeit. In diesem Verhältniß könnte von Verlusten nur die Rede sein, wenn alle Activa der Einzelnen und der Regierung, in der immer momentane Massen sich vereinigen, von den Passivis der Einzelnen und des Ganzen überholt würden. Der Staat hätte in einem solchen Falle einen wirklichen Verlust gemacht und müßte durch neue Anstrengungen ihn einzubringen versuchen. Im Ganzen wird er aber nur gewinnen können, weil er immer so viel produciren wird, als er braucht.

Diese ökonomische Vermittelung des Privat- und Staatswesens ist eine höchst ingeniöse Lösung des Problems, daß in höchster und letzter Instanz der Einzelne und das Allgemeine identisch, der Endzweck des Einzelnen der Endzweck des Ganzen, der Einzelne die Realität der Idee sein müsse.

Der Verfasser giebt seiner Lösung den Namen des neuen Lehnswesens, woraus die Reactionäre abnehmen mögen, daß er es nicht verschmäht hat, von der Vorzeit zu lernen.

Wir gehen hier nicht weiter auf die Sache ein. Wird das Buch mit Verstand gelesen, so werden die Discussionen nicht fehlen; wird die Zeit mit Verstaud beobachtet, so wird die Bemerkung gemacht werden, daß es bisher vieler Orten nur an dem Gedanken gefehlt hat, um solche und ähnliche Einrichtungen zur Förderung der menschlichen Gesellschaft und aller Einzelnen, die sie constituiren, zu treffen.

Die Gemeinschaft der sittlichen Aufgabe für alle Staaten, das Völkerrecht als allgemeine Föderation, ist darum mit wenig Worten abgethan worden, weil darin nichts enthalten sein konnte, als die wahren politischen Verhältnisse die nur in einer größeren Ausdehnung sich wiederholen.

Fassen wir Alles zusammen, so wird durch C. Junius neue Politik in der Ethik der Fortschritt gemacht, daß die Gründung eines universellen Reiches der Sittlichkeit durch die richtig verstandene Befriedigung aller Forderungen unserer Zeit als eine theoretische Möglichkeit und Nothwendigkeit im Zusammenhange dargestellt worden ist.

Hatte Hegel mehr die Absicht, den Begriff und die Vernunft in den Erscheinungen nachzuweisen; so ist hier das entgegengesetzte Verfahren beobachtet worden, aus den gegebenen Erscheinungen den Begriff und die Vernunft herauszuziehen und darauf die wahre Erscheinung zu begründen. Nicht daß z. B. der Communismus wahr, sondern was in ihm das Wahre sei, und welche ganz andere Erscheinung als er selbst daraus hervorgehen müsse, ist gezeigt.

Ueber das Verhältniß des Buches zur neuesten Philosophie nur so viel, daß der Verfasser resultatisch und in lebendiger Weise mit ihr befreundet, nicht aber schulmäßig daraus hervorgegangen ist. Um so freier sind die Formen der Darstellung, um so bemerkenswerther die Ausführungen, in denen, wie in der ökonomischen Frage, geradezu die logische Wahrheit erfüllt und reproducirt worden.

Mit seinem sittlichen Ernst gehört der Verfasser ganz und gar zu der reellbefreienden Richtung unserer Zeit. Möge sein Buch gelesen und verstanden werden!

A. Ruge.

Novitäten.

Novellen von Eduard von Bülow. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cottascher Verlag 1846.

Wenn wir hier den längst bekannten Novellen eines Mannes, der ein unmittelbarer Schüler vom Meister Tieck ist, wie sie nunmehr gesammelt und dem Könige von Preußen gewidmet vorliegen, zur Anzeige bringen, so wird der Leser keinen weitläufigen Bericht über sie erwarten, als gelte es nur erst, auf dieselben aufmerksam zu machen. Nur Ein Gesichtspunct mag hervorgehoben werden, aus welchem sie ein eigenthümliches Verdienst haben — und zwar ist dieser Gesichtspunct ein psychologischer, wie denn Ref. bekennen muß, daß er der Novelle nur von der Seite her, als sie merkwürdige psychologische Aperçus fixirt, etwas abzugewinnen weiß.

Die Poesie nimmt ihre Stoffe gemeiniglich aus dem Kreise der Jugend her, weil sie nur hier einen wahrhaft kunstgemäßen Stoff zu finden glaubt, so wie der Maler die Landschaft nur im belaubten Zustande darstellt, denn nur so bietet sie hier die Licht- und Farbeneffecte dar, auf die es ihm ankommt. Die Jugendzeit ist die Sphäre, in deren Formen der moderne, der sentimentalische, der Liebesdichter auf ganz ähnliche Weise ausschließlich heimisch zu sein pflegt, wie der antike Dichter es in seiner Heroenwelt war.

Herr von Bülow beobachtet hierin ein ganz abweichendes Verfahren. Den höheren Kreisen der Gesellschaft, der Hof- und Beamtenwelt angehörig, wo der Mann nicht eher etwas gilt, als bis er, sei es durch Verhältnisse, sei es durch Verdienst, eine unabhängige bedeutende Stellung einnimmt, mochte ihm statt der Romantik der Jugendzeit das reife Mannesalter als eine besonders poetische Zeit vorschweben. Wir finden in diesen Novellen besonders solche innere Erlebnisse geschildert, welche diesem Alter angehören, und in einigen derselben dürften in dieser Beziehung sehr tiefe Blicke gethan sein. Die Motive von mehreren unter ihnen lassen sich unter ein Gemeinsames zusammenfassen, nämlich das Wiedererwachen des Herzens, nachdem es durch Schicksale oder Entschlüsse für immer in Schlummer eingewiegt zu sein schien, und da ist es denn besonders die Tragödie dieses Erwachens, insofern dieses denn doch in reiferem Mannesalter nicht sowohl in äußerer, als innerer Beziehung zu spät kommt, was uns der Verf. mit Meisterschaft vorführt.

Die beiden Novellen, die hierbei vorzüglich in Betracht kommen, sind die Brunnenkur, und der Mönch.

Die „Brunnenkur" stützt sich auf die vorhergehende „Ein Frühlingstraum." Der Inhalt der letztgenannten ist kurz folgender. Graf Otto, ein junger Mann von lebhaftem Geiste und bedeutenden Anlagen, hatte in Karlsbad eine junge Witwe Sidonie kennen gelernt, die ihm wegen ihres lebhaften Geistes ein großes Interesse eingeflößt hatte und im Grunde der Gegenstand seiner stillen Neigung geblieben war. Die Liebenswürdigkeit, die sie ihm gezeigt, schien ihn zu der Annahme zu berechtigen, daß er auch ihr nicht ganz gleichgültig geblieben. Indessen, wie dieß so oft geschieht, hatte man sich wieder getrennt, ehe ein näheres Verhältniß hatte angeknüpft werden können. Es vergeht ein Jahr, ehe er dazu gelangt sie in ihrem Wohnsitze zu besuchen. Endlich macht er sich auf den Weg und langt bei der schönen Frau an. Das Gespräch wendet sich zuerst auf die gemeinsamen Erlebnisse in Karlsbad, sodann, wie es unter höher Gebildeten zu geschehen pflegt, auf Literatur und namentlich auf Göthe. Hier zeigte sich eine merkwürdige Abweichung zwischen dem Paare. Der Graf Otto zieht Göthes brausende, glühende Jugendschriften allen späteren vor — man denke daran, daß Herr von Bülow sich selbst einen Schüler Tiecks nennt — und führt die erste Ausgabe des Werther immer bei sich. Sidonie liebt mehr die späteren, kälteren, diplomatischeren, und hat den Werther noch nicht einmal gelesen. Nach ihrer Trennung malt dem Jünglinge ein weiches Traumbild die himmlische Scene vor, die daraus entstehen würde, wenn er Sidonie mit dem Werther bekannt machte und diese Lectüre ihre beiden Herzen zur Erklärung drängte. Bei seiner Rückkehr sieht er sich ebenso freundlich aufgenommen, wie vorher, aber beim Abschiede eilt Sidonie auf ihr Zimmer zurück — er habe noch etwas vergessen, seinen Werther — er hatte ihn fast unbewußt bei dem ersten Besuche dagelassen, sie habe das Buch nicht auslesen können, sie müsse gestehen, sie verstehe es nicht. Otto stellt in seinem Wagen bei der Nachhausefahrt seine Betrachtungen über

seine hochausgebildete Fähigkeit, andern und zwar den verschiedensten Menschen und Charakteren ohne Ansehen der Person seine eigenen Gefühle und Gesinnungen anzudichten, und Sidonie heirathet bald darauf einem ältlichen Geheimenrath.

Eben diesem Grafen Otto begegnen wir nun eine geraume Zeit nachher wiederum in Karlsbad. Das so eben erzählte Schicksal hat in seiner Seele doch einen tiefen Eindruck zurückgelassen, wie sich hier an der Stätte, wo er Sidonien kennen gelernt, deutlich genug zeigt; er glaubt an keine Liebe und Leidenschaft mehe, und muß selbst über seine früheren Ansprüche an die Frauen lächeln, „Die Schönheit, schreibt er an den Autor I. S. 213, die Poesie, die ich von ihrem Innern forderte, ist es allein ihr Beruf uns äußerlich vorzustellen, und es hieße die größte Unbilligkeit, ein Unnatürliches, Unmögliches von ihnen zu fordern.“ Im Laufe der Brunnenkue lernt er eine Gräfin Borotin aus Böhmen können, ein Mädchen, das er für ganz jung fast noch für ein Kind hält, und mit der er sich daher unbefangen in häufige Gespräche einläßt. Diese Gräfin Lisette ist zufälligerweise eine Freundin Sidoniens, und so bekommen wir die Briefe derselben in die Hände, in denen sie unter andern von einem preußischen Diplomaten schreibt, einem unerträglichen, aufgeblasenen Menschen u. s. w. — woran denn Sidonie sogleich das Aufkeimen einer Leidenschaft erkennt, die ihr auch Lisette am Ende eingesteht. Doch erkrankt sie am Ende der Kurzeit, der Graf muß sich, weil ihr häufiger Umgang Geschwätz hervorgerufen, der Besuche bei ihr enthalten, und bald nach ihrer Abreise von Karlsbad zieht ihr ein Sturz mit dem Wagen den Tod zu. Dem Grafen, welcher durch den Autor die von Lisetten an Sidonien geschriebenen Briefe zu Händen bekommt, wird es erst jetzt recht klar, daß er sie in tiefster Seele geliebt — und so ist denn abermals ein unschätzbares ja einziges Gut unwiederbringlich verloren. „So macht es das Leben immerdar; ich wußte es ja von vordem, die allergrößten Güter, die es hat, zeigt es uns erst, wenn sie unwiederbringlich dahin sind. Zuerst hofft man in der Jugend, und täuscht sich wohl — dann verzweifelt man im Mannesalter, und täuscht sich hoffentlich wieder.“

Es mag vielleicht nicht ganz ohne individuelle Gründe sein, — aber Ref. muß bekennen, daß diese einfache Geschichte auf ihn einen außerordentlich erschütternden Eindruck gemacht hat. Was kann es bittreres geben, als wenn man fühlen muß, das süßeste Lebensglück versäumt zu haben, weil man an Lebensglück nicht mehr glaubte! Und das im reiferen Mannesalter, wo der Baum des Lebens Früchte tragen sollte, und nur so selten noch eine Blüthe treibt, die auf künftige Früchte hindeuten könnte! Jedenfalls ist es ein Beweis bedeutender künstlerischer Tiefe, wenn der Dichter jener allerprosaischesten, gemeinsten Seite des Lebens, dem Nichtzustandekommen von Verhältnissen, in denen nur noch ein paar Züge fehlten, solchem Abbrechen des Umgangs um des Geredes der Leute willen, dieser ganzen Misere, welche sonst gerade mit Recht als der Todfeind aller poetischen Situation betrachtet wird, ein so tiefes Motiv abzuringen weiß.

Die andere Novelle, welche hier in Betracht kommt, ergreift dasselbe Thema des Zuspät in der Liebe auf noch tragischere Weise.

Da dieselbe sich mehr romanartig in einer Fülle von Begebenheiten ausbreitet, geben wir hier nur das an, was sich unmittelbar auf die Hauptperson bezieht.

In einem ungarischen Kloster lebte ein Mönch Odilo, ein Mann von schönem, kräftigen Aeußern, in den besten Lebensjahren und voll von Kenntniß und Einsicht. Eines Tages wird er von einer benachbarten Edelfrau in Betreff ihrer Tochter zu Rathe gezogen, die sich der Heirath mit dem ihr von den Eltern bestimmten Bräutigam widersetze. Es kann nur die Liebe sein, meint die Edelfrau. Die Liebe? das Wort klingt seltsam in Odilo's Brust an. Am andern Tage erwartet er in der einsamen Kirche im Beichtstuhl das Mädchen, die ihm die Mutter zu senden versprochen — es wird ihm hier in der Einsamkeit gar wunderlich zu Muthe — es durchschauert ihn zum ersten Male eine Ahnung, in welche Lieblosigkeit seither sein Herz versunken. Jetzt erscheint das junge Mädchen, und gleich bei ihrem Anblicke fühlt sich der Mönch von heftigster Leidenschaft zu ihr ergriffen. Am andern Morgen während der Frühmette ist sein Inneres so fieberhaft bewegt, daß selbst der Superior es bemerkt. „Ich habe in der Sünde gelebt, so lauten (Bd. II. S. 115) seine inneren Betrachtungen, und nicht einmal geliebt. Ist Liebe Sünde? Sünde Liebe? Die irdische Liebe ist der Schatten, den das Licht der himmlischen aus unsrer Seele wirft. Die Liebe allein ist Leben. Das schönste Leben war vor meinen Augen. Wie meine Seele vor Entzücken über ihren Anblick aufjauchzte! Wie sie, zum kühnsten Fluge angetrieben, freudig die Flügel schwang und schüttelte! — Unglücklicher, du hast den Frevel des Klostergelübdes verschuldet und willst lieben? — Du bist an den Tod gekettet; los vom Leben. Denn Eitelkeit schlang dieses Band, das du nicht wieder lösest. Lege deinem Willen eine dauerhaftere Fessel an, damit du deine Seele nicht an ewige Verdammniß kettest. Dessen ungeachtet will ich mit allen Kräften meiner Seele lieben, da mir die Liebe Erlösung aus dem Starrkrampfe der Verstockung ist, und mich an die Liebe zu ihr wie ein Schiffbrüchiger an das schwache Brett klammern, das ihn vom Untergange in den empörten Meereswogen rettet. Es glimmt noch der göttliche Funke, der sie verzehren soll, in ihrer Seele, und ich fache ihn zur Flamme an. Warum liebe ich sie? Ich Thor! Warum ward ich und werden wir geboren? Ist sie nicht schöner und liebreizender als jedes andere Weib? Wie jedes Wort der Lippen gleichsam in einen ätherischen Körper hineinflog, um sich von meinen Geiste küssen zu lassen. Die Liebe zu ihr verzehrt und tödtet mich, und ich kenne den Tod, den ich seit langen Jahren sterbe. Der Tod vernichtet das Leben und habe ich denn schon gelebt?“ u. s. w.

Eine dämonische Gewalt bemächtigt sich des Mannes, der in der ganzen Gegend als ein Weiser verehrt wird. Er scheut kein Verbrechen, sich des Mädchens wider ihren Willen mit Gewalt zu versichern; nach geraumer Zeit befreit sie ein Zufall aus seinen Händen und entdeckt die Missethat; der Mönch wird lebendig eingemauert.

Auch hier haben wir nicht eine gewöhnliche Klostergeschichte vor uns; es ist die dämonische Gewalt der allzulange unterdrückten Liebe, was hier geschildert wird — ein Bach, der sanft durch das Thal hin fließen würde, wird zum wüthenden Strom, der alles zerstört, wenn man ihn durch Dämme aufhält und er diese dann durchbricht.

Uebrigens könnte Einem bei dem ganzen Motiv auch wieder Herrn von Bülows Tieck'sche Schülerschaft einfallen, denn welche Schilderung der im spätern Alter wiederhervorbrechenden Liebe kann rührender ja überwältigender sein, als die des Magisters in Tiecks Tischlermeister? — Aber so etwas lernt man dichten und verstehen von Niemanden andere, als von sich selbst! —d—

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 23.** Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Hebbel's Maria Magdalene, eine Tragödie; Gutzkow's Uriel Acosta, keine Tragödie.

Von

P. Sempach.

1.

Hebbel's Maria Magdalene ist eine kühne, fertige That des Genius, deren großartige Realität durch den gewaltigen Abstand zahlloser ohnmächtiger Ansätze, verunglückter Experimente und thörichter Raisonnements im dramatischen Gebiet nur um so imponirender auftritt.

Hebbel hat sich nicht bemüht, seine Dramen zur Aufführung zu bringen. Er gab sie in den Druck und überließ sie ihrem Schicksal. So waren sie Gegenstand einer nicht sehr verbreiteten, doch um so energischeren Theilnahme und die Aufführung der Maria Magdalene wurde so lange von vielen Seiten unablässig gefordert, bis dieser Forderung auf einigen bedeutenden Bühnen Genüge geschehen. Seitdem erst hat dieses Werk die allgemeine Aufmerksamkeit und damit den vielseitigen Widerspruch erregt, die ihm zukommen.

Dabei wiederholt sich die alte Erscheinung, daß Fürsprache wie Gegenrede oft auf gleich großem Mißverstande beruhen.

In der tendenzsüchtigen Zeit wird das Drama am häufigsten für ein Tendenzstück genommen und je nach der Tendenz des Urtheilenden angefeindet oder erhoben. In der Maria Magdalene steckt aber Alles, nur nicht die Tendenz, die man ihr vorwirft oder hoch anrechnet. Neben der Tendenzkritik erscheint die altkluge Aberweisheit der Doctrin und der gesunde Menschenverstand mit seiner platten Skepsis gegen jeden großen Charakter und jede intensive Leidenschaft. Der vollkommene Ausdruck der ersteren findet sich in einem Leipziger Theaterblatt von einem obscuren Absenker der romantischen Tradition, das Prachtexemplar einer Kritik des gesunden Menschenverstandes und ihrer ergötzlichen Späße im Feuilleton der Cölnischen Zeitung.

Die Tendenzkritik, die sich nicht an Einem Orte so concisen Ausdruck gegeben, erblickt in dem Stücke die richtende Darstellung alter barbarischer Vorurtheile und ihrer Grausamkeit, welche sich gegen die Tochter und den Sohn des Helden kehrt. Da der Inhalt dieser Vorurtheile, der engste Begriff bürgerlicher Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit, in dieser Beschränktheit nur noch eine Ueberlieferung des vorigen Jahrhunderts, so wird das Stück Symbol des Conflikts von Emancipation der absoluten Willkür mit Sittlichkeit und Idealität als solchen (hier guckt die liederliche Sophistik hervor), die Heldin wird zur Märtyrerin des Gedankens, daß eine Frau sich beliebig hingeben könne ohne ihr Wesen zu alteriren; diese Alteration fällt eben in das barbarische Vorurtheil, dessen Opfer Clara wird. Die Insinuation schlechter Tendenzen von Seiten dieser Tendenzen selbst hat auch bei der herrschenden Partei gläubige Aufnahme gefunden. Die Aufführung des Stücks wird an den Hoftheatern verhindert.

Kein Punkt hat mehr Anstoß erregt, nichts ist unerklärter geblieben und allgemeiner mißverstanden worden, als die Katastrophe der Heldin und die Motive ihres Falls. Der superkluge Doctrinär im Theaterblatt findet in dem Stück eine durchgehende Auflösung des Begriffs der bürgerlichen Schande, was immerhin ein Zeugniß für den organischen Bau und die große Consequenz des Drama's ist, und leitet sogar Clara's Fall aus der Absicht her, ihrem Verlobten, den sie verabscheut, zu beweisen, daß sein Verdacht ihrer heimlichen Untreue ungegründet, also aus der Absicht, die äußere Schande eines solchen Verdachts um jeden Preis von sich abzuwehren. Mit Recht erklärt er solch absurde Reflexion, die freilich ganz ihm gehört, für ein höchst tadelnswerthes Motiv zu dem verletzenden Schritt und das Stück nun in seinem Ausgangspunkt für ganz verfehlt. Andere Beurtheiler sehen in Clara's Fall bloße Gutmüthigkeit und Schwäche und darin eine eben so ungenügende Grundlage für das Ganze. Das Drama trägt aber seinen Hauptgedanken überall so klar an der Stirn, derselbe ist fast in allen Zügen so scharf ausgeprägt, daß man schon dadurch jedes Mißverständniß ausgeschlossen glauben sollte. Zum Ueberfluß hat ihn Hebbel selbst in der Vorrede mit dürren, faßlichen Worten ausgesprochen. „Die schroffe Geschlossenheit, mit der die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüber stehen und die hieraus entspringende schreckliche Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit." Die unfreie, in ihren Kreis gebannte und festgerannte Individualität, deren ungebändigter Selbstständigkeitstrieb und unbeugsame Starrheit im härtesten Conflikt mit ihres Gleichen sich aufreibt und nutzlos zerstört, das ist die alte Deutsche Erbsünde, der ewige Grundzug der Deutschen Geschichte, heute so wie vor Tausend Jahren. Er findet sich überall, im Großen und im Kleinen, im Erha-

benen und im Lächerlichen. Heute, wo das Mark und die eiserne Festigkeit der Charaktere zum guten Theil verschwunden sind, erscheint dieser Conflikt fast nur noch komisch. Aber das Lachen vergeht einem bei dem Gedanken, daß durch diese Vornirtheit die gehaltvollste Anlage zur Freiheit und der innerste Beruf zu den höchsten welthistorischen Ehren auf dem Spiele stehen. In diesem Sinne hat allerdings Maria Magdalene eine großartige Tendenz. Aber die Meinung ist nicht, als ob *Hebbel* sein Stück mit diesem Gedanken geschrieben. Es ist vielmehr zu erklären aus der individuellen Entwickelung des Dichters. *Hebbel* ist, wie seine Dichtungen und seine Persönlichkeit gleicherweise bekunden, selbst ein Charakter, eine nordische Natur von seltener, gewaltiger Energie. So bildet das tiefe Ringen des Charakters mit sich selbst das Thema aller seiner bisherigen Dichtungen und ihrer männlichen wie weiblichen Helden. *)

An Maria Magdalene ist nun das Große: das mächtige Bild im engsten Rahmen, die gegenseitige Zerstörung gewaltiger Kräfte im kleinsten Kreis, die ergreifendsten Züge mit den einfachsten Mitteln, der Rückschlag gegen die trotzige Individualität im eigenen Fleisch. Gegenüber stehen sich Vater, Sohn und Tochter. Die Mutter hat nichts von diesem Blut, von dieser unbeugsamen Kraft, sie ist gutmüthig und schwach; eben so wenig ist sie im Stande, vermöge eines freiern Ueberblicks die trennende Eisrinde zwischen den Charakteren zu schmelzen und den tödtlichen Zusammenstoß durch wohlthätige Lenkung zu vermeiden. Sie steht rathlos in dem Konflikt und wird durch den bloßen Schreck über das ausbrechende Ungewitter getödtet. Ein Anblick voll ergreifender Lebenswahrheit. — Der Sohn, eine ungebändigte Feuerseele, bäumt sich im wilden Trotz gegen die unerträgliche Strenge der väterlichen Zucht, in welcher er nur unberechtigte, ja grausame Tyrannei und tief verletzendes, ungerechtes Mißtrauen erblickt. Der Vater, das Bild einer ursprünglich edeln und großartigen, aber in sich selbst erstarrten und verhärteten Natur, erkennt in dem Sohn sich selbst und den eigenen Geist mit seiner großen Kraft nicht wieder, er sieht in ihm nur den Trotzkopf, der ihn in seiner letzten Zuflucht, wo sein verkannter, unterdrückter, verbitterter Wille sich ungestört entfaltet und herrscht, im eigenen Hause durch Widerspenstigkeit, Ungehorsam und Spott zum Narren hat und die Ohnmacht seines Willens zum Gespött vor ihm selbst macht. Die Befangenheit in alten, engherzigen Vorurtheilen ist dem Dichter durchaus nur Mittel und secundär. Wäre es um einen Kampf gegen diese zu thun gewesen, so wäre die Tragödie eine Don Quixotiade. Denn so Etwas findet sich heut kaum noch als Spinnewebe in irgend einem verrotteten Winkel oder als Rarität in einem Antikenkabinet. „Die schreckliche Gebundenheit des Lebens *entspringt* aus der schroffen Geschlossenheit, mit der die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreise gegenüberstehen.“ Aber hätten wir auch nicht die authentische Erklärung vor uns, so zeigt das Drama sonnenklar, daß es ein ewiges Naturgesetz des Charakters *), nicht die Auflösung eines vergänglichen Vorurtheils darstellen will, welches noch dazu nicht einmal den Anspruch historischer Bedeutung hat, abgesehen davon, daß es auch dann erst durch Anknüpfung an diese ewigen Gesetze des Charakters ein *künstlerisches* Recht erhielte. Aber allerdings bedurfte der Dichter für den Meister Anton einer geschlossenen Weltanschauung und, da er eine solche in unserer infusorischen Zeit nicht fand, mußte er in die nächste Vergangenheit zurückgreifen.

Nun Clara. — Sie ist die rechte Tochter ihres Vaters, die ächte Schwester ihres Bruders, ihr Wesen trägt ganz dieselben Züge. Die einfach großartige Sprache der Leidenschaft, der furchtbare Muth der Verzweiflung gegen Leonhard, der Heldenmuth ihres Todes, alles zeigt, sie ist Geist von diesem Geist, Fleisch von diesem Fleisch. Aus demselben Charakterzug, und sonst gar nicht, ist auch ihr Fall durch Leonhard zu erklären. Dieser Schritt ist hervorgegangen *aus der Abstraktion der Verzweiflung, aus dem wilden Trotz gegen das Schicksal, dem es einerlei ist, den Kelch der bittern Qual sogleich bis auf den Grund zu leeren.* Hier hat die Tragödie einen Fehler. Die Worte der Erklärung, welche Clara in den Mund gelegt sind, verhüllen dieses Motiv, ohne welches der Consequenz des Grundgedankens Eintrag geschieht und der Charakter Clara's geradezu aufgehoben wird, und haben so das vielfache Mißverständniß veranlaßt. Die Schwierigkeit, einen so delikaten Punkt ans Licht zu ziehen, erklärt den Mangel. Am besten würde vielleicht geholfen durch eine etwas andere Oekonomie der Tragödie. Aus drei könnten fünf Akte gemacht und die Handlung in den drei ersten bis zu dem Punkte fortgeführt werden, wo jetzt der erste schließt. Die beiden letzten Akte blieben bis auf Kleinigkeiten unverändert. Das Stück begönne mit der Bedrängniß Clara's durch ihre Umgebung, Leonhard's Werbung anzunehmen, besonders durch die Mutter, welche in dieser Verbindung ein Glück erblickt. Der ganze Charakter des Hauses und seine tragische Schwüle, die Clara jede Hoffnung auf Verständniß und Schutz in ihrer Familie abschneidet, ließe sich hier schon andeuten und auch die erste Scene mit Carl einflechten. Clara hat ihre letzte Hoffnung auf einen Brief an den Secretär gesetzt. Die Antwort bleibt aus. Dieser Zug ist bei dem Auftreten des Secretärs leicht zu motiviren durch den Unwillen (er ist ein eben so stolzer Cha-

*) Wir kommen auf die *Genoveva* nächstens in diesen Blättern zurück.

*) Nur Eine Stelle. *Meister Anton.* Mir ging's in jungen Jahren schlecht. Ich bin so wenig, wie Er, als ein borstiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erst waren all die Stacheln bei mir nach innen gerichtet, da kniffen und drückten sie Alle zu ihrem Spaß auf meiner nachgiebigen glatten Haut herum, und freuten sich, wenn ich zusammenfuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borsten in die Finger und ich hatte Frieden.

rakter, wie die andern), in seiner jetzigen Lage Clara noch keine sichere Hoffnung machen zu können, und Clara hat nur seine Liebe, nicht sein Mitleid angerufen, sie hat von Leonhard nichts gesagt. Clara glaubt sich vergessen und faßt den verzweifelten Entschluß, dem verhaßten Menschen anzugehören. Alles Leben will sie in das innerste Heiligthum ihres Herzens flüchten und auf diesen Einen Punkt zusammenziehen, den entseelten Körper will sie als gleichgültige Beute dem Verachteten überlassen. Leonhard tritt ein, erfährt von der Mutter Clara's Nachgiebigkeit, empfängt ihr Jawort. Er hört die Verzweiflung wohl heraus und weil er nur zu gut weiß, diese Stimmung kann sich ändern, beschließt er, das Mädchen unwiderruflich an sich zu ketten. So weit der erste Akt. Zweiter Akt. Leonhard tritt auf, bei dem Vater um Clara anzuhalten. Aus seinem Selbstgespräche erfahren wir, daß das teuflische Vorhaben geglückt ist. Die Worte: „sie war kalt gegen mich, wie der Tod" gehören hierher. Daraus erwächst der große Gewinn, daß das verletzende Bekenntniß der That nicht Clara in den Mund gelegt zu werden braucht. Nun erscheint Clara. Leonhard meldet ihr, daß er Kassirer geworden und enthüllt die ganze Abscheulichkeit seines Charakters. Dann folgt das erste Auftreten des Meister Anton und das Gespräch mit Leonhard, wo diesem der Verlust der Geldsumme kund wird. Der Akt schließt mit dem teuflischen Gedanken Leonhard's, sich nun wo möglich von Clara wieder los zu machen. Der dritte Akt enthält die Rückkehr der Mutter aus der Kirche, das darauf folgende Gespräch und die Haussuchung mit ihren schrecklichen Folgen. Der vierte und fünfte Akt bleiben der jetzige zweite und dritte, bis auf unbedeutende Modificationen, die namentlich in der Scene Clara's mit dem Secretär und in Leonhard's Selbstgespräch eintreten müßten.

Allerdings läßt sich die Tragödie auch so denken, daß Clara aus Schwäche, die aber dann aus Liebe hervorgeht, der Verführung unterliegt und das Opfer der Verstellung Leonhard's wird, von dessen wahrem Charakter sie anfangs keine Ahnung hat, der erst die Maske abwirft, als er sie unwiderruflich an sich gebunden glaubt. Dieser Gang wäre vielleicht psychologisch der leichtere, aber nicht der tragischere. Er paßte namentlich nicht in diese Tragödie. Der jetzt so erschütternde Hauptgedanke würde Episode in einer unglücklichen Liebesgeschichte. Auch so bedürften wir einer weitern Zurückführung der Handlung, wir müßten Leonhard in seiner frühern Gestalt kennen lernen, um die Liebe Clara's glaubhaft zu finden, und dieser Charakter erfordert eine ganz andere Haltung.

Die großen Vorzüge der Tragödie erstrecken sich bis auf die geringsten Aeußerlichkeiten. Jeder Zug, jeder Ausdruck bannt uns in diese bestimmte Situation, erhält uns in dieser eigenthümlichen Atmosphäre. Diese Charaktere voll Tiefe und Kraft reden die schöne, einfache Volkssprache, jedes Bild ist diesem Kreis entlehnt, alles schlicht, ergreifend, nicht Eine Phrase.

Die Kehrseite der gebundenen, in sich gedrungenen Individualität, der unfreien Bestimmtheit, ist die charakterlose Unbestimmtheit des Individuums, das aus der Weite der Reflexion nicht wieder den Weg zur Bestimmtheit und Thatkraft finden kann. Dies ist nicht minder die deutsche Krankheit. Sie ist tragisch, wenn der Held seine Schwäche fühlt und sich in vernichtender Ironie gegen sich selbst kehrt. So hat Shakspeare neben Romeo, Othello, Makbeth, Richard den Hamlet gedichtet. Wenn aber der Schwächling an seine Thatkraft glaubt und es doch nur zu ohnmächtigen Ansätzen bringt, so entsteht nur Malheur, und dies wäre eigentlich komisch, wenn nicht wieder die heiligsten Interessen ruinirt würden. Diese komische Tragödie und tragische Komödie ist Uriel Acosta.

2.

Uriel Acosta, ein Vorgänger Spinoza's, ein Mann von heißem Blut und hellem Geist, geräth mit der Synagoge in Conflict. Die Scene ist in Amsterdam. Die reichen und gebildeten Juden, welche vor der Inquisition aus Portugal hieher geflüchtet, bilden das Personal.

Gutzkow's Fabel ist diese. Jochai, ein reicher junger Kaufmann, kehrt von einer mehrtägigen Reise zurück. Er klagt dem Arzt de Silva, seinem Verwandten, daß er seine Verlobte, Judith, auf der Villa ihres Vaters des Handelsherrn Manasse van der Straaten besucht, aber leider in sehr vertrautem Verhältniß zu Uriel Acosta, ihrem Lehrer in der Philosophie und den schönen Wissenschaften, gefunden. Uriel Acosta tritt herein. Er will Abschied nehmen, und dem Conflict aus dem Wege gehen. De Silva findet er in großer Verstimmung gegen seine Schriften; Jochai in Freude über seinen Entschluß. Der Rabbi de Santos kommt dazu, bringt Acostas Buch zu de Silva. Er soll es beurtheilen für das Ketzergericht. Jetzt beschließt Acosta zu bleiben. Er hält es für ehrenhaft, dem Ungewitter die Stirn zu bieten. — Das bevorstehende Ketzergericht wird bekannt. Alles entfernt sich schon im Voraus von Acosta. Nur Judith nicht. Sie ladet ihn mit zu einer Gesellschaft, die ihr Vater auf seinem Landhause giebt. Der Vater, ein aufgeklärter Mann, meint, er dächte was er wollte, schlüge sich aber auf die Seite der Masse, wenn es zum Streit käme, und Acosta müsse die Artigkeit eingeladen zu sein mit der Zartheit, nicht zu kommen erwidern. Er thut es nicht: er kommt. Jochai findet ihn in Judiths Gesellschaft, wird von ihr beleidigt und schwört Rache. Diese bricht sogleich herein. Die Priester ziehen auf und verfluchen Acosta. Alle treten von ihm weg, Judith schwankt, endlich auch sie. Als es aber zum ausführlichen Fluche kommt und namentlich verordnet wird, kein Weib solle ihn lieben; da entscheidet sie sich umgekehrt und tritt wieder zu Acosta, fällt ihm in die Arme und erklärt, sie liebe ihn. — Der Fluch wäre also nicht so schlimm, wenn der reiche Manasse van der Straaten mit seinem Segen entgegenwirken wollte. Man erwartet es nicht, man vermuthet, der Weltmann werde bei seiner Maxime bleiben. Er thut es nicht; er folgt seinem Herzen. Auch de Silva ist umgeschlagen. Er hat Uriels Buch

gelesen und — ist beinahe von ihm gewonnen. Uriel Acosta soll zum Widerruf, zur Aussöhnung mit der Gemeinde bewogen werden, und de Silva und van der Straaten wollen die Liebenden glücklich machen.

Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Man wird erwarten: Acosta werde nicht widerrufen. Acosta erinnert sich auch an Galilei's Wort: „Und sie bewegt sich doch!" er hält sich alle Helden der Vorzeit vor, dann sieht er seine Mutter und seine Braut. Judith hat den Fanatismus des Festhaltens an der Philosophie vergessen — beide sehen ihn vorwurfsvoll an: „Herz und Geist" gerathen in seiner langen Selbstbetrachtung in Streit und — er widerruft. Der Wirth, ohne den de Silva und van der Straaten gerechnet, war also nicht Uriel Acosta, der Held, es ist der reiche Kaufmann Jochai und seine Rache. Dieser ruinirt van der Straaten. Kein anderer hilft ihm aus, weil er mit Acosta verkehrt hat. Zuletzt muß Judith den Sturm beschwören; sie verläßt Acosta, der in der Bekehrungshaft ist, und vermählt sich Jochai, damit er ihren Vater nicht ruinirt. Auch die Mutter ist unterdeß gestorben, und Acosta widerruft umsonst und als ein Geprellter. Jochai, der ihn damit verhöhnt, reizt ihn zur Rache. Er widerruft den Widerruf und schwört sich zu rächen. Aber er rächt sich nicht. Er legt an, um Jochai am Altar zu erschießen; aber er erschießt ihn nicht. Eben ist die Trauung vollzogen, nun wäre es doch umsonst, er steckt also sein Pistölchen wieder in die Tasche und geht davon. Die Gesellschaft kommt. Judith, das schöne Schlachtopfer, bittet als erste Gunst von ihrem jungen Gatten nur einige Augenblicke der Einsamkeit. Sie hat ihren Vater gerettet, sie gedenkt ihrer Liebe, und — vergiftet sich. Alles kommt dazu. Acosta hält eine lange Rede, dann geht er ab, und erschießt sich hinter den Coulissen. Jochai ist nun geprellt, van der Straaten nicht ruinirt und die Priester — haben zwar ihre Ohnmacht erfahren, aber mit Hülfe der Verlegenheiten des Einen und der Rache des Andern doch ein Unglück angerichtet. Wäre Manasse van der Straaten klug gewesen; er hätte den Liebenden etwas „Lausegold" gegeben und sie entfliehen lassen. Bei den Juden, die er doch verhöhnt, konnte er dann seine Hände in Unschuld waschen; und sie hätten ihn nicht sinken lassen.

Es ist gewiß, es passirt viel Malheur und alle werden mehr oder minder grausam geprellt.

Aber man wird nicht sagen wollen, dies sei eine Tragödie.

Hebbel stellt in der Maria Magdalene die alte verknorrte deutsche Welt durch die schroffsten Charaktere und durch die unerbittlichsten Conflicte dar. Bei Gutzkow's Uriel Acosta erholen wir uns wieder in unserer gewohnten Welt glücklicher Unentschiedenheit und völliger Charakterlosigkeit. Selbst der Oberrabbi findet, daß Alles schon dagewesen, die Ketzerei ist ihm nur ein Curiosum, und die Fanatiker werden gleich über den Haufen gerannt, wie Acosta nur einen Augenblick sich ermannt, und ihnen trotzig davon läuft. Machte Manasse nicht Concurs, so wäre nichts vorgefallen. Hebbel geht naiv auf seine Tragödie los; er vertieft sich in die eherne Nothwendigkeit seiner Starrköpfe; und diese Welt geht aus ihren Fugen. Gutzkow hingegen ist nicht so naiv. Offenbar will er viel mehr; es liegt ihm daran, unsere ganze Zeit auf die Bühne zu bringen, und sollte er darüber auch die Tragödie zum Malheur und die Charaktere zu Windfahnen travestiren müssen, denn wir geben ihm zu, nur so ist die Gegenwart treffend darzustellen. Er hat ein Zeitdrama gewollt, er hat die Zeit selbst auf die Bühne gebracht; wenn er aber die Schwachheit gehabt hätte, eine Tragödie zu wollen; er hätte die Zeit um Jahrhunderte zurück oder um Jahrzehnte vorwärts rücken müssen. Nur so wäre die Energie und die bittre, aber dennoch berauschende Leidenschaft tragischer Ausbrüche zu erreichen gewesen. Es ist klar, ein treuer Spiegel unserer Misere stand ihm höher, als eine poetische Untreue gegen die Zeit.

(Schluß folgt.)

Novitäten.

Lieder für Liebende von deutschen Dichtern. Gesammelt von Friedrich Voigts. Hannover 1847. Verlag von C. F. Kius.

Wir haben bereits eigene Sammlungen von politischen Gedichten, von Kriegsliedern, von Napoleonsliedern u. s. w. erhalten; so dürfen wir uns denn nicht wundern, daß hier dem Publikum auch ein Strauß von Liebesliedern geboten wird. Sie sind, außer einer Anzahl „Volkslieder," aus den lyrischen Kränzen von zwei und fünfzig verschiedenen deutschen Dichtern zusammengestellt worden. Der Reichthum aber, den unsere Literatur auf diesem Gebiete aufgehäuft hat, ist so ansehnlich, daß sich wohl mit leichter Mühe noch ein halbes Dutzend ähnliche Sammlungen zu Stande bringen ließen. Es kommt also bei der Betrachtung der vorliegenden Alles darauf an, mit welchem Geschmack, Geschick und Takte der Herausgeber verfahren sein, mit welcher Umsicht er die Auswahl getroffen haben wird. Und in diesem Punkte ließen sich viele Ausstellungen gegen ihn erheben. Allerdings übergiebt er uns hier manches artige Liebesgedicht, die Zoten sind übergangen worden, seine Scheere hat eine Menge feurige, frische, lebendig gefühlte und doch rein und keusch gehaltene Gesänge, welche das göttliche Gefühl der Liebe verherrlichen, aus den vorhandenen bekannten und zum Theil vielgelesenen Bänden unserer Dichter herausgeschnitten und in bunter Reihenfolge dergestalt aufgeführt, daß wohl nirgends zwei Gaben von dem nämlichen Verfasser hintereinander gestellt sind. Auch sehen wir, daß er von Martin Opitz angefangen hat und bis auf den jüngsten Dichter unserer Tage herabsteigt; es scheint ihm also darum zu thun gewesen zu sein, von sämmtlichen neuhochdeutschen Dichtern das Beste, Gelungenste und Volksthümlichste mitzutheilen. Da müssen wir uns denn aber wundern, erstlich, warum wir, das Inhaltsverzeichniß übersehend, manchen großen Dichternamen ausgefallen finden und uns vergeblich nach einer Spende von Klopstock, Hölty, Schiller u. a. m. umblicken. Ferner, warum von den größten und ausgezeichnetsten Poeten sowohl in jeder Gattung als auch besonders in diesem Fach so wenige Blumen in diesen Amorkranz geflochten worden. Von Fr. Rückert unter andern, welcher dem kleinen Gott ganze Hekatomben geweiht hat, sehen wir nur fünf Lieder ausgehoben, von Göthe nur drei, von Platen nur eins; während daß den weniger bedeutenden und einigen ziemlich unbekannten Sängern ein verhältnißmäßig weit umfangreicherer Raum gewidmet worden ist. Wir erfahren nicht, warum der Herausgeber Platz gefunden hat, von G. A. H. Gramberg nicht weniger als neun ziemlich blaße und wehmüthig sentimentale Blättchen aufzuspeichern und von einem gewissen Friedrich Voigts die böse Zahl Sieben voll zu machen. Etliche Druckbogen mehr hinzugefügt, einige leere Klimpereien weggelassen, und das zierliche Büchlein würde in doppeltem Reize vor den Augen der Nation prangen.

J. M.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.

Leipziger Revue.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben.

Wöchentlich 4 Nummern. **1847. Nr. 24.** Preis vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Hebbel's Maria Magdalene, eine Tragödie; Gutzkow's Uriel Acosta, keine Tragödie.

(Schluß.)

Der Conflict zwischen Glauben und Philosophie bildet das Motiv des Drama's. Die Liebe ist zuerst mit den neuen Göttern, dann schwankt selbst die Liebe; die Nachtwandlerin wird bei Namen gerufen, sie stürzt sich — in die Arme des Verfluchten. Welch ein Thema, und welch eine lebensvolle, reiche Fabel, wäre der Fluch Ernst und die Liebe consequent! Die Anlage des Stücks, die Wahl des Stoffs ist so glücklich, daß wir mehr als Gewandtheit, daß wir praktisches Talent darin finden. Gutzkow ist ein feiner Kopf. Die Juden stellen den Glauben, ein Vorgänger des Spinoza die Philosophie dar. So ist der Conflict auch möglich und bühnenfähig. Aber das alte Recht des Herzens, die Liebe Julietta's, die alle Schranken bricht, die Leidenschaft des tragischen Heroen, die nur Einen Weg kennt, den Weg des Stroms zu seinem Sturz — Alles dies kennt zwar auch der kluge Verfasser, es schimmert durch, die Figuren reden davon, aber wenn der Augenblick kommt, wo das Pathos allgewaltig mit ihnen durchgehen sollte, dann besinnen sie sich und überlegen sichs anders. Sie gehen zu Grunde, aber die Ueberlegung ist so mächtig, daß selbst die Entschlüsse, sich den Tod zu geben, eine Folge reiflicher Berechnung sind. Dieselbe Bewandtniß hat es mit der Rache. Die Rache Jochai's ist die Heirath mit Judith und er weiß, daß sie ihn verachtet, und er hat erfahren, daß sie ihn tödtlich beleidigte: er überlegt aber, daß sie schön ist und daß er sie seinem Gegner wegnimmt. Er wird geprellt. Sie vergiftet sich nach der Trauung. Aber er wäre um seine Befriedigung, da er doch liebt, auch geprellt worden, wenn sie sich nicht vergiftet hätte. Jochai ist eine psychologische Unmöglichkeit. Ebenso Acosta. Er will widerrufen und will es auch nicht. Er thut es um der Frauen willen. Die Eine stirbt, die andere verdirbt unterdessen; er ist offenbar geprellt. Aber er wäre, auch wenn er seiner Braut und seiner Mutter hätte genugthun können, doch geprellt gewesen und geprellt — um seinen ganzen Charakter. Er ist der Philosoph und der freie Mensch, — er ist nichts, so wie er sich selbst verleugnet. Es ist wahr, er rafft sich wieder auf. Die Leidenschaft hebt ihn. Als Jochai seinen Fuß über ihn erhebt, da ermannt er sich zu einem unwiderstehlichen Zorn. Nun erwarten wir seine Rache, aber er hat sie nur geschworen, er geht bei Seite, um sich zu erschießen.

Am meisten Kraft zeigt sich noch in der Judith. Aber auch sie ist ohne Charakter. Für Niemand ist sie definitiv gewonnen, und selbst ihr Vater, den sie rettet, scheint ihr schließlich der Rettung nicht werth. Für Acosta's Ideen aber ist die Bettlerin um den Widerruf in der Synagoge nicht. Sie will ihn als Juden, was er ja nicht ist, zu dem Ihrigen.

Vielleicht ist es noch am richtigsten, daß ein Weib ganz das Gegentheil von dem thut, was sie consequenter Weise thun müßte — freilich zeigt auch ein Weib alsdann keinen Charakter — aber sie zeichnet sich dadurch nicht einmal vor den Uebrigen aus. Denn darin, daß sie sich alle untreu werden, sind sie alle mit einander — Weiber.

Und dieses Drama nennt der Verfasser eine Tragödie? Ja, er nennt es so, aber ohne Zweifel nur um die Tragödie zu persifliren und zu travestiren. Gutzkow ist viel zu „modern", um an eine naive, ehrliche Tragödie zu glauben. Er selbst würde nicht den Trotz der Philosophie, nur ihre Weisheit haben, wenn er Philosophie hätte, und es ist klar, daß er auf die Frage, welche Philosophie er habe, antworten würde: keine von allen aus Philosophie. In diesem Sinne ist Gutzkow, in diesem Uriel Acosta ein Philosoph. Ich glaube nicht, daß er sich erschossen hat — er hat vorbeigeschossen.

Wenn es erst dahin kommt, daß Tragödien gedacht und gedichtet werden, die mit dem Malheur unserer Zeit ein tragisches Ende machen, dann werden diese Tragödien auch aufgeführt werden können, und die Männer der neuen Zeit, die consequenten Acostas, werden mit Freuden, ja mit Genuß im Angesichte der Welt, nicht hinter den Coulissen, ins Verderben gehen. Mehr Hebbel, weniger Gutzkow, noch lieber, mehr Hebbel'sche Charaktere! und es wird nicht an Leuten fehlen, welche dem Malheur die Tragödie vorziehen, und Tragödien machen, anstatt sie zu travestiren.

Eine travestirte Tragödie wäre gut, wenn sie es eclatant genug wäre, denn dann wäre sie eine Komödie; das aber ist der Uriel Acosta nur an einigen Stellen. Was also ist er? Nicht Fisch, nicht Fleisch, wie die Zeit, die ihn erzeugte.

Die Monadologie.

Von

F. Prihonsky.

Leibnitz' Monadologie. Deutsch mit einer Abhandlung über Leibnitz' und Herbart's Theorieen des wirklichen Geschehens, von Dr. Robert Zimmermann. Wien 1847, Braumüller und Seidel.

An die Reihe von Schriften, welche die zweite Secularfeier der Geburt unsers großen Landsmannes veranlaßt hat *), an die Schriften von Guhrauer, Boeckh, Pertz, Drobisch, Hartenstein, G. Schilling, Grotefend u. A. schließt sich das vorstehende Büchlein in sehr würdiger Weise an. Es enthält nebst einer geschichtlichen Einleitung (S. 1 — 8) den genialen Aufsatz Leibnizens: la Monadologie, in einer fließenden deutschen Uebersetzung (S. 11 — 32) nach dem französischen Urterte; den unser Philosoph zur Zeit als er sich in Wien (im J. 1714) aufhielt, für den Prinzen Eugen abgefaßt hat. Zwar Eugen's Exemplar ist mit dessen Tode verschwunden, obschon der Held, so lang er lebte, es wie einen theuern Schatz in einem eigenen Käſtchen bewahrte und in so hohen Ehren hielt, daß er es nur vertrauten Freunden zuweilen, nicht zum Lesen, sondern zum Küssen darreichte, und alsbald wieder dem Verschlusse übergab. Aber auch von dem Vorhandensein irgend eines andern französischen Exemplars findet sich seit der im J. 1720 erschienenen deutschen Uebersetzung durch Köhler durchaus keine Spur, bis erst in unsern Tagen Professor Erdmann so glücklich war, Eines in der königlichen Bibliothek zu Hannover unter alten Papieren zu entdecken, das er in der Folge seiner neuen Ausgabe der philosophischen Schriften Leibnizens einverleibte (S. 7 f.) — Doch Dankenswertheres als die bloße Uebersetzung der Monadologie, die bereits Schilling in seiner Auswahl kleiner philosophischer Aufsätze von Leibniz lieferte, bietet uns der Verfasser. Es ist die angefügte Abhandlung über die Theorieen des wirklichen Geschehens, die mit Zugrundelegung der Monadenlehre von Leibniz, Herbart, Drobisch und Lotz waren aufgestellt worden (S. 35 — 145). Die nicht unbedeutenden Lücken und Mängel, die sich in diesen Theorieen hervorthun, veranlassen den Verfasser mit einem selbstständigen Versuche aufzutreten (145 — 202).

Bekanntlich war Leibniz Urheber der bisher noch nicht gewürdigten Weltansicht, wornach das Ganze ein Inbegriff von sogenannten Monaden ist, d. h. Wesen, die nicht bloß untheilbar, bloße Atome, sondern wirklich ohne Theile und im strengen Sinne einfach sind. Daß es dergleichen Wesen gebe, folgerte Leibniz aus unabweisbaren Vernunftsätzen. Wie aber war aus diesen Monaden ein wirkliches Geschehen abzuleiten? Eines von Beiden nur konnte angenommen werden: entweder die Monaden wirken auf einander und bestimmen sich wechselseitig in ihrer Thätigkeit, oder sie wirken nicht und bestehen unabhängig von einander. Leibniz entschied sich für das Letztere; er leugnete den wechselseitigen Einfluß der Wesen und behauptete, die gesammten Wirkungen der Monaden beschränken sich auf bloße Vorstellungen. Das wirkliche Geschehen, das wir in der Erfahrung wahrnehmen, wird nach ihm durch Gottes Dazwischenkunft vollbracht. Gott allein erzeugt die Uebereinstimmung, die zwischen den Monaden, den einzelnen sowohl als ihren Zusammensetzungen (den Körpern) herrscht, so daß es den Anschein hat, als nähmen sie thatsächlichen Einfluß auf einander; er hat die Harmonie vorverordnet (prästabilirt), und ihr gemäß entstehen in jeder Monade die nöthigen Reihen von Vorstellungen nach dem ihr eingepflanzten, immanenten Mutationsgesetze, während die diesen Vorstellungen entsprechenden Bewegungen in den Körpern hervorgebracht werden. Es besteht hier ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen zwei oder mehreren Uhren, die auf dieselbe Zeit gestellt sind; alle correspondiren, ohne auf einander zu wirken. Dieß die Theorie Leibnizens, von unserm Verfasser näher entwickelt und kritisch beurtheilt (S. 35 — 75).

Herbart nahm zwar das monadistische System Leibnizens auf; seine allem Scheine zu Grunde liegenden Reale sind eben so, wie die Leibniz'schen Monaden einfache Wesen, gleichfalls ohne Wirksamkeit nach Außen. Allein seinem Scharfsinne entging es nicht, daß die prästabilirte Harmonie nur eine Nothbrücke sei, die zum wirklichen Geschehen hinüberleiten solle; er verschmähte sie und behauptete, daß die einfachen Realen mit einer nur einfachen Qualität versehen jeder Veränderung durchaus unzugänglich seien. Der Widerspruch, in den er dadurch mit der täglichen Erfahrung gerieth, kümmerte ihn nicht; er glaubte das reine Denken höher anschlagen und die Erfahrung in das Gebiet des Scheines verweisen zu müssen. Einen Schritt vorwärts, den Schritt zur Annahme von Wechselwirkungen zwischen den Realen scheute er wohl nur einiger ihm unauflöslich dünkender Schwierigkeiten wegen, die hier dem Denker begegnen, und zog es daher vor, sich mit gewissen Fictionen zu behelfen, um das wirkliche Geschehen, wozu doch der Schein berechtige, zu erklären. Zwar in Beziehungen zu einander stehen auch, nach Herbart, die Realen; aber Eines afficirt das Andere doch nicht. Es giebt zwischen ihnen innere Gegensätze; aber nicht in Einem von ihnen. Die Realen bestehen in der Lage, in der sie sich befinden, wider einander, in einem Zustande des Widerstandes, der sich am besten mit dem Widerstande im Druck vergleichen läßt, wo Keines nachgiebt, obgleich sich Jedes bewegen sollte; aber eine wirkliche Störung im Zustande erfolgt dennoch nicht. Sie sollte erfolgen; aber durch die Selbsterhaltung wird sie aufgehoben. Von Kräften, Vermögen u. dgl., die sich dabei wirksam erweisen, ist im Systeme Herbart's verpönt zu sprechen; denn hier giebt es keinen Angriff von irgend einer Seite, kein Leidendes gegenüber einem Thätigen, überhaupt nichts, was darauf ausginge, Veränderungen hervorzubringen. Dennoch werden die Selbsterhaltungen in der Psy-

*) Vergl. Litteratur- und Kunstbericht 1846. S. 257. 261. 144. 232.

chologie als etwas Wirkliches, als Vorstellungen dargestellt, die in den einfachen Realen troß ihrer einfachen Qualität in unzähliger Menge sich vorfinden, gegen einander sich als Kräfte verhalten, einander hemmen und fördern, einander auf dieselbe Weise entgegengesetzt sind, wie die Qualitäten der einzelnen Realen selbst. Wichtige Bedenken gegen diese Theorie werden (S. 79 — 122 und S. 144) von unserm Verfasser erhoben. Eine Vergleichung des Herbart'schen Systems mit jenem des Leibniz (S. 119) fällt nicht zu Gunsten des ersteren aus.

Aber auch die Abänderungen, die Drobisch mit der Herbart'schen Theorie versuchte, können nicht befriedigen (S. 122 bis 130); am wenigsten Loße's Modification der präftabilirten Harmonie mittels seiner idealen Wesen (S. 131 — 145). Zwei Einwendungen jedoch von Seite dieses Gelehrten gegen Drobisch sind aller Berücksichtigung werth, nämlich, daß Raum- und Zeitbeziehungen in keinem Falle mit unter die wirklichen oder äußern Beschaffenheiten der Dinge gerechnet werden dürfen; dann daß auch in den äußern Beschaffenheiten, Beziehungen und Verhältnissen wenigstens gewisser Dinge kein Wechsel vorfallen könne, wenn nicht auch in den innern Eigenschaften ein solcher statt findet, den aber bei ihm, wie bei Herbart, die Annahme einfacher, unveränderlicher Qualität verbietet (S. 143 f.).

Nachdem hiemit der Verfasser dargethan hat, daß alle diese Theorien zum wirklichen Geschehen nur durch unüberwindliche Widersprüche hinüberleiten, wagt er sich an die Aufstellung einer eigenen, der Theorie der thatsächlichen Wechselwirkung (S. 147 — 202). Das Resultat, das sich ihm aus seiner Untersuchung ergibt, ist folgendes: „Jede (endliche, veränderliche) Substanz (ein Ausdruck, der dem Verfasser statt Monas, Reale u. dgl. beliebt) wirkt auf jede andere, und zwar unmittelbar in jeder Entfernung, in mancherlei Weise, anziehend, abstoßend, verändernd; sie wirkt aber auch mittelbar, indem sie dadurch, daß sie auf irgend eine Substanz unmittelbar wirkt, Einfluß auf jene Veränderungen nimmt, welche diese selbst wieder ihrerseits unmittelbar in andere Substanzen bewirkt; jede Substanz erfährt eben so von jeder andern mittel- oder unmittelbare Einwirkungen, nicht nur von den endlichen, auf welche sie wirkt, sondern auch von der allvollkommnen, in welcher sie ihrerseits keine Veränderungen hervorzubringen vermag" (S. 197). Der Weg, auf welchem der Verfasser zu diesem von den Ansichten Anderer bedeutend abweichenden Resultate gelangt ist, besteht, wie er selbst bemerkt, im Wesentlichen auf Leibnizisch-monadistischen Fundamenten. Entschiedene Wendepunkte auf diesem Wege waren für ihn die Begriffe: „unmittelbare Wirkungen, Stetigkeit und allseitige Raumerfüllung, und die unmittelbar gewissen Erfahrungsurtheile" (ebend.). — Das Dasein „unmittelbarer Wirkungen" beruht, wie das der einfachen Wesen, auf einem reinen Vernunftschlusse. Es gibt unmittelbare Wirkungen, weil es vermittelte gibt (S. 151 ff.). Wo unmittelbare Wirkungen stattfinden, ist eine weitere Erklärung nicht nur nicht möglich, sondern der Versuch derselben sogar ungereimt (S. 149); der Vorwurf, als wolle man sich dabei hinter ein Geheimniß flüchten, wird abgelehnt (S. 154 f.). Doch damit sind noch bei weitem nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, welche die Annahme einer unmittelbaren Wirksamkeit verursacht. Gäbe es nämlich unmittelbar an einander befindliche Substanzen oder auch Substanzen, zwischen welchen sich ein leerer Raum befindet: so wäre die Sache bald abgethan; die unmittelbaren Wirkungen wären im ersten Falle als wahre actiones transeuntes, im andern Falle als actiones in distans zu betrachten. Allein, man höre! beiderlei Annahmen erklärt der Verfasser für unmöglich und anerkannten Begriffserkenntnissen widersprechend. Der Raum ist nach ihm „stetig erfüllt," und es kann darin weder nächste Punkte noch nächste Substanzen geben. In den für diese Sätze beigebrachten Beweisen (S. 155 — 172) entwickelt der Verfasser in der That viel Scharfsinn. — Als Vorurtheil wird beiläufig gerügt, daß alles Unendliche einerlei Größe haben müsse, und die entgegengesetzte Behauptung in einer Weise dargethan, gegen die Ref. nichts zu erinnern weiß (S. 158 f.). Ueber die beiden Bestimmungen der Erscheinungsdinge, über Raum und Zeit, kommen interessante Bemerkungen vor, und die versuchte Ableitung des Lehrsatzes von den drei Dimensionen aus dem Begriffe des Raumes (S. 165 f.) ist eine anerkennenswerthe Beigabe. Der Umstand, daß wir zu einfachen Punkten oder auch den ihre Orte ausfüllenden Substanzen weder durch wirkliche Theilung gelangen, noch durch fortgesetzte Zählung eine unendliche Menge einzelner Einheiten zusammenaddiren können, soll keine hinlängliche Bürgschaft weder dafür, daß es keine einfachen Punkte oder einfachen Substanzen in der That gebe, noch auch dafür, daß sie in keinem endlich begrenzten Raume in unendlicher Anzahl vorhanden seien, bewirken. Genug, daß das Gegentheil aus apriorischen Schlüssen erweislich ist (S. 172 f.). — Ueberhaupt die Unmöglichkeit, von gewissen Begriffen eine anschauliche Vorstellung zu erzeugen oder ein Bild in der Phantasie zu entwerfen, gibt uns kein Recht, sie für ungereimt und widersprechend zu erklären. Ja, wenn es sich darum handelt, den Einfluß, den die Substanzen auf einander nehmen, durch unmittelbare Wirkung derselben zu bestimmen: so müssen recht eigentlich alle von solchen Wahrnehmungen und Vorstellungen hergenommene Gedanken aufgegeben werden; weder Uebergang materieller Theilchen, noch kleinste Distanz, weder Berührung noch Durchdringung seien hier zulässig, sondern es sei nothwendig, will der Verfasser, daß man sich streng an den Begriff der unmittelbaren Wirkung halte (S. 175 — 178). Jede unmittelbare Wirkung ist, so behauptet er, eine actio transiens et in distans, und zwar in was für einer Entfernung immer; es enthält nichts Widersinniges zu sagen, daß jede Substanz, die nur überhaupt nach Außen wirkt, auch bis in die größtmögliche Entfernung hinaus unmittelbar zu wirken vermöge (S. 179). — Aber die Theorie des Verfassers bedarf noch des Nachweises, daß es unmittelbar gewisse „Erfahrungsurtheile" gebe. Einer der vornehmsten Einwürfe nämlich, der gegen sie

erhoben werden kann, ist der, daß der Beweis des Verfassers von der Erfahrung, es gebe wenigstens vermittelte Wirkungen, ausgehe, daß daher die ganze Schlußfolge statt auf reinen Begriffssätzen, auf bloßen mehr oder weniger gewissen Wahrscheinlichkeitsursachen beruhe. Möglich also, daß in Wahrheit gar nichts geschehe, weder Vermitteltes noch Unvermitteltes, und daß wir den Begriff des Zusammenhanges und vermittelter Wirkungen nur selbst in die Erfahrungen hineinlegen (S. 181 f.). Dagegen nun bemüht sich der Verfasser zu zeigen, daß nicht allen Erfahrungssätzen bloße Wahrscheinlichkeit zukomme, sondern daß viele derselben (die unmittelbaren Wahrnehmungsurtheile) unmittelbare Gewißheit haben; und mit Hilfe dieser letzteren versucht er es darzuthun, daß es außer unserem eigenen, dem vorstellenden Ich, Dinge geben müsse, welche auf dasselbe mittel- oder unmittelbar einwirken (S. 182—190). Ist ihm dieser Versuch in der That gelungen: so wäre hiemit der philosophische Beweis dafür, daß ein wirkliches Geschehen in der Welt durch wechselseitiges Einwirken der Wesen auf einander statt habe, hergestellt, und der Idealismus für immer aus dem Felde geschlagen. Ref. muß jedoch gestehen, daß ihn die Neuheit der hier vorkommenden Ansichten sowohl als die Gewandtheit, mit welcher sie der Verfasser zu vertheidigen weiß, zu sehr überrascht haben, als daß er es wagen sollte, sein Urtheil über ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit alsogleich abzugeben. Aber das hat er auch bei gegenwärtiger Anzeige niemals beabsichtigt, sondern nur das wollte er, daß Männer von Fach auf die vielen außergewöhnlichen und im Gebiete der apriorischen Wissenschaften, der Metaphysik insbesondere und reinen Naturwissenschaft, doch so hochwichtigen und einflußreichen Behauptungen des Verfassers aufmerksam würden und sich aufgefordert fühlten, dieselben einer sorgfältigeren Prüfung zu unterwerfen.

Novitäten.

Liedee von **Schmidt von Lübeck**. Drilte vermehrte und verbesserte Auflage. Altona, Joh. Friedr. Hammerich 1847.

Der achtzigjäheige Verfasser dieser Gedichte, über dessen Leben unsere Conversationslerica dee Gegenwart sowohl als der Vergangenheit mit Stillschweigen hinweggehen, während in ihnen manches kleine Licht verzeichnet steht, ragt noch aus der glänzenden Epoche des vorigen Jahehunderts, vielleicht der letzte, seit Tiedge dahingeschieden ist, zu uns herüber. Der würdige Greis beschenkt das Publikum mit einer dritten Auflage seiner Lieder, über die er sich in einer prosaisch geschriebenen Zueignung an den Jugendfreund, der die beiden ersten Ausgaben besorgte, mit großer Bescheidenheit äußert. Der Verleger mag, sagt er, die dritte Herausgabe verantworten, welcher ihn dazu aufgefordert habe. Im Gegentheil müssen wir dem Verf. aufrichtig danken, daß er sich persönlich der nochmaligen Durchsicht unterzogen, und das beneidenswerthe Geschick segnen, welches ihn so lange in voller Kraft erhalten hat, daß er es thun konnte. Denn seine Lieder, die 1821 und 1826 zum ersten und zweiten Mal gesammelt erschienen, athmen eine solche Frische und Lebendigkeit, daß der Frost der Jahre, welcher über sie hinweggegangen ist, ihnen nicht im mindesten zu schaden vermochte. Sie blühen noch heiter fort, wie der ehrwürdige Verfassee selbst; denn wir erfahren aus der Zueignung, daß das jüngste Lied in der Sammlung nur einige Monate alt ist, während das älteste beinahe sechzig Jahre zählt. Sie sind so leicht, fließend und sangbar geschrieben, daß manche von ihnen bekanntlich in das Volk eingedrungen, in Musik gesetzt sind und gesungen werden. Ihre Vepulaeität indessen hätte ihnen allein wohl schweelich eine solche Dauer und Verbreitung verschafft und gesichert; es müssen noch andere Gründe obwalten, daß sie die Gedichte vieler Poeten, die im vorigen Jahrhunderte als helle Sterne leuchteten, gegenwärtig überstrahlen. Welche Gründe mögen es sein? In der Fruchtbarkeit seines Talentes dürfen wir sie nicht suchen, seine lyrische Ader strömte nicht gerade sehr stark; wir erblicken in dieser Sammlung einen Strauß von nicht mehr als anderthalb hundert Blumen, die sich zum Theil auf wenige Zeilen beschränken. Und dennoch wurden diese Lieder von den Wogen der Poesien, die mittlerweile sich aufgethürmt haben, nicht überfluthet. Ref. glaubt, daß das Glück, mit welchem sie hinschiffen, theils auf der Schwungkraft des Talentes, das Schmidt von Lübeck offenbart, theils auf der Wahrheit seiner Empfindungen, theils auf der Einfachheit seiner Darstellung, theils endlich und nicht am geringsten auf der Reinheit seines Geschmackes beruht. Der Verf. wußte sich, einem richtigen Takt folgend, frei zu erhalten von den Floskeln, die im vorigen Jahrhundeele Mode waren und für schön galten; er wußte die vergängliche Farbe des Augenblicks zu unterscheiden von dem wahren und unveegänglichen Ton, welcher Niemandem gelehrt werden kann, der aber aus der Natüelichkeil der Gefühle und einee Anschauungsweise entspringt, welche zu singen lehrt, wie der Vogel singt, ohne daß der Sängee sich darum bekümmert, ob das Gesungene jemals einem zweiten Ohr gefallen werde. Es soll damit keineswegs behauptet sein, daß eine weit kunstreichere Sprache, die Sprache der höheren Lyrik, diesen Vogelgesang, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nicht ebenso gut nachsingen und offenbaren könne; vielmehr wird sie durch die Macht des ächten Dichters zu dem nämlichen Natueausdruck gelangen, so daß uns derselbe Ton, nur in reicherer Verklärung, aus dem Pindar wie aus dem leichten Liedchen des Anakreon entgegenklingt und entgegenschimmert. Genug, wir finden namentlich jenen mythologischen Flitterstaat, der viele Poeten aus jenen Tagen wie eine Schellenkappe lose umflattert und uns gegenwärtig lächerlich bedünkt, von Schmidt von Lübeck sorgfältig, fast ängstlich vermieden. Ee singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, z. B. in seinem „deutschen Lied:"

> Von allen Ländern in der Welt
> Das deutsche mir am besten gefällt,
> Es träuft von Gottes Segen;
> Es hat nicht Gold noch Edelstein,
> Doch Männer hat es, Korn und Wein
> Und Mädchen allerwegen.

Im Folgenden dann führt er weiter aus, was ihm an Deutschland vorzüglich behage. Seine Stoffe sehen wir großentheils aus dee nächsten Umgebung des Dichters gewählt und sie betreffen Liebe, Freundschaft, Wein, kleine Ereignisse des Lebens, Wünsche, Hoffnungen, Sehnsucht, Klagen und Aehnliches, was eine fühlende Dichterbrust beschäftigt, die vom Wechsel des Daseins freudig oder schmerzlich berührt wird, aber Alles, was in ihren Kreis fällt, zum Besten zu wenden und zu verklären trachtet. Die Mehrzahl der Lieder entspricht auch in der äußeren Form diesen Stoffen, sie sind fast alle in Strophen von leichten jambischen Zeilen ausgeprägt. Die Ordnung der gegenwärtigen Sammlung, bemerkt der Verf., ist unverändert dieselbe, wie in den beiden früheren Sammlungen; und die neuhinzugekommenen Gedichte, welche bisher noch ungesammelt und theils noch ungedruckt geblieben waren, sind hinten hinzugefügt worden, ohne daß auf ein früheres oder späteres Alter derselben Rücksicht genommen worden wäre. Ob man ihnen die Veeschiedenheit des Alters an Colorit und Haltung abmerken werde, will der Verf. dahingestellt sein lassen. So wie alternde Damen, meint er, ein greises Haar unter den braunen zu verstecken suchen, so seien auch die späteren Liedee dieser Sammlung nicht frei von dieser Coquetterie geblieben und hätten sich unter den jugendlicheren verstecken wollen. Eine nette Ausstattung ziert das Werk.

Warum Schmidt sich den Zunamen „von Lübeck" gegeben habe, sagt er in einem besonderen Gedichte, das an Lübeck gerichtet ist, worin er die theuee Stadt unter anderm anredet:

> Wir wollen vor der Welt bekennen,
> Du seist die Herzenskönigin,
> Und uns geziemend her und hin
> Fortan nach deinem Namen nennen.

J. M.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. Marbach. — Verlag der Vereins-Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Druck von O. Wigand.



